LD 2820
1

HEBEL.

Carlsruhe C.F. Müller'sche Hofbuchhandlung.

J. P. Hebel's Werke.

Ausgabe in drei Bänden.

Erster Band.

Mit Hebel's Bildniß, einem Facsimile seiner Handschrift
und vier Musikbeilagen.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Karlsruhe,
Verlag der Chr. Fr. Müller'schen Hofbuchhandlung.
1847.

Druck der Chr. Fr. Müller'schen Hofbuchdruckerei.

Vorwort
zur Ausgabe von 1843.

Die im Jahr 1834 veranstaltete Ausgabe der Hebel'schen Werke ist längst vergriffen, und so sah sich die Verlagshandlung, die das Eigenthum seines geistigen Nachlasses von den Hebel'schen Erben erworben hat, zu einer neuen Ausgabe aufgefordert.

Man durfte bei dieser neuen Auflage vielseitige gewichtige Winke nicht unbeachtet lassen; die neue Sammlung weicht deshalb in mannigfacher Beziehung von der ältern ab.

Vor Allem schien es zweckmäßig und den Anforderungen bei weitem der meisten Leser entsprechend, die neue Ausgabe auf das zu beschränken, was Hebel als Dichter und als Volksschriftsteller geleistet hat, und somit seine theologischen Arbeiten von dem neuen Plane auszuschließen. Man wollte nicht Alles, was von ihm herrührt, man wollte nur allgemein anregende Leistungen aus Hebels Nachlasse wiedergeben.

So ist in seinen Gedichten, seinen Räthseln, seinen Kalendererzählungen, seinen biblischen Erzählungen, in welchen offenbar der

Hausfreund zu der Jugend spricht, und einzelnen vermischten Aufsätzen ein immer noch reicher, und überdieß durch verschiedene Arbeiten nicht wenig vermehrter Stoff übrig geblieben.

Auch diesen Stoff bietet die neue Sammlung in anderer Weise und Anordnung, und nicht ohne einzelne Weglassungen im Vergleich zu der frühern Gesammtausgabe, dar.

Man hielt für ein Erforderniß der Pietät gegen den Dichter, noch einmal prüfende Hand an diejenigen Gedichte Hebels zu legen, die, nie für die Oeffentlichkeit bestimmt, seinen Privatkorrespondenzen entnommen sind. Und so wird es keiner Rechtfertigung bedürfen, daß man solche Gedichte, die, nicht in den Augenblicken der Weihe geschrieben, des poetischen Werthes entbehren oder doch zu lokal und speziell sind, der neuen Auflage nicht einverleibt hat, während einzelne Stellen derselben, die auf äußere Erlebnisse oder inneres Leben des Dichters immerhin einen Bezug haben, mit Treue für die Lebensbeschreibung benutzt worden sind.

Auch die Varianten, welche die frühere Sammlung der ersten Auflage der allemannischen Gedichte zumeist entnommen hat, sind in der neuen weggeblieben. Die Sammlung konnte, als Ausgabe letzter Hand, sich auf die Abänderungen, die Hebel traf, beschränken.

Die Erzählungen des Rheinländischen Hausfreundes hat man, mit Ausnahme der Betrachtungen über das Weltgebäude, deren Anfänge noch in dem alten Badischen Landkalender zu suchen sind, in der Reihenfolge wiedergegeben, wie sie in jedem einzelnen Jahrgange des Hausfreundes vorkommen, — man hielt diese chronologische Anordnung für besonders geeignet, die jedesmalige Stimmung des Dichters in der Zeit seiner Wirksamkeit als Volksschriftsteller zu beurkunden.

Insbesondere hat man sich zur Pflicht gemacht, das Leben Hebels, das die erste Sammlung schon mit rücksichtsvoller Sorgfalt erzählt hat, nach allen Richtungen erschöpfend darzustellen. Man glaubte das Andenken des würdigen Theologen nicht zu beeinträchtigen, wenn man auch die Momente seines Lebens hervorhob, in welchen nur der Mensch und der Dichter sich geltend machten. Mündliche und schriftliche Mittheilungen von Männern, die mit Hebel in innigem geistigem Verkehre stunden, mannigfache Lebensurkunden und eine reiche Korrespondenz, deren Gebrauch einzelne seiner Freunde gestattet haben, und wofür hiermit öffentlicher Dank ausgesprochen wird, gaben zu dieser Darstellung, die Hebels Leben, wo es immer möglich ist, mit Hebels eigenen Worten erzählt, reichlichen Stoff.

Zu besonderm Danke fühlt man sich gegen den ausgezeichneten Staatsmann und Schriftsteller verpflichtet, welcher der Aufforderung des Adjunkten des rheinländischen Hausfreundes durch reiche Mittheilungen aus dem Leben seines Freundes entsprochen hat.

Indem die Verlagshandlung sich angelegen sein ließ, den Hebel'schen Werken eine möglichst würdige Ausstattung zu geben, glaubt sie der Lesewelt eine nicht unwillkommene Gabe dargeboten zu haben.

Vorwort
zur Ausgabe in drei Bänden.

Die im Jahre 1843 veranstaltete Ausgabe der Hebel'schen Werke ist vergriffen. Vielfache Nachfrage hat die jetzt erscheinende hervorgerufen.

Die Grundsätze, welche uns bei der Anordnung der letzten Ausgabe leiteten, und die wir in dem Vorworte zu derselben ausgesprochen haben, waren auch bei der gegenwärtigen maßgebend.

Doch haben wir auch jetzt wieder nöthig gefunden, Manches hinwegzulassen, was den frühern Ausgaben einverleibt war. Dieses ist namentlich bei einzelnen Gedichten der Fall, die nur für den Augenblick und für die nächsten Umgebungen des Dichters Werth und Bedeutung haben konnten.

Wenn wir bei dieser Ausscheidung nicht mit mehr Strenge verfuhren, so möge dies die Rücksicht für die große Anzahl der noch vorhandenen Freunde und persönlichen Bekannten Hebel's entschuldigen, die Manches nur ungern vermissen würden, was für die größere Lesewelt vielleicht kein Verlust wäre.

Ebenso haben wir die Sammlung auf die Gedichte, Räthsel, Kalendergeschichten und die vermischten Aufsätze Hebel's beschränkt, und die biblischen Erzählungen, als Schulbuch, aus derselben weggelassen.

Dagegen sind wir durch neue Mittheilungen verehrter Freunde des Dichters, welchen wir hier unsern Dank dafür aussprechen, in den Stand gesetzt worden, die Ausgabe zu vervollständigen. Insbesondere haben wir die Lebensbeschreibung des Dichters mit neuen Stellen aus Briefen desselben, die Gedichte aber durch dessen lateinische Kirchenlieder vermehrt.

J. P. Hebel's Leben.

1. Die Eltern.

Johann Peter Hebel ist der Sohn achtbarer Landleute, welchen er nur ein geringes Vermögen, aber viele geistige Güter verdankte.

Sein Vater, Johann Jakob Hebel, war in dem damals kurpfälzischen Städtchen Simmern auf dem Hundsrück geboren. Wanderlust und Wißbegier trieben ihn frühe von der Heimath weg, die er als Webergeselle verließ. Zu Basel trat er in Kriegsdienste, und folgte als Diener des damaligen Majors Iselin den eidgenössischen Fahnen nach Flandern, an den Niederrhein und nach Corsika.

Die Zeit, die zwischen diesen Zügen lag, brachte Johann Jakob Hebel im Iselin'schen Hause zu Basel zu.

J. J. Hebel besaß eine Bildung, welche über seine Verhältnisse hinausging. Wie aus schriftlichen Arbeiten, die von ihm übrig sind, hervorgeht, wußte er überall den Geist zu bereichern. Sein noch vorhandenes Schreibbuch, das eine Sammlung von Dichtersprüchen in deutscher und französischer Sprache enthält, zeugt von einem tiefen Gemüthe und lebendigen Sinne für Poesie. Eine tabellarische Zusammenstellung der jüdischen Geschichte von seiner Hand beurkundet sogar seine Bekanntschaft mit Josephus.

In Basel lernte J. J. Hebel schon frühe seine spätere Ehefrau kennen: Ursula Oertlin, die fromme und arbeitsame Tochter wenig bemittelter Eltern von Hausen bei Schopfheim. Auch sie diente im Iselin'schen Hause.

J. J. Hebel empfand bald eine Neigung zu der jungen Markgräflerin, die er unverwischt auf seine Heerzüge mit hinaustrug.

Er erklärte diese Neigung von Valenciennes aus. Noch ist der Bewerbungsbrief in bunter Einfassung mit rother Dinte und großer kalligraphischer Fertigkeit geschrieben, vorhanden. Mit jener scherzenden Gemüthlichkeit, die auf den Sohn übergegangen ist, bittet er sich dort das Herz der Geliebten zum künftigen Meßkram aus, wenn solches zu verschenken sei.

Die Neigung war nicht unerwiedert geblieben; nach J. J. Hebel's Rückkehr aus Korsika, im Jahr 1757, wurden Johann Jakob und Ursula ein Paar.

Der Bräutigam, der jetzt zu seinem ursprünglichen Gewerbe zurückkehrte, fand schutzbürgerliche Aufnahme in dem Geburtsort der Braut. Das kleine ererbte Vermögen Beider hatte sich während ihrer Dienstzeit vermehrt; ihre vereinte Thätigkeit mußte für das Uebrige sorgen.

Den Winter hindurch arbeitete Johann Jakob Hebel an seinem Webstuhle. Den Sommer, wo der Webstuhl ruhte, brachten beide Eheleute in Basel zu. Sie fanden dort bei ihrer alten Herrschaft freundliche Aufnahme und Arbeit vollauf in Haus und Garten.

Während eines solchen Aufenthaltes zu Basel wurde **Johann Peter Hebel** den 10. Mai 1760 geboren, und den 13. desselben Monats in der St. Peterskirche nach reformirtem Ritus getauft.

---

2. Die Heimath.

Mit den Namen Hausen und Basel sind die Pole angedeutet, innerhalb welcher das geistige Leben des Dichters sich bewegt. Hier lebte das Kind, hier der herangereifte Mann, hier lebten die Erinnerungen des Dichters, der, recht verstanden, überall als Repräsentant der Gesinnung und Sitte seiner Landschaft hervortritt, und deßhalb nur in diesen Grenzen seine Meisterschaft behauptet.

Diese Heimath Hebels gehörte dem obern Theile des altbadischen Landes an. Wo der Rhein bei Basel sich nordwärts wendet, überall ursprünglich deutsches Land mit deutschem Volke durchwallend, obwohl er Grenze bildet zwischen Baden, der Schweiz und Frankreich, da liegen, vom Schwarzwald herunter bis an den Strom sich dehnend, die altbadischen Herrschaften Badenweiler und Röteln nebst Sausenberg.

Diesseits des Stromes von einst österreichischen Besitzungen umschlossen, haben diese Herrschaften den Namen des badischen Oberlandes erhalten. Rauh auf der holzreichen Höhe des Schwarzwaldes in ihrem nordöstlichen Theile, wo der mächtige Belchen sich hebt, wird diese Landschaft dem Strome zu freundlicher; überall fruchtbarer Boden, treffliche Wiesen und Weinbau.

Zur Arbeit auffordernd, aber auch sie lohnend, ist das Land reich an trefflichem Eisen, das seit Jahrhunderten in den landesherrlichen Schmelzhütten zu Candern und Hausen bearbeitet ward.

Es ist die Herrschaft Röteln insbesondere, deren Städtchen und Dörfer uns in Hebels Dichtungen entgegentreten; von der Cander und der Wiese durchflossen, enthält sie das liebliche Wiesenthal mit dem Städtchen Schopfheim und seinem ehemaligen Filialort Hausen, mit dem Amtssitze Lörrach und der unweit gelegenen Ruine des Bergschlosses Röteln, welche das Thal beherrscht.

Diese Gegend ist von einem Volke bewohnt, dessen Sprache Hebel durch seine Dichtungen weit über ihre Grenzen hinausgeführt hat, dessen ganze Gesittung er wiedergibt. Das Jugendleben Hebels fällt noch in die Jahre, wo die Volksthümlichkeiten, noch weniger vom Strome der Zeit ergriffen, in ihrem reinen Gepräge neben einander standen. So wie sie in seinen Liedern auftreten, so waren die badischen Oberländer seiner Zeit gemüthlich, mit frommer Wärme den Lehren des Lutherthums zugethan, aber eben deßwegen nicht glaubenshässig gegen die katholischen oder reformirten Nachbarn, mit treuer Anhänglichkeit einem Fürsten hingegeben, der, der Edelsten einer, über mehrere Generationen, Glück und Wohlstand fördernd, herrschte; arbeitsam, redlich und dennoch meist bis zur Schlauheit

klug, sparsam, jedoch gerne in vollem Maße genießend, was Fleiß und Arbeit einer glücklichen Natur abgewonnen, dabei stolz auf Reiz und Reichthum der Gegend, und mit unauslöschlicher Liebe der Heimath zugethan.

---

3. Die Kindheit.

Der Knabe gedieh in liebevoller Pflege frisch heran, und der glückliche Vater hat nicht gesäumt, alle seine körperlichen und geistigen Entwicklungen sorgfältig aufzuzeichnen. So bemerkt ein Blatt aus einem Notizenbuche desselben, wie der kleine Peter mit 22 Wochen den ersten Zahn bekommen habe, und mit 28 Wochen allein gesessen, und wie er mit dreiviertel Jahren allein gestanden sei, und „wie er in der Meß 1760 schon habe pfeifen können auf einer hölzernen Pfeifen." —

Die Obsorge für den heranblühenden Knaben blieb bald der Mutter allein überlassen. Schon im Juli 1761 starb Johann Jakob Hebel, in einem Alter von 41 Jahren. Ein Töchterchen, erst fünf Wochen beim Tode des Vaters alt, folgte bald demselben nach.

Solcher Verlust und die vermehrte Sorge steigerten den Ernst und den frommen Sinn der Wittwe. Es bedurfte des Ernstes, die Leichtfertigkeit des Knaben zu meistern. Armuth und Arbeit vermochten aber so wenig als mütterliche Zucht, den Muthwillen desselben ganz zu unterdrücken, und er gibt uns selbst einen Zug aus seinem Kinderleben, wenn er als Hausfreund den Adjunkten sich fragen läßt:

> „Hat Euch auch manchmal der Feldschütz verjagt von den Kirschbäumen in Eurer Jugend? Und habt Ihr, wenn's noch so dunkel war, den Weg doch gefunden auf die Zwetschgenbäume im Pfarrgarten zu Schopfen, und Aepfel und Nüsse eingetragen auf den Winter?"

Noch vor seiner letzten Reise nach Mannheim vertraute er einem seiner Freunde, daß Dr. Gall hinter seine angeborne böse Neigung gekommen sei. Als nämlich der berühmte Phrenologe zu Karlsruhe verweilte, wo er Vorlesungen, wie anderwärts, hielt, und Hebel unter seine Adepten zählte, war er in einem engern Kreise ersucht worden, die Schädel der Anwesenden zu prüfen.

„Ungemein stark ausgebildet" — oder ähnliche Worte habe er mit dem Ausdrucke der Verwunderung und sichtbarer Verlegenheit gemurmelt, nachdem er eine gewisse Stelle an Hebels Kopfe befühlt habe, dann aber schweigend sich weiter gewendet.

Dringend gebeten, mitzutheilen, was er so stark ausgebildet gefunden, sei er hierzu nicht zu bewegen gewesen, bis Hebel ausgerufen habe: Sie meinen gewiß das Diebsorgan! Er habe nun mit gutem Gewissen Herrn Gall die tröstliche Versicherung ertheilen können, daß die neue Lehre an dem kirchenrathlichen Haupte keine Niederlage erlitten; versteht sich, so weit diese Lehre die Willensfreiheit nicht aufheben soll.

In seinen Kinderjahren habe er nicht nur eine ungemein starke Neigung zu Naschereien, sondern auch eine große Verschmitztheit in der Wahl der Mittel zur Befriedigung seiner Neigung verrathen. Sei es nun auch seiner treuen, frommen Mutter mit Gottes Hülfe gelungen, diesen schlimmen Hang zu unterdrücken, so heiße es doch: naturam furca si expellas usque tamen recurret. Die sündhafte Anlage habe sich bei manchen Anläßen, wenigstens in Empfindungen, die ihn bewegten, wieder offenbart.

Daher auch die Befriedigung seines Humors an der Erzählung der Diebsstreiche eines Zundelfrieder. Daher die Gewohnheit, die Pein schlafloser Nächte mit Phantasiespielen von allerhand Gaunerstreichen zu vertreiben.

> „Wie manche schöne lange Winternacht habt ihr mich (abwechselnd mit den Wegelagerern und Falschwerbern) zum süßen Schlummer eingewiegt!" —

schreibt er im Jahr 1808 in diesem Sinne an seine Freunde in Straßburg.

Aber neben diesem Muthwillen lebte, von der ächt frommen Mutter sorgfältig genährt, ein religiöses Gefühl in dem Knaben, das sogar seine Spiele durchdrang. Oft predigte er von Stühlen und Bänken. Am schönsten aber hat er das tieffromme Gemüth wie den poetischen Sinn im Spiele beurkundet, wenn er Schmetterlingspuppen begrub, und der Auferstehung der Falter entgegenharrte.

Mit der Liebe zur Mutter hatte sich dem Kinde eine Liebe selbst zu den leblosesten Umgebungen seiner Kindheit mitgetheilt, die den Mann nicht verlassen hat, der einem Freunde für eine übersendete Schwarzwälder Uhr mit folgenden Worten dankt:

> „Eine hölzerne Uhr ist mir viel interessanter als die Taschenuhr und als die feinste englische Stockuhr, weil ich unter hölzernen aufgewachsen bin und meine erste Bewunderung und Freude, und ich muß fast sagen, die kindliche Ehrfurcht vor diesem mechanischen Leben an ihnen hängen blieb."

Schon in seinem sechsten Lebensjahre kam der aufgeweckte Knabe in die Ortsschule zu Hausen; er besuchte sie bis zu seinem zwölften. Der Schule stund Andreas Grether vor, ein Mann von eigenthümlicher Persönlichkeit, kleiner Gestalt, stark hervortretender Nase und stets gerüstet mit langem, weit ausreichendem Stocke.

Voll heiligen Eifers für seinen Dienst überwachte der Lehrer sorglich das keimende Talent des kleinen Johann Peter, und schenkte ihm keine Züchtigung für muthwillige Streiche.

Mit den nöthigen Vorkenntnissen im Lesen und Schreiben ausgestattet, kam Johann Peter in die lateinische Schule zu Schopfheim. Die deutsche besuchte er nebenbei fort.

Eine falsche Kunde, als habe die Rachsucht Grethers, den er einmal abbildete, ihn gleichsam zum Studium gedrängt, hat er selbst im Hausfreunde von 1818 widerlegt.

Diese Widerlegung enthält ein treues Bild des Verhältnisses zwischen Lehrer und Schüler. Hebel erzählt, wie er die daliegende Kohle benutzt habe, um den leicht treffbaren Lehrer an die neue Schulstubenthüre zu zeichnen, wie er Schläge dafür bekommen habe,

„nicht die ersten und nicht die letzten, auch nicht die schlechtesten.“ Dann aber sagt er von Grether: „Er war ein treuer und freundlicher Lehrer, und liebte das Büblein nachher wieder, wie vorher und wie alle seine Schüler. Oft wenn derjenige, der dies schreibt, ein Exempel aus den Brüchen rechnet oder wenn er im Herzen den Trost und den Frieden oder die Lehre eines Sprüchleins betet, denkt er an den Schulherrn, bei dem er's gelernt, und wenn er nach Jahr und Tagen wieder einmal zu seinen Jugendfreunden kommt, so reden wir von ihm.“

„Also kann es mit der Wahrheit nicht bestehen, daß der Knabe wegen Feindschaft des Schullehrers aus seiner Schule genommen und in eine vornehmere gethan worden ist. Nein, er hat auch nachher noch lange neben der vornehmen Schule die vorige mit Freude und Liebe fortbesucht. Wie man zum Caffee Cichorie thut, also kam es ihm nicht darauf an, wenn er Vormittags die lateinischen Schläge eine Stunde weit heimgetragen hatte, Nachmittags je einmal auch noch ein paar deutsche einzuthun, aber niemals unverdiente.“ — So Hebel selbst.

Seine Schalksstreiche waren allerdings meist von einer Gattung, welche die letztere Aeußerung rechtfertigt. Ein Zug aus jenen Schulzeiten mag als Beleg dienen:

Auf dem Weg von Hausen nach Schopfheim zur Schule fragte den kleinen Peter sein täglicher Begleiter, was sie noch treiben wollten, da sie noch gute Zeit bis zur Schulstunde hätten. Peter schlug vor, auf der Wiese, über die sie ihr Weg führte, alle zur Bewässerung geöffneten Stellfallen zu schließen, und alle geschlossenen zu öffnen. Der Feldhüter beobachtete sie von ferne, verbarg sich hinter einen Strauch und fiel, als die beiden Jungen herbeikamen, über sie her. Hebel riß sich los; der Feldhüter, den andern Jungen mitschleppend, sprang ihm nach, wagte aber nicht über einen schwachen Baumstamm, welcher zufällig über einem nahen, tiefen Bache lag, ihm zu folgen. Als der kleine Peter sich in Sicherheit, den Feldhüter aber den andern Jungen mit Ohrfeigen reichlich bedienen sah, rief er ihm, mit der Hand an den Backen schlagend, zu: „Chum, 's biißt mi!“ (Komm, es beißt mich!)

Die Zeit, welche die Schule nicht in Anspruch nahm, mußte, wie es die Armuth der Familie gebot, mit Arbeit ausgefüllt werden. Im Winter mußte der Knabe der Mutter das nothwendige Holz im Walde zusammenlesen und nach Hause tragen. Oft zerschlug er Steine für den Schmelzofen zu Hausen, und unterstützte so die Mutter mit seinem kleinen Verdienste.

Freundlicher war seine Lage in den Sommermonaten, wo seine Mutter zu Basel bei der alten Herrschaft immer noch die gewohnte Beschäftigung fand. Behagliches Leben in dem wohlhabenden Hause, und mäßige Arbeit und freie Bewegung, neben auch hier fortgesetztem Unterricht. Die nachstehende Sammlung enthält ein Gedicht: Erinnerung an Basel, das, wenn auch von minderm poetischen Werthe, die Freuden jener Zeit mit hellen Farben schildert. Wie jener Freuden, vergaß Hebel niemals derer, welche sie ihm schufen. Nie versäumte er, wenn er Basel betrat, den Besuch bei Iselins Gemahlin, die den Gatten längst überlebt hatte, und nie verließ er die Stadt, als auch sie dahingeschieden war, ohne ihr Grab gesehen zu haben.

Unter solchen Verhältnissen hatte der Knabe sein zwölftes Jahr erreicht. Immer schöner entwickelte Fähigkeiten beurkundeten seinen wissenschaftlichen Beruf. Der Knabe fühlte sich zur Theologie hingezogen, im Leben und Wirken eines Landgeistlichen fand er sein schönstes Ziel, ein Ziel, das noch den Greisen beschäftigte. Um ihn ungestört der Vorbildung für seinen künftigen Beruf leben zu lassen, trennte sich jetzt die Mutter von dem Knaben, und gab ihn in die Hände seines Lehrers, des damaligen Diakonus Obermüller zu Schopfheim.

Doch stund herbere Trennung bevor. Während eines Aufenthaltes in Basel erkrankte die Mutter. Die freundlichste Pflege mochte die immer lauter werdende Sehnsucht der Wittwe nach der Heimath nicht beschwichtigen. Man gab ihr nach. Ein Einwohner von Hausen holte sie mit einem Wagen ab. Der Sohn hatte sich als Begleiter der kranken Mutter eingefunden. Die Kranke verließ Basel ohne schlimme Ahnung. Aber schon auf der Hälfte des

Weges, zwischen den Dörfern Brombach und Steinen, fühlte sie die Nähe des Todes. Ehe ein Arzt herbeigerufen werden konnte, verschied sie unter dem Jammergeschrei des verwaisten Söhnleins.

Man bedeckte die Leiche mit einem Tuche, und Hebel hat späterhin als ein Zeichen seines kindischen Leichtsinns erzählt, wie er, neben dem tiefsten Schmerze, dennoch mit Begier des Augenblicks harrte, wo er, in Hausen angelangt, durch den Anblick der Leiche Nachbarn und Freunde überraschen werde.

Mochte in dem Knaben, neben dem tiefsten Jammer, sich solche Leichtfertigkeit geltend machen, der Mann trug in allen Lagen das Andenken der frommen Mutter mit innigem Dank im Herzen. Bei allen Ereignissen, die ihn freudig berührten, war die Mutter sein erster Gedanke. Es ist noch ein Brief von ihm vorhanden, der seine Ernennung zur höchsten Würde seiner Kirche noch als Geheimniß einer befreundeten Seele mittheilt; der Greis schließt die Mittheilung mit den vielsagenden Worten: „Was würde meine Mutter sagen!"

Auch die Predigt, mit der er am Schlusse seiner Laufbahn eine stille, ländliche Pfarre anzutreten gedachte, spricht ungekünstelt dasselbe Gefühl kindlicher Liebe aus.

Dort sagt er von der früh verlorenen Mutter:

> „Der Segen ihrer Frömmigkeit hat mich nie verlassen. Sie hat mich beten gelehrt, sie hat mich gelehrt an Gott glauben, auf Gott vertrauen, an seine Allgegenwart denken. Die Liebe vieler Menschen, die an ihrem Grabe weinten und in der Ferne sie ehrten, ist mein bestes Erbtheil geworden, und ich bin wohl dabei gefahren."

---

4. Die Lehrjahre.

Dem Knaben war nur ein geringes Erbe zugefallen. Der lateinischen Schule zu Schopfheim allmählig entwachsen, sollte er die

höhere Bildungsanstalt, das damalige Gymnasium illustre zu Carlsruhe, das mit grundgelehrten, meist schriftstellerisch thätigen Männern, von durchweg eigenthümlich ausgeprägter, ehrbarer Haltung besetzt war, beziehen. Der Vormund brachte ihn dahin. Die fehlenden Mittel ersetzte der Beistand freundlicher Gönner.

Einen solchen wohlwollenden Freund fand er besonders an dem damaligen Hofdiakonus August Gottlieb Preuschen. Früher zu Schopfheim angestellt, oder vielleicht auch bei Anlaß einer Geschäftsreise, hatte dieser in dem Knaben den künftigen Mann entdeckt und den Vorsatz, eine wissenschaftliche Bahn einzuschlagen, in ihm bestärkt. Jetzt nahm er den mittellosen Schüler in sein Haus und, wechselnd mit andern Freunden, zum Tischgenossen, und überwachte mit väterlicher Sorge seine Studien wie seinen Wandel.

Mit den trefflichsten Anlagen ausgestattet, und also väterlich geleitet, machte der Jüngling rasche Fortschritte. Indessen riß ihn der Schalksinn, den die fromme Mutter nur zu mildern, nicht aber zu unterdrücken vermocht hatte, hie und da zu losen Streichen. Der wohlwollende Pflegevater begnügte sich jedesmal mit milder Zurechtweisung. Ein Schalksstück aber hätte dem losen Schüler bald die ganze Gunst des Wohlthäters gekostet. In demselben Hause wohnte neben Hebel noch ein älterer Schüler, dessen pedantisches Wesen Hebels Muthwillen reizte. Er schlich sich daher an einem Winterabend, kurz vor der Stunde, da sein Nachbar gewöhnlich nach Hause kam, vor dessen Zimmerthür mit dem Lichte, das er so lange, bis er die Hausthüre sich öffnen hörte, unter den konkaven Griff der Thürfalle hielt. Hebel, leise davon schleichend, hatte alsbald die Freude, einen lauten Schrei zu vernehmen. Es erfolgte eine Untersuchung des Hausherrn, der Hebel aus dem Hause wies.

Jetzt kamen seine Freunde und legten Fürbitte ein. Vergebens. Der muthwillige Johann Peter kannte aber das weiche Herz des Wohlthäters, und schrieb einen reumüthigen, wohlgesetzten Brief in lateinischer Sprache. Dieß wirkte. Die Fürsprecher wurden gerufen und ihnen eröffnet, daß Verzeihung gewährt werde; sie

sollten jedoch Hebel einstweilen nur Hoffnung machen und ihm sagen, daß er persönlich sich um Wiederaufnahme zu bewerben habe. Die jungen Leute theilten ihm indessen die ganze Unterredung mit. „Gut," sagte Hebel, „aber wir müssen bei der Gelegenheit auch noch für künftige Fälle sorgen, damit er mich nicht wieder so leicht wegen eines kleinen Muthwillens fortschickt. Geht hin und sagt, ihr hättet mich nicht getroffen, man habe mich auf dem Wege nach Knielingen, wahrscheinlich dem Rheine zu, springen sehen!" Die Weisung wurde pünktlich befolgt, und der schlaue Peter hatte richtig gerechnet, denn er wurde, als er sich stellte, zwar mit kräftigen Ermahnungen, aber zugleich mit offenen Armen empfangen, und nie wieder vor die Thüre gewiesen.

Schon nach vier Jahren verließ Hebel, reif für die akademischen Studien, als einer der vorzüglichsten Schüler das Gymnasium. Als Hochschule wählte er die Friedrich-Alexander-Universität zu Erlangen, welche damals in jugendlicher Blüthe stand. Die Namen Sailer und Rosenmüller zogen überall die jungen Theologen an. Am 8. Mai 1773 trat Hebel in die Reihe der akademischen Bürger von Erlangen.

Die Freiheit des bunten Studentenlebens, das Treiben einer in sich abgeschlossenen jugendlichen Welt zog bald den Jüngling mehr an, als das Heftschreiben in den Hörsälen und das Nachlesen des Geschriebenen. Er gab sich dem lustigen Burschenleben völlig hin, und trat in die allenthalben auf den protestantischen Hochschulen verbreitete Landsmannschaft der Mosellaner oder, wie anderwärts behauptet wird, in den Orden der Amicisten.

Ein Jüngling von Hebels Gemüth war nicht berufen, mit dem Schläger in der Hand nach Ruhm zu jagen. Doch wird erzählt, wie er einmal eine Ehrensache hatte. Nicht ohne Herzklopfen betrat er die Mensur. Er kam mit einer leichten Stichwunde in dem Arme davon. Der blutige Tag ließ eine dauernde fröhliche Erinnerung zurück, und oft gab Hebel noch in spätern Jahren seinen Freunden die pathetische Anrede seines Sekundanten mit unvergleichlichem Humor wieder.

Die Liebe, die den Jüngling dem Studententhum zugewendet, hat den Mann nie verlassen. Nie hat er, durch seine spätere Stellung oft zum Richteramte über Studierende berufen, im überschäumenden Muthe des Jünglings Gefährliches gesehen, und die der Hochschule nahen Zöglinge des Lyceums konnten unter seiner Leitung ungefährdet sich in den Bräuchen der Hochschule bewegen.

Er selbst spricht sich noch im Jahr 1811 über Studentenleben und Treiben in einem Briefe an eine befreundete Familie in folgender Weise aus:

„Diesen Sommer war ich in Baden, und könnte Euch manches kleine Abenteuer erzählen. Z. B. wie auch Heidelberger Studenten da waren im Salmen zur Herberge, und wie ich einmal am Essen neben einen feinen Knaben von achtzehn Jahren zu sitzen kam und viel an ihn hinredete von der Süßigkeit des Studentenlebens."

„In der Brust des Studenten," sagte ich endlich ganz begeistert und gleichsam in einem Polymeter, „in der Brust des Studenten wohnen das Kind und der Knabe und der Mann in einer Brust beisammen. Das Kind ist am Entschlummern, schlägt aber noch immer die Augen auf und lächelt, als ob es in einen Traum voll Rosen niedertauchen wollte und sich darauf freute; der Knabe aber ist wacker und athmet Lebensluft und Freiheit, und der Mann wacht auch schon bisweilen auf und sieht die Sache ernsthaft an, schläft aber wieder ein, bis seine Stunde da ist." — Er kein Wort. Hierauf begann ich den sechsten und letzten Polymeter: „Darum, junges Blut, genießen Sie die schönen Tage, und begehen Sie nicht lauter kluge Streiche, sondern auch thörichte, wie ich zu meiner Zeit und noch." Da öffnete er endlich die Scheere seines Mundes, und schnitt mir mit vier Worten: „Ich bin kein Student!" alle meine schönen Streckverse entzwei."

Schon nach zwei Jahren verließ Hebel die Hochschule. Das überwiegende Talent vermochte den vernachlässigten Fleiß nicht zu

ersetzen. Er hätte Docent sein müssen, hätte er etwas lernen sollen. So kam es, daß er in der ersten Prüfung den Forderungen seiner Examinatoren nur sehr nothdürftig genügte.

---

5. Die erste Dienstzeit.

Es begann nun die Zeit eines armen, aber nicht freudelosen Stilllebens. Um so freudiger, als es sich auf dem Boden der geliebten Heimath bewegte. Von 1780 bis zum Jahre 1782, wo er ordinirt wurde, hielt Hebel sich zu Hertingen auf, einem Pfarrdorfe, das in schöner und fruchtbarer Gegend fast gleich weit von Basel und Schopfheim entfernt liegt. — Hier bestand seine Beschäftigung zunächst in dem Unterrichte, welchen er den Kindern des Pfarrers und eines andern Einwohners ertheilte. „Er ward hier umgeäzt.“

Nachdem er die Ordination erlangt hatte, leistete er dem Pfarrer Aushilfe in kirchlichen Geschäften.

Er blieb nicht lange in dieser Stellung. Man wußte seine nicht geringen Schulkenntnisse zu benutzen, und so ward Hebel schon im März 1783 an das Pädagogium zu Lörrach versetzt, freilich mit dem bescheidenen Titel eines Präceptorats-Vikarius, und mit dem eben so bescheidenen Gehalte von etwa 350 Gulden.

Ueber acht Jahre lebte Hebel in dieser Stellung; die sparsam zugemessene Besoldung nöthigte ihn, der nie ein ängstlicher Haushälter war, den Rest seines Vermögens zu verbrauchen. Seine Bemühungen um einen vortheilhaftern Lehrdienst waren vergebens. Ob er mit gleichem Ernste sich um eine Pfarrstelle bewarb, oder ob die ihn noch in spätern Jahren anwandelnde Sehnsucht nach einer solchen, nicht von jeher eine nur vorübergehende war, ist, nachherigen Vorkommnissen zufolge, wenigstens immerhin zweifelhaft.

Aber Entbehrungen vermochten so wenig als vereitelte Pläne, die Heiterkeit seines Gemüthes zu trüben; fand er doch in seinen Umgebungen zu Vieles, was ihn freudig stimmte.

Mochten schon die Erfolge der Bemühungen des noch unerschöpften Schulmannes ihn mit der gering belohnten Stellung versöhnen, so fühlte er sich in dem Leben im heimathlichen Lande und unter dem Volke, das die Sprache seiner Kindheit sprach, im Umgang mit Freunden, zum Theil Freunden seiner Jugend, obwohl er dort weniger empfing als vielmehr gab, behaglich und glücklich.

Noch ohne Ahnung künftiger Berühmtheit, widmete er den Erguß frischen Witzes, wie das flüchtig aufgezeichnete Ergebniß seiner Laune ausschließlich dem Kreise seiner Freunde.

Gewohnt, überall sich eine kleine eigene Welt in die alltägliche herein zu denken und die Namen seiner Freunde, wie den eigenen, durch selbstgeschaffene zu ersetzen, und sich und ihnen fremdartige Beschäftigungen anzudichten, erscheint er hier und in später fortgesetztem brieflichen Verkehr, bald als Parmenideus neben Zenoides, und bald wieder als Stabhalter neben dem Vogt und dem Bannwarte.

Wie die Freundschaft seinem Leben Befriedigung verlieh, so gab ihm die Liebe höhere Bedeutung. In dem verwandtschaftlichen Kreise seines Freundes Tobias Güntert, der damals das Pädagogium zu Lörrach als Prorektor leitete, lernte Hebel, welcher während seines Aufenthaltes zu Lörrach Tischgenosse Günterts und so gewissermaßen Glied seiner Familie geworden war, ein Mädchen kennen, das ihn mit unauslöschlicher Liebe erfüllte.

Gustave F., einem Geschlechte angehörig, aus dem bis in die neueste Zeit herein mancher würdige Pfarrherr und manche holde Jungfrau hervorgegangen ist, war durch Schönheit und Adel der Seele seiner Liebe würdig. Sie erwiederte die stille Neigung des Dichters.

Warum, auch nachdem die Bedenklichkeiten wegen der Nahrung beseitigt waren, aus dem nie öffentlich erklärten Verhältnisse nie ein eheliches wurde, ist selbst den vertrautesten Freunden Beider ein Geheimniß geblieben. Aber die Dauer der innigsten, zartesten Neigung, der Gustave die vortheilhaftesten Bewerbungen ruhig opferte, hat sich in dem fortwährenden geistigen Verkehre Beider beurkundet. Gustave hat den Freund der Jugend überlebt.

---

6. Schulmännische Wirksamkeit.

Es bedurfte einer Zeit von fast neun Jahren, bis die Verdienste Hebels höhern Ortes nach ihrem wahren Werthe erkannt wurden. Oft waren seine Bewerbungen ohne Erfolg geblieben. Selbst sein geringer Gehalt war nie erhöht worden. Endlich ward ihm die Aussicht auf die Pfarrei in der Altenstadt zu Pforzheim Anfangs des Jahres 1790 eröffnet. Aber, wie ein Brief, der sich aus jener Zeit erhalten hat, berichtet, machten körperliche Leiden, die inzwischen eingetreten waren, ihm die Ablehnung der früher wohl gewünschten Stelle jetzt zur Nothwendigkeit. Er erklärt dorten, wie anhaltendes Sprechen ihm große Schmerzen verursache, wegen deren er sich weit aussehender ärztlicher Behandlung zu unterwerfen habe, „das Informiren schade ihm jedoch nicht, wenn er sich vor Schreien und Zorn hüte."

Eine gedrückte, fast hoffnungslose Stimmung spricht sich in demselben Schreiben aus, wenn er sagt:

> „Gesetzt, ich wollte auch eine weniger beschwerliche Pfarrei in der ungewissen Hoffnung annehmen, daß mich das Predigen, wenn ich nicht dabei informire, weniger angreifen werde, so verbietet mir mein Gewissen und meine Ruhe, so lange ich nicht gesichert vor einem frühen Tode oder elenden Leben bin, zu heirathen und — was ist ein lediger Pfarrer in einem abgelegenen Dorfe, der der Haus- und Landwirthschaft unerfahren ist!"

Diese briefliche Verwahrung scheint an die rechte Stelle gelangt, von der Pfarrei weiter keine Rede, und die angewandte ärztliche Hülfe von großer Wirksamkeit gewesen zu sein. Schon im folgenden Jahre ward Hebel an das Gymnasium in Karlsruhe, obwohl nur als Subdiakonus, berufen.

Die Anstalt, immer noch hohen Rufes sich erfreuend, war fortan der Schauplatz seiner erfolgreichen Wirksamkeit. Allmälig von dem Unterrichte in den untern Klassen zu den höhern emporsteigend, fand er hier gleichen Anlaß zum Lehren wie zum Lernen.

Es lag nicht in der Persönlichkeit Hebels, sich mit anhaltender Ausdauer irgend einem Studium hinzugeben. Tiefes Wissen war ihm nicht Bedürfniß. Er bedurfte zu Erwerbungen aus dem Gebiete der Wissenschaft des äußern Anlasses. Solchen gab besonders die Schule. Selbst trefflicher Lehrer, lernte er auf diesem Wege mit den Schülern. Einen guten Theil seiner nicht tiefen, aber mannigfaltigen, durch nothwendige Wiederholungen um so fester eingeprägten Kenntnisse dankt er dieser Beschäftigung. Seine Vertrautheit mit den Sprachen des klassischen Alterthums, die er zum Theile von den Schulstudien mitgebracht hatte, mußte sich unter solchen Umständen zu besonderer Höhe steigern. Die Literatur, die ihm diese Kenntnisse erschlossen, gab ihm das Schöne in reicher Ausbeute. Den Geist seiner Lieblingsschriftsteller durchdringend, eignete er dieselben großentheils seinem Gedächtnisse an, so daß er bald beim Unterrichte für sich des Buches nicht mehr bedurfte.

Gleiches trat bei der hebräischen Sprache ein, welche er alsbald bei seinem Eintritt in die Anstalt in ihren ersten Grundlagen zu lehren hatte. Die Lehre wirkte um so mehr zu seiner Belehrung, als er hier großer Lücken im mitgebrachten Wissen sich bewußt war. Gestand er doch einmal seinen Schülern selbst, daß er nicht nur das Hebräische zu lehren habe, sondern vorerst auch zu lernen. Er war bald Herr über die Formen, deren ängstliche Handhabung nie die Lebensfrage seines Unterrichtes geworden ist, und so wußte er auch hier für die Schönheiten der heiligen Sänger des alten Bundes empfängliche Gemüther zu begeistern.

Den Freund der Natur zog besonders die Naturgeschichte an, die ebenso in seinen Lehrkreis gehörte. Auch hier fühlte er sich mit den glücklichen Erfolgen belohnt, welchen die Liebe zur Sache begabten Köpfen sichert.

Mit dem Lehramt war ihm die Predigt zur Dienstpflicht gemacht. Das heitere Bild einer stillen Pfarrei mehr, als den Wunsch darnach, in der Seele, hatte Hebel während seines Aufenthaltes zu Lörrach sehr häufig dort und in der Umgegend in seiner volksthümlichen Weise gepredigt. Jetzt, zum Kanzelvortrag vor einer größern

Gemeinde, verstand er auch hier seine Stellung. Auch hier zog die Wärme eines frommen Gemüthes und die einfache Würde der Sprache und des Vortrages die Hörer mächtig an. Markgraf Karl Friedrich selbst, der fromme Förderer kirchlichen Lebens, fehlte nur selten bei seinen Predigten.

Bei solchen Leistungen ward Hebel schon ein Jahr nach seiner Versetzung nach Karlsruhe zum wirklichen Hofdiakonus befördert. In dieser Stellung blieb er bis zum Jahr 1798, wo er zum Professor der Dogmatik und der hebräischen Sprache in der obersten Abtheilung des Gymnasiums ernannt ward.

Das Gymnasium, obwohl zur Vorbereitung für künftige Gelehrte aller Fächer errichtet, war, nach der ursprünglichen Absicht seines Stifters, in seiner damaligen Einrichtung besonders für Vorbereitung und Ausbildung künftiger Theologen bestimmt; es ersetzte in Bezug auf diese, deren das Land am meisten bedurfte, und die in reichlichster Anzahl aus seinen Schülern hervorgingen, möglichst die dem kleinen Lande fehlende Hochschule.

Die neue Beförderung dankte Hebel der Würdigung des ihm freundlich zugethanen, um Baden hochverdienten Staatsmannes, Friederich Nikolaus Brauer, der damals an der Spitze des Consistoriums stand.

Brauer fand in Hebel den Mann, welcher dem längst gefühlten Bedürfniß eines neuen Landeskatechismus genügen mochte.

Hebel unterzog sich dieser Anforderung. Er legte der Arbeit den kleinen Katechismus Luthers und den Herder'schen zu Grunde. Die vollendete Arbeit erhielt die Genehmigung des Consistoriums. Nachdem sie aber den einzelnen Diöcesen des Landes zur Beurtheilung in Abschrift mitgetheilt worden war, wurde sie so vielseitig bemängelt und bestritten, daß der Entwurf lediglich liegen blieb.

---

7. Die allemannischen Gedichte.

So war Hebel, wenn auch spät, den Sorgen der Nahrung entrückt; lange Zurücksetzung war durch steigende Anerkennung vergütet, seinem Wirkungskreise waren weitere Grenzen gezogen, seine Lebensverhältnisse waren angenehm; die Residenz, seit der Vereinigung der badischen Markgrafschaften größerer Bedeutung — wenn auch nur allmälig — entgegengehend, bot manchen Genuß und, viele geistige Kräfte vereinigend, anziehende und weckende Berührungen; dem Bedürfnisse geselliger Unterhaltung und zwanglos behaglicher Abendstunden genügte der Ort. Hebels gesellige Vorzüge zogen Freunde und Bewunderer an; das offene, für Freundschaft so empfängliche Gemüth schloß sich leicht an, und so war ihm Anlaß genug gegeben, mit der neuen Lage sich zu befreunden.

Aber es bedurfte langer Zeit, ein tiefgefühltes Vermissen der Heimath in ihm ganz zu mildern. So schreibt er im Jahre 1802 in scherzhaftem Unmuthe dem Rechnungsrathe Gyßer zu Müllheim, welcher die Ankündigung seiner allemannischen Gedichte ebenfalls mit allemannischen Versen begrüßt hatte:

Ihr trinket urig Poesie
In lange Züge z' Müllen an der Post,
Tausig Sappermost,
Isch sel nit e chospere Wi!

Aber chömmet, sind ers echt im Stand,
Doher au ne Rung, ins Welschchornland,
Sufet Prosa usem nasse Züber
In der Chuchi! ('s tribt mer d' Augen über,)
Sel, by Gollig, luegt ein ander a!

Selbst noch im Jahre 1805 schreibt Hebel einer befreundeten Familie:

„Ich muß in's Oberland reisen, ich muß aus der Wiese trinken und die Geister im Röttler Schlosse besuchen, wenn ich nicht in kurzer Zeit zu dem gemeinsten, geistlosesten Hardbewohner ermatten soll.“

Bisweilen steigerte sich seine Sehnsucht zu leisem Heimweh, und dieses ist nach dem eigenen Geständnisse des Dichters die Mutter der Dichtungen, die seinen Ruhm begründet haben.

Es gab Stunden der Einsamkeit, wo ihm die Heimath mit ihren Bewohnern lebhafter vorschwebte, die Wehmuth der Entfernung verklärte ihm die Bilder einer schönen Erinnerung, — und so wies das Bedürfniß, von den geliebten Gegenständen zu sprechen, seiner Dichtung den bestimmten Kreis an.

In bäuerlicher Einfachheit erzogen, und nirgends einen Ursprung leugnend, der mit den zartesten Erinnerungen zusammenhing, dem Gedanken an einfache Wirksamkeit unter Landleuten stets ergeben, fand er im Leben und Treiben des Landvolks seiner Heimath, in seiner Auffassung und Ausdrucksweise sich geistig heimisch, und wie sonst die Dichternatur, beengt von der Gegenwart, in ungemessene Ferne hinausstrebt, so weilte sein Genius in diesen engen Grenzen.

So war ihm das poetische Genrebild natürlich vorgezeichnet. Aber mehr eigenthümlich als schöpferisch, bedurfte er eines weitern äußern Anlasses, des Beispiels. Es lag ihm nahe. Die Alten, die er verständig anzuwenden wußte, wo Andere nachahmten, haben ihren großen Einfluß auf seine Dichtungen. Nächst ihnen Voß. Er, der für das Idyll seine rechte Stelle in der Poesie der Nation zurückverlangt hatte, war durch seine plattdeutschen Gedichte auch für die Hebel'schen Gedichte von entschiedenem Einflusse. Sein Beispiel weckte den Gedanken der Gedichte in allemannischer Mundart. So entstanden die allemannischen Gedichte, Bilder der Heimath des Dichters, seiner Landsleute, seiner Kindheit. Er tritt darin als der eigentliche Vertreter der Sprache, der Denkart, der Gesittung und der Lebensweise seiner Landsleute hervor. Obwohl er sich nirgends sichtlich in den Mittelpunkt seiner Dichtungen stellt, berühren sie oft und meist sein eigenes Leben. So tritt in der einsamen Mutter, die dem schlafenden Knaben den Christbaum ziert, das Bild seiner eigenen Mutter hervor; ebenso stellt das damit verwandte Gedicht „eine Frage“ die Mutter des Dichters in

ihrer Erziehungsweise dar, obwohl nur der die Züge des Bildes erkennen wird, der Hebels Jugendleben kennt; so verlegte er das Gespräch über die Vergänglichkeit zwischen Brombach und Steinen, an die Stelle, wo er seine Mutter verlor.

Nicht allein in dargestellten Erinnerungen und ausgesprochenen Gesinnungen, Anschauungen aus dem Leben und Treiben seiner Landsleute darstellend, wußte er Allegorie und Personifikation glücklich zu benutzen, und das Leblose in den Kreis der Landleute seiner Heimath hereinzuziehen. Es lag nahe, den Fluß der Heimath, die Wiese, als allemannische Jungfrau dem liebenden Rhein entgegenzuführen; aber auch Jahres- und Tageszeiten und die Gestirne des Himmels erscheinen vermenschlicht in demselben Gewande, mit derselben Sprache, derselben Sinnesweise.

Mehr eigenthümlich, als selbst schaffend, wußte er Fremdes glücklich auszubeuten, und gleichsam für sein poetisches Gebiet zu erobern. Nicht überall ist Stoff und Gedanke sein Eigenthum, aber überall ist das Entlehnte so von seiner Eigenthümlichkeit durchdrungen, so in seine Darstellungsweise umgeprägt, daß weniger eine Entwendung hervortritt, als eine Acclimatisirung fremder Pflanzen auf seinen heimathlichen Boden.

Die meisten dieser Gedichte sind zu einer Zeit entstanden, als Hebel schon längst in Karlsruhe wohnte, nämlich in den Jahren 1801 und 1802. Die Bescheidenheit erlaubte dem Verfasser nicht, an einen größern Kreis von Lesern zu denken, als den der nähern Bekannten, denen er seine Lieder, meist Eingebungen nächtlicher Stunden, mittheilte. Es bedurfte des Zuspruchs sachkundiger Freunde, ihn zur Herausgabe der Sammlung zu bewegen, die durch beifällig aufgenommene Abschriften einzelner Gedichte bereits vorbereitet war. Und selbst dieser Zuspruch wäre vielleicht wirkungslos gewesen, hätten nicht finanzielle Rücksichten geboten, aus dem geistigen Schatze materielle Vortheile zu ziehen. Noch ohne schriftstellerischen Namen, wählte Hebel, nach vorgängiger Mittheilung einiger Proben, den Weg der Subscription.

Er scheint selbst über den günstigen Erfolg derselben noch

Zweifel gehegt zu haben. Scherzhaft schreibt er hierwegen an einen Freund zu Müllheim:

Nein, wohl so hätt' ich au der Schmidt
Z' Hüglen überlistet mit mim Lied!
So ne gscheidte Ma, wie Ihr just sind,
Chauft e Chatz im Sack, und seig sie blind!

Geb der Himmel, aß se schöner Art,
Und mit chloren Augen use fahrt,
Wenn i 's Säckli lös, und lock und sag:
„Büsli chum, und loß di seh am Tag!"

So erschien im Jahre 1803 in der Macklot'schen Hofbuchhandlung zu Karlsruhe die erste Ausgabe der allemannischen Gedichte. Die Sammlung bestand aus zwei und dreißig Gedichten. Sie waren damals schon mit vier musikalischen Compositionen ausgestattet, von denen drei zu den Liedern Freude in Ehren, Hans und Verene und Wächterruf von Pfarrer C. L. Müller zu Friesenheim verfaßt sind. Die Melodie zu dem Gedichte „der Morgenstern" hatte Hebel von unbekannter Hand aus Kolmar erhalten.

Die günstigste Aufnahme kam der noch anonym herausgegebenen Sammlung entgegen.

Zog die frische Eigenthümlichkeit der allemannischen Gedichte, die der Natur so nahe und der Naturdichterei so ferne Kunst des Dichters die Kenner und Berufenen an, so sprach das tiefklare Gemüth, der kindlich fromme Sinn allenthalben auch die Leser von minderer Bildung an, und besonders freudig nahmen die Bewohner des badischen Oberlandes die Sammlung auf.

Oeffentliche Urtheile lenkten bald die Aufmerksamkeit eines weitern Leserkreises auf den Dichter und sein Werk.

Was der liebenswürdige Greis J. G. Jacobi zu Freiburg, der, wenn auch jetzt schon fast vergessen, von gewichtigem Einfluß auf die Bildung seiner Umgebungen war und als zuständiger Richter in Dingen der Kunst galt, in dem Freiburger Intelligenz- und Wochenblatte vom 23. Hornung 1803 zu einem kleinern Publicum

Lobendes und Anerkennendes über die allemannischen Gedichte gesprochen hatte, ward in dem Jahrgange 1804 des von ihm gegründeten Taschenbuchs Iris wiederholt.

Noch in dem Jahre ihres Erscheinens fanden aber die allemannischen Gedichte in dem Urtheile Jean Pauls eine neue, gewichtigere Anerkennung. Eine Anerkennung, um so freudiger für Hebel, als er sich zu Jean Paul mit Begeisterung hingezogen fühlte.

Jean Pauls Ankündigung der allemannischen Gedichte ist in einem Schreiben an den Herausgeber der Zeitung für die elegante Welt enthalten, und dieses wieder abgedruckt in den Anhängen zu Katzenbergers Badereise.

„Eben habe ich," sagt Jean Paul, „zum fünften oder sechsten Male eine Sammlung Volkslieder von Einem Dichter gelesen, welche in der Herder'schen stehen könnte, wenn man in einen Blumenstrauß wieder einen binden dürfte." —

„Unser allemannischer Dichter hat für Alles Leben und für Alles Sinn; das offne Herz, die offnen Arme der Liebe und jeder Stern und jede Blume wird ihm ein Mensch. Durch alle seine Gedichte greift dieses schöne Zueignen, deren allegorisirende Personifikation er oft bis zur Kühnheit der Laune steigert. Z. B. im ganzen ersten Gedicht: die Wiese."

„Er ist naiv, er ist von alter Kunst und neuer Zeit gebildet, — er ist meistens christlich-elegisch — zuweilen romantisch-schauerlich, — z. B. in der hohen Erzählung: der Karfunkel, — er ist ohne Phrasentriller, — er ist zu lesen, wenn nicht Ein Mal, doch zehn Mal, wie alles Einfache."

„Mit andern, bessern Worten: das Abendroth einer schönen, friedlichen Seele liegt auf allen Höhen, die er aufsteigen läßt, — poetische Blumen ersetzt er durch die Blumengöttin selber, durch die Poesie, — das Schweizer Alphorn der jugendlichen Sehnsucht und Freude hat er am Munde, indeß er mit der andern Hand auf das Abendblühen der hohen Gletscher zeigt, und zu Beten anfängt, wenn auf den Bergen die Betglocken schön herabrufen."

„Wahrlich, eine liebliche Erscheinung, aber keine außer der

Jahreszeit! Denn auf dem deutschen Musenberge, der jetzt unter einer stechenden Frühlingssonne zugleich blüht und dampft, kann jetzt Alles auffahren. Gleichwie Blumen und nordisches Gestrippe und Gift und Duft."

Auf diese Stimme hin konnte Hebel ruhig bei der nächsten Auflage seiner Gedichte mit seinem Namen hervortreten. Eine solche war schon im Jahre 1804 nothwendig geworden. Jetzt trat Göthe mit ausführlicher Beurtheilung des Dichters in der Jenaischen Literaturzeitung auf.

„Der Verfasser dieser Gedichte," sagt Göthe, „ist im Begriff, sich einen eigenen Platz auf dem deutschen Parnaß zu erwerben. Sein Talent neigt sich gegen zwei entgegengesetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit frischem, frohen Blick die Gegenstände der Natur, die in einem festen Dasein, Wachsthum und Bewegung ihr Leben aussprechen, die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen, und nähert sich der beschreibenden Poesie, doch weiß er durch glückliche Personifikationen seine Darstellung auf eine höhere Stufe der Kunst herauf zu heben. An der andern Seite neigt er sich zum sittlich-didaktischen und zum allegorischen; aber auch hier kommt ihm jene Personifikation zu Hülfe, und wie er dort für seine Körper einen Geist fand, so findet er hier für seine Geister einen Körper. Dieß gelingt ihm nicht durchaus, aber wo es ihm gelingt, sind seine Arbeiten vortrefflich, und nach unserer Ueberzeugung verdient der größte Theil dies Lob."

„Wenn antike oder andere, durch plastischen Kunstgeschmack gebildete Dichter das sogenannte Leblose durch idealische Figuren beleben, und höhere, Göttern gleiche Naturen, als Nymphen, Dryaden und Hamadryaden an die Stelle der Felsen, Quellen, Bäume setzen; so verwandelt der Verfasser diese Naturgegenstände zu Landleuten, und verbauert auf die naivste, anmuthigste Weise durchaus das Universum, so daß die Landschaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unserer erhöhten und erheiterten Phantasie nur eins auszumachen scheint."

„Ueberhaupt," sagt derselbe Beurtheiler an einer andern Stelle,

„hat der Verfasser den Charakter der Volkspoesie darin sehr gut getroffen, daß er durchaus, zarter oder derber, die Nutzanwendung ausspricht. Wenn der höher Gebildete von dem ganzen Kunstwerke die Einwirkung auf sein inneres Ganze erfahren, und so in einem höheren Sinne erbaut sein will, so verlangen Menschen auf einer niederen Stufe der Cultur die Nutzanwendung von jedem Einzelnen, um es auch sogleich zum Hausgebrauch benützen zu können. Der Verfasser hat nach unserm Gefühl das fabula docet meist sehr glücklich und mit viel Geschmack angebracht, so daß, indem der Charakter einer Volkspoesie ausgesprochen wird, der ästhetisch Genießende sich nicht verletzt fühlt."

An diese Stimme reihten sich in gleichem Sinne noch andere. So verbreiteten sich die allemannischen Gedichte, allenthalben empfohlen und allenthalben willkommen, bald so weit, als die deutsche Sprache geht.

Und so konnte schon im Jahre 1806 die dritte, im Jahre 1808 die vierte Auflage erscheinen, und es mochte wohl die Verbreitung namentlich von Wiener Nachdrücken die Ursache sein, daß erst im Jahre 1821 die fünfte Auflage erschien, der dann schon im nächsten Jahre eine neue Originalausgabe nachfolgte, eine Auflage, deren Wohlfeilheit einem neuen Reutlingischen Nachdruck nicht vorzubeugen vermochte.

Obwohl bei dem Dichter, der, bei ohnehin nicht überschwenglicher Ergiebigkeit, immer zu rechter Zeit und vor dem Eintritte der Nachahmung eigener früherer Produktionen aufzuhören wußte, noch kein völliger Stillstand eingetreten war, — denn neuere Leistungen waren inzwischen in verschiedenen Zeitschriften erschienen, — so ließ er dennoch die dritte, wie die vierte Ausgabe seiner Gedichte durchaus unvermehrt.

Ueber die Ursache der so bald eingetretenen Abnahme seiner Kraft im Hervorbringen giebt Hebel selbst Aufschluß:

„Wo hätte ich träumen können," schreibt er im Jänner 1805 einem Freunde, „daß die anspruchlosen allemannischen Gedichte, die nun bald die dritte Auflage erleben, solche Aufmerksamkeit der

Gebildeten und selbst den Beifall von Männern, wie Jakobi, Jean Paul und Voß erhalten würden. — Aber, lieber Freund, dieser Beifall hat mich zur Fortsetzung nicht aufgemuntert, sondern verzagt gemacht; ich mag ihn nicht selber wieder wegsingen. Der Geist, der damals so stille über mir schwebte, ist beschrien und verschwunden. Zwei Proben vom Nachtrieb hat die Iris 1804 und 1805 aufgenommen, und noch etwas Weniges und Gemeines habe ich in den Papieren."

Die allemannischen Gedichte waren in der vierten Ausgabe nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt erschienen.

Der zu nie geahnter Erweiterung ausgedehnte Kreis von Lesern, der Gedanke, nicht mehr vor den fast durchweg persönlich gekannten Lesern eines kleinen Landstriches dazustehen, sondern vor der Nation; die Mahnung Göthe's, „auch dem äußeren, technischen Theile seiner Dichtungen, besonders seinen reimfreien Versen, noch einige Aufmerksamkeit zu schenken," bewogen zu mancher Aenderung. Das allzu Oertliche, wie das Derbkräftige, das Gemeinscheinende mußte angemesseneren Ausdrücken weichen, einzelne Nachläßigkeiten des Versbaues wurden möglichst verbessert. Die Gründe dieser Aenderungen hat Hebel selbst in der Vorrede zu der vierten Auflage auseinander gesetzt. Er hat nicht überall damit überzeugt. Manche Freunde seiner Dichtungen sahen mit konservativem Unwillen die Frischheit derselben durch seine Neuerungen verletzt. Aber aller Aufforderungen ungeachtet, war Hebel nicht mehr zur Wiederherstellung der alten Formen zu bewegen.

Was Hebel inzwischen Neues geschaffen und in verschiedenen Zeitschriften niedergelegt hatte, der Iris und dem alsatischen Taschenbuche namentlich, das nahm er erst in die fünfte Ausgabe seiner Gedichte auf.

Es konnte nicht fehlen, daß der Gedanke einer Uebertragung der so beifällig aufgenommenen Gedichte hier und da rege ward.

Jean Paul, der die innige Verwandtschaft der Form und des Gedankens dieser Dichtungen und die innere Nothwendigkeit ihrer Mundart zu sehr begriff, um nicht die störenden Einflüsse jeder

Uebersetzung vorauszusehen, hat sich hierüber bereits in seinem Schreiben an den Herausgeber der Zeitung für die elegante Welt ausgesprochen.

Er sagt: „Nur die Mundart jenes Landes, das sonst das Mutterland einer unvergleichlichen Dichtkunst war, und jetzt das Vaterland von einigen großen Dichtern ist, spricht das zarte, spielende Musenkind; und mit der schwäbischen Mundart entzöge man ihm seine halbe Kindlichkeit und Anmuth."

Diese Mahnung blieb nicht beachtet. Jakobi verlangte in dem Freiburger Intelligenz- und Wochenblatt und in der Iris vom Jahre 1804 die Uebertragung der Hebel'schen Gedichte in die allgemeine Schriftsprache. So wenig er sich verhehlen konnte, daß selbst in der gelungensten Uebersetzung manche Schönheit der Hebel'schen Gedichte untergehen müßte, fand er in der Erhabenheit und Einfachheit, in der Natürlichkeit derselben die Gewähr des Anklanges und Beifalls auch bei anderer Form. Freilich forderte er Meisterhände für diese Aufgabe. Er wünschte, daß ein Mann, mit dem seltenen Talente begabt, womit Herder jede unter einem entfernten Himmel sprossende Blume in den einheimischen Boden zu verpflanzen weiß, die allemannischen Gedichte mit einigen unumgänglichen Auslassungen und Veränderungen übersetzte. Er versuchte den Beweis seiner Behauptung mit eigenen Uebertragungen. Die „Freude in Ehren" erschien in dem Wochenblatt; Einiges aus dem „Winter" und der „Sonntagsfrühe" in der Iris.

Hebel selbst war keineswégs mit Jakobi einverstanden. Ihm glich, wie er sich einem Freunde gegenüber äußerte, eine hochdeutsche Uebersetzung seiner Lieder einem einfachen Landmädchen, das in fremdem städtischem Putze in hoher Gesellschaft eingeführt werde.

Doch hielt ihn diese Ansicht nicht ab, selbst mit einem Uebertragungsversuche aufzutreten. Die Iris vom Jahre 1804 brachte die hochdeutsche Ubersetzung des Abendsternes, eben jenen „Nachtrieb," dessen sein Brief gedenkt. Bei allem Streben, dem Originale möglichst treu zu bleiben, sah Hebel sich bei dieser Uebersetzung zu vielen, gar nicht unbedeutenden Abänderungen genöthigt. Er hat

dabei dem künftigen Uebersetzer den Weg angedeutet. Für den Uebersetzer, der nicht mit seinem Eigenthum schaltet, war dieser Weg freilich schwer einzuhalten, und es gehört große Vorsicht dazu, zwischen Willkühr und Nothwendigkeit die Gränze zu finden. Mit dieser Uebertragung dürfte aber Hebel selbst einen bündigen Beleg zu dem Ausspruche Jean Pauls geliefert haben.

Den Uebertragungen einzelner Gedichte folgte bald eine Uebersetzung der ganzen Sammlung. Die erste erschien zu Bremen und Aurich im Jahre 1808. Der ungenannte Verfasser erklärte jedoch nur die Unverständlichkeit des Originals für den norddeutschen Leser als Anlaß seiner Arbeit.

Hebel selbst erlebte noch drei andere Uebertragungen seiner allemannischen Gedichte von Scheffner, Girardet und Adrian. Die anonym herausgegebene Scheffner'sche Uebertragung, die Arbeit eines fünfundsiebenzigjährigen Greisen, erschien 1811 zu Königsberg; sie kündigte sich ebenfalls nur als Hilfsmittel zu besserer Verständlichkeit an, und wurde im Jahre 1817 zum zweitenmale aufgelegt. Die von Girardet erschien im Jahre 1821 zu Leipzig, die Adrian'sche 1834 zu Stuttgart.

Dem Wunsche Jacobis rein entgegengesetzt, hatte Göthe schon in seiner Beurtheilung der Hebel'schen Gedichte sich ausgesprochen, daß, wie es für eine Nation ein Fortschritt zur Cultur sei, wenn sie fremde Werke in ihre Sprache übersetze, es eben so ein Schritt zur Cultur der einzelnen Provinz sein müsse, wenn man ihr Werke derselben Nation in ihrem eigenen Dialekte zu lesen gebe.

„Versuche doch der Verfasser," sagt Göthe, in seiner Beurtheilung fortfahrend, „aus dem sogenannten Hochdeutschen schickliche Gedichte in seinen oberrheinischen Dialekt zu übersetzen. Haben doch die Italiener ihren Tasso in mehrere Dialekte übersetzt."

Auch mit dieser Ansicht konnte sich Hebel nicht ganz befreunden. Er hielt die allemannische Mundart für unvereinbar mit Allem, was sie nicht in sich selbst erzeugt und geboren habe; eine Uebersetzung in der vorgeschlagenen Weise war ihm eine fremde Seele in fremdem Körper, ein Mensch von feinem Geschmacke und feinen Sitten,

der auf einmal im Zwilchrocke erscheint. Er sprach mehr als eine bloße Meinung aus, wenn er sagte, es könne das Hochdeutsche in die allemannische Sprache nur hinüber gedichtet, nicht aber hinüber übersetzt werden, denn auf diese Weise hat er selbst Fremdes, sogar aus den verschiedensten Zeiten und Ländern, durch und durch zum Eigenthum der allemannischen Zunge gemacht. Dagegen gedachte Hebel später einzelnen Volksliedern aus dem Wunderhorn das Gewand seiner Gegend zu geben. Es blieb jedoch beim bloßen Vorsatze.

---

8. Dienstleben und Beförderungen.

Inzwischen wirkte Hebel mit glücklichem Erfolge als Lehrer fort. Seine Verdienste blieben nicht unbemerkt. Die Ernennung zum Kirchenrathe, welche am 12. December 1805 erfolgte, war ein neues Zeichen der Anerkennung dieser Verdienste. Auf Hebels Berufsverhältnisse hatte der neue Titel keinen Einfluß.

Es schien übrigens die Zeit herangekommen zu sein, wo er das mühsame Lehramt mit der Seelsorge vertauschen konnte. Mit dem Breisgau war Freiburg an Baden gefallen.

Es wurde eine evangelische Pfarrei daselbst errichtet.

Die Nähe der Heimath, die Freundlichkeit der Stadt, die Schönheit ihrer Umgebungen, die Gemüthlichkeit ihrer Bewohner, der erleichterte Umgang mit den Jugendfreunden, die Anwesenheit vieler Freunde und Verehrer und anziehende gesellige Kreise nährten in ihm den Wunsch, sich um jene Stelle zu bewerben.

Noch im December des Jahres 1806 machte er eine Reise nach Freiburg, um alle Verhältnisse der neuen Pfarre in der Nähe zu betrachten.

„Das Resultat meiner Reise," schrieb er kurz vor derselben an seine Freunde in Straßburg, „wird die Entscheidung sein, ob ich

die neue lutherische Pfarrei in Freiburg annehme oder nicht. Fast glaube ich ja!"

Seine Unentschlossenheit wich aber dem festen Vorsatze, die nöthigen Schritte um diese Pfarrstelle zu thun, als ihm überall herzlicher Empfang und dringende Aufmunterung zum Bleiben entgegenkam.

Allein der fünfzehnjährige Aufenthalt in Karlsruhe hatte Hebel, trotz seiner heimathlichen Sehnsuchten, dort heimisch gemacht; seine Stellung hatte, trotz den Mühen des Schullebens, des Anziehenden und Anregenden zu viel; die Jugend lag zu weit hinter ihm, als daß er sich so leicht in das Neue, das Ungewohnte und Ungeprüfte hineingewagt hätte.

Kaum hatte er Freiburg im Rücken, als die Unentschlossenheit mit erneuter Macht zurückkehrte, und er heftiger aufgeregt war, als zuvor.

In dieser Stimmung gelangte er in das nur drei Stunden von Freiburg entfernte Emmendingen, wo er übernachtete. Vergebens suchte er Stundenlang den Schlaf. Als er endlich der Erschöpfung erlegen, da weckte ihn um die zweite Stunde des Morgens die Stimme des Nachtwächters mit seinen eigenen Worten:

Und wem scho wieder, eb's no tagt,
Die schweri Sorg am Herze nagt,
Du arme Tropf, di Schlof isch hi!
Gott sorgt, es wär nit nöthig gsi!

Diese Worte übten, wie eine Mahnung von oben, eine beruhigende Gewalt auf sein Gemüth.

In Karlsruhe wieder angelangt, vernahm er von Karl Friedrich selbst den Wunsch, ihn der Residenz zu erhalten und die Zusage einer Gehaltserhöhung.

Schon im Januar 1807 schreibt er scherzend an dieselben Freunde, denen er sein Schwanken mitgetheilt:

„Ich bleibe in Karlsruhe, wie es scheint. Unter anderm wills der Großherzog haben, was mir sehr lieb ist, damit ich nicht selber wählen darf."

So blieb er dem Lehramte und der Anstalt, die in Folge neuer Anordnungen im Schulwesen den Namen eines Lyceums erhalten hatte. Schon zu Anfang des Jahres 1808 ward ihm die Direktion derselben übertragen. Seiner Wirksamkeit als Lehrer war jetzt die oberste Abtheilung der Anstalt angewiesen, wo die alten Sprachen und Rhetorik den Kreis der ihm zugetheilten Lehrgegenstände bildeten. Ein neuer Geschäftszuwachs kam im folgenden Jahre hinzu, wo Hebel zum Mitgliede der evangelischen Kirchen- und Prüfungs-Commission ernannt ward.

Es war die letzte Auszeichnung, die er unter der Regierung Karl Friedrichs erhielt. Die Achtung, welche ihm der Großvater geschenkt, bewahrte ihm auch der Nachfolger, Großherzog Karl.

Schon im Anfange des Jahres 1814 von einem Theile seiner Geschäfte befreit, legte Hebel die Direktion des Lyceums nieder; seine Unterrichtsstunden wurden auf neun, noch später auf acht herabgesetzt.

Dafür trat er in demselben Jahre in die evangelische Kirchensektion ein; überdieß ward ihm im Jahre 1816 die Direktion des evangelischen Schulwittwenfiskus übertragen.

---

9. Die Räthsel und der Hausfreund.

Neben solchen Förderungen und Beschäftigungen ging wenigstens in der ersten Zeit dieses Lebensabschnittes Hebels eine Reihe poetischer Leistungen einher. Erst als die seiner Neigung fremde Arbeit zu umfangreich ward, da ging die Lust und Kraft zum Hervorbringen im Unmuthe des Geschäftsmannes unter. Außer den wenigen allemannischen Gedichten, die er noch als „Nachtrieb" hervorbrachte, schrieb er einige Gedichte in schriftdeutscher Sprache. Hierher gehören sein Sommerlied und das Abendlied, wenn man aus dem Wirthshause heimgeht, die beide das eigenthümliche Gepräge seiner allemannischen Lieder noch an sich tragen, so wie auch

das Grenadier- und Musketierlied, welches bei Anlaß des Feldzuges für das Jahr 1809 für die badischen Soldaten bestimmt war. Die meisten andern dieser Gedichte sind bei gelegentlichen Anlässen verfaßt, und waren nie für weitere Verbreitung bestimmt.

Bisweilen schrieb Hebel auch seinen Freunden gereimte oder metrische Briefe; er war bei diesen Correspondenzen nicht eben immer in wirklich dichterischer Stimmung. Sie waren jedoch an Personen gerichtet, die ihm die vernachläßigte Sorgfalt in Wort und Maaß gerne nachsahen. Die Möglichkeit einer einstigen Verbreitung dieser Briefe schwebte ihm nicht vor, — und doch sind wieder poetische Episteln darunter, die nach dem Hingange des Dichters der Lesewelt nicht vorenthalten werden durften.

Hebels Räthsel und Charaden danken der Geselligkeit ihren Ursprung. Bei den damals noch kleineren Verhältnissen der Residenz gehörte das Drechsler'sche Kaffeehaus zu Karlsruhe zu den Vereinigungspunkten gebildeter Männergesellschaft. Hier, wo sich die Unterhaltung frei bewegte, fand sich Hebel heimisch und gesucht. Es war in jenem Kreise üblich, seinen Scharfsinn in Errathung von Räthseln und Charaden zu üben und zu zeigen. Hebel, der in seiner eigenthümlichen Weise die Gesellschaft nur die Charaden- und Räthselakademie bei Drechsler zu nennen pflegte, ward durch diese Uebung zu eigener Schöpfung aufgemuntert; eine Produktivität und Gewohnheit, welche die Zusammenkünfte in dem genannten Kaffeehause noch lange überdauerte, und deren Ergebnisse von dem Eßtische, an dem sie Hebel gegen ähnliche Mittheilungen zum Besten gab, überall hin die Runde machten.

Er erzählt im December 1803 einem fernen Freunde Folgendes über die Entstehung dieser Räthsel:

„Ich habe jetzt nicht Zeit, mich mit Vielerlei zu zerstreuen, denn ich suche der Welt, die sich aber lediglich auf unsere Tischgesellschaft einschränkt, durch Charaden nützlich zu werden. Was kann man auch in einer Jahreszeit Besseres thun, wo einem der December in jede gute Stunde regnet, und eine Nacht der andern über den schmalen Tag hinüber die Hand reicht."

So entstand eine Reihe von Räthseln, die zum Theile rein lokal, unbedeutend und sogar jetzt nicht mehr verständlich, in der großen Mehrzahl aber zum Trefflichsten gehören, was in diesem Fache geleistet worden ist. Dieß gilt besonders von seinen „Trug-Charaden," wo er, mit seltener Kunst und Schalkheit, dem Leser hervorstechende Merkmale eines Gegenstandes, den er gar nicht meinte, gibt, und den fast über die Leichtigkeit der Aufgabe Erzürnten mit dem Rathe, noch einmal zu rathen, am Ende zu neuem Nachsinnen hinweist.

Hebel, der diese Meisterschaft offenbar der regsamen Uebung, in der er die Gesellschaft erhielt, mit verdankte, hat einen großen Theil dieser Räthsel selbst veröffentlicht.

Sie sind besonders in den Kalendern, in dem Badischen Provinzialblatte, dem Freiburger Wochenblatte und dem Morgenblatte erschienen. Manche wurden blos handschriftlich seinen Freunden mitgetheilt. Viele haben sich nach mündlichen Mittheilungen von Mund zu Mund verbreitet.

Hebel hat diese Räthsel erst gegen das Ende seines Lebens für die Gattin eines Freundes gesammelt. Die bescheidene Zuschrift an die Freundin ist der Sammlung seiner Gedichte einverleibt. Der Brief, welcher das Heftchen begleitete, sagt darüber:

> „Ich wollte den Brief nicht ohne den Nachschuß von Charaden, Unkräutlein von der Winterhalde des Parnassus abgehen lassen, die ich zum Theil erst selbst wieder eintreiben mußte."

Eine neue Thätigkeit, ansprechender, als alle Dienstgeschäfte, und förderlich für den Ruhm des Schriftstellers, ward nicht dem Theologen oder dem Schulmanne, sondern dem Dichter im Dienstwege zugewiesen. Es war die Redaktion des Badischen Landkalenders.

Schon seit 1803 hatte Hebel mehrere Aufsätze, durchgängig naturgeschichtlichen Inhalts, in den damaligen Landkalender geliefert, von dem er seinen Freunden in Straßburg schreibt:

„Das Gymnasium ist Herausgeber und Verleger des Ka-

lenders als eines Volksbuches. Bisher wurde er unter der Bearbeitung Mehrerer, zu welchen ich auch gehöre, alle Jahre schlechter. Jetzt trug das Consistorium, unter dessen Fürsorge die Casse des Gymnasiums, die Ausarbeitung desselben mir allein auf."

Dieser Auftrag war übrigens durch Hebel selbst herbeigeführt worden.

Der Kalender für die baden-durlachischen Lande war Eigenthum des Karlsruher Gymnasiums. Er mußte von den Bewohnern dieser Lande gekauft werden. Schon seit 1785 war man besorgt, denselben von abergläubigen und geschmacklosen Bestandtheilen zu reinigen und zur nützlichen Volksschrift zu machen. Aber diese Zubereitung sagte dem Landvolke sowenig, als die äußere Ausstattung des Kalenders zu, und fremde, zumal schweizerische Volkskalender, verbreiteten sich, trotz des Kalenderzwanges, immer mehr im Lande.

Hebel, der mit jenen Volkskalendern genau bekannt war, erkannte gar bald die Ursache ihrer Verbreitung. Sie lag in der Unvolksmäßigkeit des badischen Landkalenders, nach Form und Inhalt. Er wies in einem „unabgeforderten Gutachten über eine vortheilhaftere Einrichtung des Kalenders" und noch „weitern Gedanken" über denselben Gegenstand den rechten Weg, den Kalender zu heben. Er stellte Desiderien auf, die seine Vertrautheit mit Volkssitte und Volksgeschmack beurkunden. Er fand die bisherigen Bestrebungen, das Volk durch einen Kalender, der jene, wie diesen übersah, zu belehren, für rein verfehlt. Hauptsächlich aber verlangte er, „daß ein Mann von Geist und Laune, zugleich ein vertrauter Kenner und Freund des Volkes die Bearbeitung des Kalenders in die Hände bekäme."

Das zweite Gutachten schließt mit dem wiederholten Wunsche, die Bearbeitung des Kalenders gegen ein erkleckliches und aufmunterndes Honorar nur einem geistreichen und sachlustigen Manne zu übergeben, der selbst auf dem Lande lebt.

Das Consistorium aber sah in ihm selbst den rechten Mann, und übertrug ihm die Redaktion gegen ein bestimmtes Honorar.

So erschien der Badische Landkalender für das Jahr 1807 zum erstenmale ganz von seiner Hand und zum letztenmale unter dem bisherigen Titel und in der bisherigen Form.

Im nächsten Jahre trat der Kalender als rheinländischer Hausfreund an das Licht, bedeutend vermehrt und mit Holzschnitten ausgestattet.

Der Anklang, den der neue Kalender im Gefühl des Volkes, wie in dem Urtheile der Kundigen fand, bewies, daß Hebel nicht nur die Aufgabe des Kalenderschreibers zu bestimmen, sondern daß er sie auch zu lösen wußte.

Tief gemüthlich, kindlich fromm, launig und schalkhaft, hat er in dem erzählenden Theile des Kalenders, den er „Allerlei Neues zum Spaß und Ernst" betitelte, die Meisterschaft bewährt, die von der Prosa des allemannischen Dichters zu erwarten war.

Innig vertraut mit der Sprechweise des Volkes, hat er sie in diesen Aufsätzen mit möglicher Treue wieder gegeben. Die Nothwendigkeit der Schriftsprache gebot jedoch immerhin edlere Haltung, besonders da, wo der ernstere Stoff würdige Behandlung verlangte. Die Sprache der lutherischen Bibelübersetzung, dem Volke selbst so geläufig, hat ihren unverkennbaren Einfluß auf solche Darstellungen gehabt, und aus mancher Wendung und manchem Ausdrucke des Hausfreundes blickt sogar auch der eifrige Leser Jean Pauls hervor.

Den Stoff wußte Hebel glücklich zu finden und aus sich heraus neu zu bearbeiten. Er griff aus dem Leben, wie aus dem Vademecum, und selbst das Alte, selbst das schon Gebrauchte, ging frisch und unverbraucht aus seiner Seele hervor. Er reproducirte auch hier mehr, als er producirte, aber das ist gerade seine Eigenthümlichkeit, daß er das Fremde so zu durchdringen wußte, daß es ihm gänzlich angehörte.

Mit sicherem Blicke wußte er die rechte Mitte zwischen Unterhaltung und Volksbelehrung zu finden, jener ein größeres Feld zu lassen, als dieser; berücksichtigte er doch die Thatsache, daß der

Landmann die Kalender nicht liest, um sich anzustrengen, sondern um sich zu erholen.

Mit gleicher Umsicht wählte er die Gegenstände der Belehrung. Das Weltgebäude war es hauptsächlich, was er selbst dem schlichtesten Menschenverstande licht und klar darzustellen wußte. In fortgesetzter Erklärung von Sprichwörtern, die im Volke gang und gäbe, ihm zum Text und Thema moralischer und religiöser Betrachtungen dienten, suchte er nebenbei das sittliche und religiöse Gefühl in seiner heiteren Weise aufzumuntern. Nutzanwendungen in gleicher Art versäumte er übrigens bei keiner Erzählung, die irgend einen Anlaß hierzu gab.

Die Zeitbegebenheiten, die er nach dem Beispiele früherer Kalender erzählte, gehören mit unter die belehrenden Darstellungen, zumal in einer Zeit, wo die politischen Zeitschriften nicht in übergroßer Menge vorhanden waren, und das Zeitungslesen unter den arbeitenden Klassen noch wenig üblich war.

Wie in diesen Darstellungen, wußte Hebel in einzelnen Lebensschilderungen oder in Erzählung einzelner Anekdoten aus dem Leben berühmter Personen das Unterhaltende mit dem Belehrenden innig zu verbinden.

Im Gebiete des blos Unterhaltenden ließ er das Scherzhafte den Ernst überwiegen. Neben Erzählungen voll tief bewegender Rührung die tollsten Schelmenstreiche!

Nicht überwacht von einer Ansicht, die aus purer Tugendförderung den Volkshumor auf schmale Atzung zu setzen pflegt, und mit Recht nicht besorgt für schlimme Folgen von erzählten schlimmen Streichen, ließ er die angeborne Lust an Diebereien durch und durch in seinen Kalendern walten, und die Spitzbubenstreiche des verschmitzten Zundelfrieders und des trinklustigen Cirkelschmiedes, Personen, welche nicht erfunden, sondern Erinnerungen aus seiner Jugend, als stehende Figuren von Kalender zu Kalender wieder erschienen, sind mit unverkennbarer Vorliebe erzählt.

Der Hebel'sche Kalender fand im Lande alsbald die allgemeinste Theilnahme. Man erkannte bald in ihm das Beste seiner Art.

Die Anerkennung des Auslandes bedurfte noch eines äußeren Anstoßes, der erst später gegeben ward.

Hebel selbst legte mit großer Liebe an diese jährlich wiederkehrende Arbeit Hand. Diese Sorgfalt erstreckte sich auch auf die äußere Form und Ausschmückung des Kalenders. Die Holzschnitte, die für die ersten Jahrgänge in Straßburg gefertigt wurden, waren besonders Gegenstand seiner großen Aufmerksamkeit.

Es war ein eigener Akt der Anerkennung, wenn Hebel einzelner Freunde in seinem Kalender gedachte, den er gleichsam zum Pantheon der Freundschaft erhob. Viele seiner Freunde sind, freilich nur einem kleinen Kreise erkennbar, darinnen aufgenommen. Insbesondere hat er aber nach seiner alten Gewohnheit, seine nächsten Umgebungen in eine eigene kleine Welt hineinzudichten, vom Jahre 1811 an den Adjunkten und die Schwiegermutter in den Hausfreund eingeführt.

Diese Personen bezeichnet er seinem Freunde Jäck in Triberg, dem er das im nämlichen Jahre erschienene Schatzkästlein zusandte, in der Weise des Kalendermannes:

„Der Adjunkt ist der württembergische Gesandtschaftssecretär Kölle dahier, der mir bisweilen Anekdoten für den Hausfreund zuträgt.

„Die Schwiegermutter ist eine schöne und geistreiche Frau, um deren wunderschönes Töchterlein der Adjunkt einmal gefreit hat, jedoch nur scherzweise, denn er sah sie nur im Portrait und als Kind.

„Hausfreund, sagte eines Tages die Schwiegermutter, seid Ihr im Stande und bringt mich auch in Euern Kalender? Der Hausfreund erwiederte: Holdselige Frau, gestattet mir, Euch so oft zu küssen, als ich Euch hineinbringen will, oder erlaubt mir lieber, es ungezählt so oft zu thun, als ich es wünsche und Eure Schönheit verdient, so will ich Euch vor aller Welt Augen das ganze Schatzkästlein dediciren, so Ihr doch als eitles Weltkind weit und breit bekannt seid, ich aber für einen gar frommen und untadelhaften Schulherrn gehalten werde. Da sagte sie: Hausfreund, wenn Ihr wollet, so möget Ihr mir das Büchlein wohl dediciren. Dieß ist die Schwiegermutter."

Die schöne Frau ist nämlich die Künstlerin Hendel Schütz, die einen eigenen Abschnitt in Hebels Leben ausfüllt.

Das Schatzkästlein aber, welches die vier ersten Jahrgänge des Hausfreundes enthält, war von der Cotta'schen Buchhandlung veranstaltet worden. Der Eigenthümer dieser Buchhandlung war zufällig in den Besitz einiger Hebel'scher Kalender gekommen. Er machte sogleich dem Verfasser den Vorschlag, eine Gesammtausgabe der vorhandenen Erzählungen herauszugeben. Hebel ging gerne darauf ein. Das Honorar sollte zu einer Pariser Reise verwendet werden. So entstand das Schatzkästlein. Das Honorar aber ging dem Verfasser nach und nach durch die Finger, und die Reise unterblieb.

Diese Sammlung erst begründete den Ruf des Rheinländischen Hausfreundes auch außer den Gränzen des Landes, für das er als Volksschrift bestimmt war. Es wurden jährlich bis an die 40,000 Exemplare abgezogen. Der Kalender wanderte bis nach Amerika. Unter den auswärtigen Bestellern war auch Göthe.

Der Hausfreund ging seinen steten Gang fort. Die Jahrgänge, die nach dem Schatzkästlein erschienen, bezeugen dieselbe frische Kraft des Geistes, wie die früheren; aber der Kalender bedurfte der rechten Stimmung, und ließ sich nicht abfassen als Tagesarbeit oder Dienstgeschäft. Das Mahnen des drängenden Verlegers führte oft Verstimmungen herbei. Mehr noch das wachsende Dienstgeschäft, das oft wie ein Alp auf Hebels Seele drückte. Doch blieb noch Muth und Laune genug für die Fortsetzung des Kalenders übrig.

Da nöthigte ein nie erwarteter Anlaß, den Kalender anderen Händen zu überlassen.

Hebel, zu verständig, zu gemüthlich und zu heiter fromm, um seine Neigungen durch religiöse Bekenntnißunterschiede beherrschen zu lassen, und innig befreundet mit Katholiken, Geistlichen wie Weltlichen, hatte in einer Erzählung für den Kalender von 1814 Anstoß gegeben und Beschwerden von katholischer Seite herbeigeführt.

Es war allerdings nicht im Geiste der katholischen Kirchenlehre, wenn in der Erzählung: „der fromme Rath" von zwei sich mit dem hochwürdigen Gut auf einer Brücke begegnenden Patres der

Eine einen Jüngling, der nicht weiß, vor welchem hochwürdigen Gut er niederknieen soll, mit aufgehobenem Zeigefinger an den hohen und sonnenreichen Himmel verweist; und die von dem Verleger der Erzählung beigegebene Abbildung war auch nicht geeignet, den übeln Eindruck der Erzählung zu mildern.

So kam es, daß die Ausgabe des Kalenders, welche die ärgerliche Erzählung enthielt, unterdrückt ward, und der Kalender nur erscheinen konnte, nachdem das Blatt mit derselben herausgenommen und der Umdruck einiger anderer Blätter vollendet war.

Daß Hebel, weit entfernt von der Absicht eines verdeckten Angriffs auf ein katholisches Dogma, nicht im entferntesten die aufregende Wirkung seines Aufsatzes voraussah, geht aus der Art und Weise, wie er jenen frommen Rath des Paters darstellt, einleuchtend hervor. Deßhalb fühlte er sich tief gekränkt über das Vorgefallene, und beharrte auf dem Entschlusse, fortan den Kalender nicht mehr zu schreiben. Eine Erklärung, die, einmal verbreitet, allenthalben großes Leidwesen erregte.

Die Aufregung wich jedoch bald wieder der Laune, und schon im Anfange Februars 1815 konnte er in einem Briefe an seine Freunde in Straßburg, denen er noch ein verbotenes Exemplar mittheilte, darüber scherzen, daß, nachdem Alles vorüber war, der päbstliche Nuntius in Luzern, Monsignore di Testa ferrata noch nachträgliche Kenntniß von der Sache nahm.

Den Vorsatz, den Kalender nicht mehr zu bearbeiten, hielt er aber fest. Vielleicht war er der heitern Arbeit müde geworden. Wenn auch der Hausfreund von 1816 noch zwei Aufsätze von ihm enthielt, so mögen diese Ueberreste von dem Manuscripte für 1815 gewesen sein. Am Jahrgange 1817 hat er nicht den mindesten Antheil. Dagegen hat ihm eine dort enthaltene Erzählung, welche die Rachsucht seines von ihm als Knaben mit der Holzkohle an die Schulthüre gezeichneten Lehrers als Ursache seines Uebertrittes in die lateinische Schule und somit seiner künftigen Laufbahn darstellt, jene berichtigende Erklärung für den Jahrgang 1818 abgenöthigt, deren bereits gedacht ist.

Im Jahre 1818 gelang es dem Zuspruche seiner Freunde, ihn zu bewegen, sich des Kalenders wieder anzunehmen. So erschien der Hausfreund für 1819, jedoch als der letzte Kalender von seiner Hand.

---

10. Verschiedene Arbeiten.

In die ersten fröhlichern und fruchtbareren Jahre des Hausfreundes fallen noch andere literarische Arbeiten Hebels; sie gehören in ihrer größern Anzahl mehr der Wissenschaft und der Disciplin an, als der Poesie.

Ein theologischer Verein, den ein Jugendfreund Hebels, Pfarrer Hitzig zu Röteln, gegründet hatte, ernannte ihn zu seinem korrespondirenden Mitgliede. Dies gab ihm Anlaß, hie und da einen theologischen Aufsatz zu verfassen, der ohne alle Absicht weiterer Verbreitung der Gesellschaft zugesendet wurde.

Auch für die Pfarrsynoden zu Karlsruhe, welchen er anfänglich noch beizuwohnen hatte, schrieb er einzelne Abhandlungen, diese jedoch mehr von praktischer als wissenschaftlicher Bedeutung. Auch in diesen Arbeiten beurkundet sich Gedankenreichthum und richtiges Urtheil. Sein Humor fand im Hausfreunde ein genügendes Feld. Wohl noch vor dem Erscheinen desselben hatte er seinen Aufsatz über die Juden zunächst für seine Freunde geschrieben. Er verstand sich jedoch erst im Jahre 1812 dazu, diesen Aufsatz in der Zeitschrift Jason zu veröffentlichen. Ein Jahr vorher erschien von ihm in den süddeutschen Miszellen: Oesterlins Standrede über das glückliche Loos eines Schneiders.

---

11. Reisen.

So lange die Freiheit der wiederkehrenden Ferien, dieser helle Punkt in dem Leben des Schulmannes, ihm nicht durch andere Arbeiten verkümmert war, suchte Hebel die Heimath nach kurzen Zwischenräumen immer wieder auf. So in den Jahren 1804 und 1805, wo er zwei junge Edelleute auf einer Schweizerreise begleitet hatte, so 1807, 1809 und 1812.

Ueber die Schweizerreise berichtete Hebel im Jahr 1806 einem Freunde zu Genf kurz Folgendes:

> „Ich war seit meinem letzten Schreiben an Sie gesund, Ihnen herzlich gut und in der Schweiz. Gern flog ich von Bern aus, wo ich Ihnen am nächsten war, zu E... hinüber oder hinaus. Aber es war für die Beschränktheit unseres Reiseplans zu weit. Ich kehrte von dort aus schon wieder über Biel, durch das Münsterthal über Basel zurück, und begnügte mich, den Berg- und Brunnengeistern des heiligen Juragebirges meine besten Begrüßungen und Wünsche für Sie anzuvertrauen."

Hebel sah im Jahr 1812 seine Heimath zum letzten Mal.

Die Menschen aus seiner Jugendzeit, wie sie in seinem Liede leben, waren dahingestorben; ein neues Geschlecht mit neuen Sitten nahm ihre Stelle ein. Wie auch geliebt, geehrt, gefeiert, — der Dichter fand sich nicht mehr recht heimisch in dem Lande seiner Jugend.

So beschränkte er, der Anwandlungen von Heimathssehnsucht unerachtet, bei ohnehin beschränkterer Zeit, seine Reisen meist auf Baden und dessen Umgebungen.

Aber anziehend wie die Heimath war ihm das nähere Straßburg. Dorthin zog ihn noch in spätern Jahren die innige Freundschaft, in das Haus des Bijoutiers und spätern Fabrikherrn Haufe, der einst zu Lörrach sein Schüler gewesen war. Haufe, dessen Geschicklichkeit in der Erzählung „der falsche Edelstein" gefeiert ist, und seine geistreiche und liebenswürdige Hausfrau, nahm einen großen Raum in Hebels

Herzen ein. Sie besaßen sein volles Vertrauen, für Niemanden war er fleißigerer Briefsteller, als für sie. Aus ihrem Hause und seinen Umgebungen hatte er sich seine eigene Welt gebildet. Wild- und und Rheinkönig Peter I. von Aßmannshausen, fand er in jenem Kreise seine höchsten Reichswürdenträger. Die Tage, die er dort verlebte, erklärt er für „illuminirte Kupferstiche," oder für die „Dichtung in der Wahrheit seines Lebens."

---

12. Das lustigste Jahr.

Es wird von einem Freunde Hebels im Morgenblatt erzählt, daß von all den Jahren seines Lebens, in welchen ungewohntes Geschäft seine Heiterkeit nicht erdrückt hatte, das Jahr 1809 das lustigste gewesen sei.

In diesem Jahre war die berühmte Hendel, wie schon das Jahr zuvor, in Karlsruhe im Schauspiele und in mimisch-deklamatorischen Darstellungen aufgetreten. War es die einzige Kunst der damals in der Höhe ihres Ruhmes stehenden Frau, die den eifrigen Theaterfreund begeisterte, war es der Zauber ihres Umgangs, welcher den Dichter, dem sie die rechte Betonung seiner allemannischen Gedichte abzulernen versuchte, gefangen nahm, — Hebel, obwohl damals ein Neunundvierziger, ward förmlich in die Künstlerin verliebt.

Das Geständniß dieser freilich nicht sehr nachhaltigen Neigung ist in seinen Briefen vielfältig niedergelegt.

Er widmet der Schilderung der Persönlichkeit seiner Freundin eine ganze gereimte Epistel:

— Die Musen —
Lösen das Grämen,
Schenken das Schämen,
Loben, was Madam Prosa schilt,
Schelten, was sie mit Beifall vergilt.

Rosigt und mädchenhaft
Blüh'n sie in ew'ger Jugendkraft,
Die zehnte nicht minder,
Als die neun anderen Kinder.

Und nicht zu verachten die Neune,
Die zehnte von nun an die Meine.
In wen sie verliebt ist, das frag' ich sie nie,
Sie liebe, wen sie will, ich liebe doch sie.

Ihr solltet sie schauen,
Diese Perle der Frauen,
Diesen Kindskopf, diesen Mann, dieses Weib,
In der nämlichen Seel', in dem nämlichen Leib,
Und kosten den seligen Zeitvertreib.
Nun hab' ich's gestanden, nun ist's heraus,
Und weint Ihr um mich, so lach' ich euch aus.

Aus einzelnen Auftritten mit der Künstlerin, welche er seinen Freunden mittheilt, spricht seine damalige Stimmung noch deutlicher sich aus; eine Stimmung, in der freilich der Mensch und der Dichter mehr hervortreten, denn der Kirchenrath.

„Ich begreife recht gut," schreibt er zu Ende des Jahres 1809, „daß ich seit vier Wochen, so lange Madame Hendel hier war, vor lauter blauen Wundern und ästhetischem Schlaraffenleben nicht habe schreiben können. Sie gab, außer den mimischen Darstellungen: Medea (das wissen wir), die Jungfrau von Orleans, Orsina und Emilia Galotti, und zweimal Schillers Phädra und eine deklamatorische Akademie. Aber wie? - Oft war es mir, wenn ich sie in der ganzen Glorie ihres Genius und ihrer Kunst erblickte, wie Einem, der mit einem höhern Wesen im Umgang steht und die Ahnung hat, es könne kein gutes Ende nehmen."

„Fast wurde es am Montag wahr. Sie deklamirte im Theater Hans und Verene zweimal hinter einander mit ungemeinem Beifall; das war gut. Als nach dem Zettel jetzt eine Scene aus Macbeth folgen sollte, lächelte sie mich (ich saß in den vordersten Reihen) schalkhaft an, als die

eine Spitzbüberei im Sinne hat, und fing, mir selbst überraschend, den verliebten Hauensteiner an:

„Z' Friburg in der Stadt
Sufer isch's und glatt."

Auch gut. Aber als sie sagen sollte:

Minen Auge gfallt
— — — —
's isch e sie, es isch kei er,

dreht sie sich nach mir, lächelt nach mir, sagt

's isch kei sie, es isch en er,

und deutet auf mich. Was sagen Sie? Eine Schauspielerin und ein Kirchenrath in Gegenwart des Großherzogs, des Hofes, des Fürsten von Thurn und Taxis, vieler Fremden und sechshundert Andern. Ist schon so etwas einem Kirchenrathe passirt? Mir noch nie. Indessen lief auch das noch glücklich ab. Vor langem lautem Beifall konnte sie die Schlußzeile gar nicht mehr anbringen, und dankte für ihn nicht stumm, sondern laut, indem sie hinzusetzte, sie habe dieses Glück (ich will nicht Alles nachschreiben) ihrem Freunde Hebel zu verdanken, dessen Gegenwart sie begeistere."

„Nach dem Schlusse dankte ich ihr im Garderobezimmer mit einer Umarmung, das war auch gut, und holte sie zu einer Abendgesellschaft ab, wo ich, ihr zur Vergeltung, einen heroisch-tragischen Auftritt, so gut ich als Laie kann, zum Besten gab. Ich stürzte Nachts um Zwölf durch eine Balkonthüre (N. B. ohne Balkon), die ich für ein Fenster hielt, an welchem ich die Tabakspfeife ausleeren wollte, hinaus; blieb aber doch mit der schwereren Hälfte des Körpers im Saal, obgleich der Kopf draußen in der Luft, Nachts um 12 Uhr auch nicht mehr mein Leichtestes war; ganz ohne allen Nachtheil, ohne den mindesten Schrecken, ohne eine Spur von Schmerz. Ich begreife meine Ruhe und meine Rettung bei völligem Bewußtsein nicht, aber schon vor einem

Jahre habe ich Madame Hendel dafür angesehen, daß sie im Besitze verborgener Künste sei. Am Montag ging sie fort, seitdem spielen ich und ihr Eichhörnlein, das sie mir schenkte, zwei betrübte Figuren mit einander."

Von der Künstlerin aufgefordert, sich in ihr Stammbuch einzuschreiben, wählte Hebel Worte, die er aus ihrem eigenen Munde gehört hatte und die gewissermaßen ihr Eigenthum waren, indem Iffland sie in eine Rolle einflocht, die er eigends für die Künstlerin geschrieben hatte.

Es war dies die Rolle der Margarethe in den Hagestolzen. Hebel übertrug das Lied Margarethens ins Allemannische, und schrieb in das Stammbuch:

„'s schwimmt menge Ma im Ueberfluß
het Matte, Feld und Geld,
und litzel Freud' und viel Verdruß,
und Trüebsal in der Welt.
Ne ruehig Herz, e frohe Mueth
goht über 's Kaisers Geld und Guet."

Und so het 's Margrethli gseit.
Gott geb' em Freuden und Gsundheit!

Hebel.

Vom Neujahrstage 1810 erzählt er:

„Ich habe in dieser Nacht das Jahr bei der Madame Hendel gewechselt, und gratulire Euch zum neuen. Sie war nur drei Tage hier, und ging heute wieder fort, und jetzt

Wie einstens an des Nilus Strand
Der König stand,
Die sieben fetten Küh' verschlangen hagre;
Die sieben vollen Aehren sieben magre,
Daß sein Verstand
Und königlich Besinnen schwand,
So sitzt in seinem Kämmerlein
Und athmet schwere Trübsal ein
Anjetzt der König ohne Land.
Verloren sind ihm Rast und Ruh,
Er reitet auf der magern Kuh,
Die dürre Aehre sproßt im Sand.

Auch im folgenden Frühjahre entschuldigt er sein bisheriges Schweigen so:

„Sie hat, die gebenedeite Tochter Kronions, Madame Hendel, zerrissen hat sie den Bändel und sich in den Stand der vierten heiligen Ehe begeben, mit Herrn Professor Schütz in Halle."

Bald darauf bekennt er denselben Freunden:

„Ich muß doch ein wenig verliebt gewesen sein in die Geliebte, wie ich jetzt erst merke; denn so lange Madame Schönberger, die Gepriesene und Bewunderte, hier war, war ich sehr eifersüchtig über die Ehrenbezeugungen, mit denen man ihr huldigte, und ließ es nicht gelten, daß sie schön spiele und singe. Aber in der That, sie thut Beides vortrefflich."

So war in dem Manne mit dem jugendlichen Sinne eine Jugendneigung in den reifern Jahren schnell aufgetaucht und schnell wieder verschwunden, und nur einmal wurde sie von ihrer Urheberin auf Augenblicke wieder heraufbeschworen.

Hebel schreibt im Mai 1812 denselben Freunden, die im Besitz des offenkundigen Geheimnisses seines Herzens waren:

„Ich wäre Gottlob gesund, ausgenommen, daß mir die Zauberin Medea von Petersburg aus ein Zugpflaster auf mein armes, vernarbtes Herz geschickt hat. Ich bin aber selber daran schuld. Ich schrieb einmal auf ein Blatt Briefpapier: „Petersburg, den . . . Lieber Herr Kirchenrath," und schob es unter ihre Papiere. „Vielleicht findet sie's irgend einmal," dachte ich, und lachte. Aber ich hatte es schon lange wieder vergessen. Dieses Blättlein hat sie mir wirklich aus Petersburg über und über beschrieben wieder zugeschickt."

Indessen war der Künstlerin gelungen, ihren Verehrer in einer Beziehung dauernd umzuwandeln. Hebel, der in seinem Anzuge bisher die größten poetischen Licenzen sich erlaubt hatte, zeigte sich neben der Gefeierten nur im anständigsten Aufputze, und ward von nun an nicht mehr in der frühern nachläßigen Tracht gesehen.

---

13. Verstimmungen.

Aber die Tage des Behagens neigten sich allmählig zum Abend. Die Geschäfte, wie sie Hebel nach und nach aufgebürdet wurden, warfen düstere Schatten auf seine Seele.

War ihm der Schulunterricht schon früher manchmal lästig geworden, so brachte die Stellung als Director des Lyceums, als Mitglied der Kirchen- und Prüfungscommission neue Mühen, die immer drückender wurden. Das vielfache Schreiben, das ermüdende Aktenlesen, das diese Stellung erheischte, verstimmte ihn, der einmal zum Geschäftsmanne nicht geboren war, immer mehr. Er sprach seinen Mißmuth unverholen aus; den nächsten Freunden am offensten. Schon im Jahr 1814 zeigen sich in seiner Korrespondenz die Anfänge dieses Unmuthes.

„Meine Feder ist untreu geworden, lieben Freunde," schreibt er nach Straßburg, „aber mein Herz liebt Euch, wie je und immer. Ich verändere mich nicht, aber die Bestie, die Feder, ist so eitel und preciös, daß sie nur noch zu Entwürfen von hohen Ministerial-Erlassen, Visitations-Reskripten, abschlägigen Antworten auf Gratialgesuche und Thränen der seufzenden Creatur 2c. 2c. Zeit haben will. Sonst hätte ich Ihnen schon früher für die so freundliche und liebe Einladung gedankt, was ich jetzt nachhole, — und wie gedankt? Ich wäre gekommen, und hätte wieder einmal einen schönen colorirten Kupferstich in meinen einfältigen Lebenslauf hineingelebt; will mir's aber mit Gutheißen Euerer Liebe auf den nächsten Jahrgang vorbehalten."

„E. wird Ihnen gesagt haben, daß man mich in ein neues Amt hinein gegeißelt hat, und als ich es angetreten hatte, hat man mir das alte nicht abgenommen. Es ist ein großes Zutrauen zu meiner Kraft, zu meinem guten Willen und zu meiner Einfalt. — Vielleicht hat man mir auch zugetraut, weil ich damals den Kalender noch schrieb — in Zukunft schreibe ihn, wer will — es komme auf

mich an, mir einen Privatkalender zu machen, in welchem die Sonne bei Nacht auch scheint, und die Kinder, in meinem Zeichen geboren, mit zwei Köpfen denken und mit vier Händen schreiben können."

Noch mit demselben Humor lehnt er später die Einladung nach Straßburg ab.

„Es ist schwer, solchen Einladungen zu widerstehen, zumal, wenn die Abhaltung in lauter kleinen Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten zu bestehen scheint, die, einzeln genommen, leicht zu besiegen sind, zusammen genommen ein großes Gewicht haben, und fast gebietend entscheiden. Doch ist die Basis von Allem das alte Lied, das Geschäft. Denn nur der Professor hat Ferien, nicht der Direktor, nicht der Kirchenrath, der Bischof von sechs Diöcesen ist, nicht der Kalendermacher, der erst einen Bogen hat, nicht der Geschäftsträger des halben Oberlandes, dem ich jetzt, wo Alles von Rekruten wimmelt, mit dem Sultan Saladin im Mönch von Libanon zurufen möchte:

„Verlangst du deine Kinder von mir?"

Aber wie aus dem Leben, wich allmählig, nur selten wiederkehrend, die frohe Laune aus seinen Briefen. Sein Scherz strömt aus krankem Herzen, wenn er seinem Jugendfreunde Hitzig schreibt: den ganzen Tag auf dem Katheder sitzen, sei jetzt noch ein Feiertagsleben für ihn, ein Ostermontagsspäßlein; aber auf der Kanzleistube sitzen, Berichte schreiben, Buch und Rechnung führen, Akten durchgehen, examiniren, castigiren, Zeugnisse fertigen, wegen der Lyceisten korrespondiren; das heiße so viel, als: ich sterbe täglich. — Es seien ihm fast alle Freuden aus dem Geschäfte geflohen, und viele sogar aus dem Leben.

In gleichem Sinne schloß er damals einen Brief an die Familie Haufe:

„Leben Sie wohl, lieben Freunde! In der Antwort können Sie das „wohl" weglassen, und nur schreiben: leben Sie, mehr geschieht doch nicht."

Selbst den brieflichen Mittheilungen an seine Freunde trat die Arbeit und der Unmuth hemmend entgegen.

Er berührt dieß abgenöthigte Verstummen in einem Schreiben an dieselbe Familie im Jahr 1819 mit wiederkehrendem Humor:

> „Ihr guten Seelen, voll Freundschaft und Nachsicht! Wenn der Heilige, den unser Herz verehrt, einst Kirchenrath gewesen wäre, wiewohl er es sehr war, aber auch noch etwas mehr, so hätte er zu den Gesegneten seines Vaters gewiß auch das gesagt: „Ich habe Akten geschrieben und ihr mir Briefe.“ Ich hoffe aber, er habe es gedacht, weil ich doch auch einer seiner geringsten Brüder bin, und vergelten soll er's euch wenigstens mit allen Freuden und mit allem Frieden, den freundliche und gute Herzen verdienen.“

---

14. Auszeichnungen.

Inzwischen blühten aus den verstimmenden Mühen neue Ehren hervor.

Großherzog Carl war im letzten Monate des Jahres 1818 gestorben. Er hatte in der neu gegebenen Verfassung dem Lande ein kostbares Vermächtniß hinterlassen. Es war die Aufgabe seines Nachfolgers, des Großherzogs Ludwig, diese Verfassung in das Leben zu rufen. Der neue Fürst säumte nicht.

Die Bestimmung der Verfassungsurkunde, die einen evangelischen Prälaten in die erste Kammer der Landstände einführt, schuf eine in Baden bisher nicht gekannte Würde.

Ludwig, der Hebels Verdienste zu würdigen wußte, seinen Leistungen als Volksschriftsteller seinen vollen Beifall zugewendet hatte, und Hebel persönlich schon von frühern Zeiten her höchst gewogen war, warf sein Augenmerk auf ihn.

Als aber Hebel die Prälatenwürde angeboten wurde, ward er überrascht und verlegen.

Er war ein vieljähriger Freund des um die evangelische Kirche Badens hochverdienten Kirchenrathes Sander, und hatte erwartet, daß die neue Würde, welche geschaffen worden war, um durch die Berufung ihres Trägers in die erste Kammer die Kirche zu ehren, seinem Freunde übertragen werde, der älter, als er, an Jahren und im Staats- und Kirchendienste war, und dessen ganzer Geistesrichtung die Wirksamkeit eines Mitgliedes der Ständeversammlung mehr zusagen mochte.

Diese Gesinnungen Hebels, der, wenn mit dem ältesten Mitgliede des evangelischen Kirchenrathes noch andere Geistliche in die Wahl kommen sollten, wohl zunächst sich als würdiger Kandidat darstellte, wie er ohnehin seiner ganzen Persönlichkeit nach als der populärste betrachtet werden durfte, waren zu bekannt, als daß man nicht vorausgesehen hätte, Hebel werde, aus zarten Rücksichten auf die Stellung seines Freundes und die nähern Ansprüche, welche man daraus für ihn ableiten konnte, die Ernennung zum Prälaten ablehnen.

Dieß war wohl der Grund, aus welchem man zuvörderst Hebel von der Absicht des Großherzogs unterrichten ließ, und sich seiner Bereitwilligkeit, die ihm zugedachte Stelle anzunehmen, zu versichern suchte.

Der zur Besprechung mit ihm berufene Staatsbeamte durfte erklären, daß, wenn er die Annahme verweigere, die Wahl auf einen Dritten fallen könnte. Man wollte gleich von vorn herein der Meinung entschieden entgegen treten, daß das älteste Mitglied des Kirchenrathes auf die neu geschaffene Würde irgend eine Anwartschaft habe.

Wenn nun Hebel im Augenblicke der ihm von der Absicht des Großherzogs gemachten Mittheilung, die ihn auf's Tiefste rührte, sogleich aus den angedeuteten Rücksichten seine Weigerung in seiner bescheidenen Weise aussprach, so fand er eben so schnell in der weitern Mittheilung einen Beweggrund, sich dem Willen des Großherzogs zu fügen, indem er sich dachte, daß seine Erhebung zur Prälatenwürde seinen ältern Freund Sander weit weniger unangenehm berühren dürfte, als die Berufung jedes Andern.

Aber er hatte noch andere Bedenken, die er theilweise nicht sogleich aussprach, und die ihn veranlaßten, sich vier und zwanzig Stunden zu näherer Ueberlegung vorzubehalten.

Als des andern Tages der an ihn abgeschickte Staatsmann die wiederholt geäußerten Zweifel, den Erwartungen, die sich in seiner Ernennung zum Mitgliede der ersten Kammer ausdrückten, gebührend zu entsprechen, glücklich beseitigt hatte, schien ihn nur noch der Gedanke zu beunruhigen, daß ihm die neue Würde einen lästigen Zwang in seiner gesellschaftlichen Haltung und überhaupt in seiner Lebensweise auflegen könnte.

Er meinte, da er nicht hoffen dürfe, in der ihm zugedachten Stellung nützlichere Dienste leisten zu können, als so viele Andere, die sie mit Freuden einnehmen und mit Ehren behaupten würden, so sei es ihm wohl erlaubt, seine persönlichen Neigungen und Bedürfnisse zu berücksichtigen. Seine bisherige Lebensweise zu ändern, würde ihm nur schwer fallen.

Es handelte sich unter Anderm um nichts Geringeres als um den Zweifel, ob ihm, als Prälaten, die Gesetze der konventionellen Schicklichkeit noch gestatteten, seine Abende am runden Tische im runden Salon des Museums zu Karlsruhe bei einer Pfeife Tabak und einem Glase Bier zuzubringen.

Als er sich hierüber ausgesprochen hatte, wurde ihm leichter, und leicht wurden in der Unterhandlung auch diese Skrupel beseitigt; gehörte doch das ganze Museum ausschließlich den gebildeten Klassen an, und bestand doch die nähere Umgebung Hebels überdies aus ältern Männern von ehrenvoller Stellung. Selbst die strengste Ansicht konnte ihm als Träger einer neu geschaffenen Würde, die keine höheren kirchlichen Funktionen beilegte, eine Zurückgezogenheit, wie die gefürchtete, nicht auferlegen. Sie ward bei Hebel um so weniger nothwendig, der in ganz eigenthümlicher Weise mit einem freien, ungezwungenen Wesen und einer heitern Laune den Ausdruck einer persönlichen Würde verband, die ihn in jeder Gesellschaft vor Verlegenheiten vollkommen schützte.

Uebrigens beschränkte er dennoch von jetzt an seine Besuche der

Tafelrunde auf einige Tage in der Woche, und vertauschte den Wirthstisch mit dem häuslichen, wofür er sich erst einrichten mußte.

Der neuen Beförderung folgte am Neujahrstage 1820 das Ritterkreuz des Zähringer Löwenordens, und schon am 5. September desselben Jahres, wie das großherzogliche Handschreiben sich ausdrückt, nach „glücklich beendigtem Landtage" das Commandeurkreuz desselben Ordens.

So ward Hebel als Vertreter der evangelischen Geistlichkeit in das neue parlamentarische Leben eingeführt. Er wohnte den Landtagen von 1819, 1820, 1822 und 1825 bei.

Aber das politische Leben war ihm ein fremdes; das ihm inwohnende Talent der Rede, selbst der unvorbereiteten, schützte ihn nicht vor einer gewissen Schüchternheit, und so wohnte er meist nur mit einer schweigenden Theilnahme den Verhandlungen der ersten Kammer bei.

Hebel mußte deßhalb bisweilen hören, daß er die Bescheidenheit, womit er die Ernennung zum Prälaten aufgenommen, und die er auch später nie verleugnete, in der ersten Kammer durch ein allzu vorsichtiges Zurückhalten zu weit treibe.

Auf eine ihm, im Kreise näherer Freunde gemachte, ähnliche Bemerkung soll er, in der humoristischen Weise, die ihm ganz eigen war, und in der er gegen alte Bekannte sich bisweilen aussprach, dem Mahnenden entgegnet haben:

> „Ihr habt gut reden, Ihr seid des Pfarrers N. Sohn von X. Ihr wart noch nicht zwölf Jahre alt, so hat schon Mancher Euch Herr Gottlieb geheißen, und wenn Ihr mit Euerm Vater über die Straße ginget, und es begegnete Euch der Vogt oder ein Schreiber, so zogen sie den Hut ab, und erst, wenn Euer Vater den Gruß zurück gab, habt auch Ihr Euer Käpplein gelüpft. Ich aber bin, wie Ihr wißt, als Sohn einer armen Hintersaßen-Wittwe zu Hausen aufgewachsen, und wenn ich mit meiner Mutter nach Schopfheim, Lörrach oder Basel ging, und es kam ein Schreiber an uns vorüber, so mahnte sie: „Peter, zieh 's Chäppli

ra, 's chunnt a Her;" wenn uns aber der Herr Landvogt oder der Herr Hofrath begegnete, so rief sie mir zu, ehe wir ihnen auf zwanzig Schritte nah kamen: „Peter, blib doch stoh, zieh gschwind di Chäppli ab, der Her Landvogt chunnt!" Nun könnt Ihr Euch vorstellen, wie mir zu Muthe ist, wenn ich hieran denke — und ich denke noch oft daran — und in der Kammer sitze mitten unter Freiherren, Staatsräthen, Ministern und Generalen, vor mir Standesherren, Grafen und Fürsten, und die Prinzen des Hauses und unter ihnen der Markgraf Leopold — fast mein Herr!"

Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß mit diesem Schlusse die Stellung des Thronfolgers angedeutet ist.

So Hebel über seine Stellung zu der Kammer. Doch bewogen ihn bisweilen ansprechende Fragen, die Angelegenheiten der Kirche und der Schule insbesondere, das Wort zu nehmen; auch im Ständesaale war dann seine Rede klar, bündig, einfach und würdevoll. Aber die Betonung der Worte und die leisere Stimme verriethen eine Befangenheit, über die er nie Herr zu werden vermochte.

Zu den ständischen Verhandlungen kamen kirchliche. Die Zeit war herangekommen, wo der alte Wunsch einer Vereinigung der beiden evangelischen Schwesterkirchen im Großherzogthum Baden sich als Bedürfniß aussprach. Im Sommer des Jahres 1821 trat zu Karlsruhe eine Generalsynode zusammen, aus der die vereinigte evangelisch-protestantische Kirche hervorging.

Hebel und Sander waren als Vertreter des lutherischen Religionstheils dabei erschienen. Beiden verlieh die theologische Facultät zu Heidelberg, in Anerkennung ihres Wirkens, im August 1821 die Doctorwürde. Eine Auszeichnung, die den einst fast durch das Examen gefallenen Candidaten mit großer Freude erfüllte.

---

15. Die biblischen Geschichten.

Die schriftstellerische Thätigkeit ruhte; neue Geschäfte drängten. Hebel fand im Jahre 1819 keine Muße mehr für den Kalender des nächsten Jahres. Nur gab ihm noch die Stimmung des Augenblickes hier und da ein Räthsel oder eine Charade oder ein Gelegenheitsgedichtchen ein.

Theologische Arbeiten füllten seit dem Schlusse der Generalsynode seine Zeit. Schon vor der Eröffnung derselben hatte er in seiner einfachen Weise Gebete für den Wochendienst aufgesetzt. Während der Synode lieferte er zu einer liturgischen Sammlung für die nun vereinte evangelische Landeskirche Formularien für Taufe, Beichte und Abendmahl.

Schon lange war das Bedürfniß einer biblischen Historie gefühlt worden. Längst war man von dem alten Hübner abgegangen, an dessen Stelle nur Ungenügendes getreten war.

Der Meister in dem Volksbuche schien vor Allen geeignet, der Jugend aller Stände den historischen Inhalt der Bibel verständlich, einfach, anmuthig und würdig zu erzählen. Er unterzog sich, von Freunden angegangen, schon im Jahre 1818 dieser neuen Arbeit. Sie ging anfänglich rasch von Statten. Der größte Theil der Erzählungen aus dem alten Testamente war am Schlusse desselben Jahres vollendet.

Nach der Synode ward die ganze Arbeit beendigt. Das Werk erschien im Jahre 1824 in zwei Theilen in der Cotta'schen Verlagsbuchhandlung. Eine bald darauf bei Katz zu Pforzheim gedruckte Ausgabe ward in den evangelischen Schulen des Großherzogthums eingeführt.

So frischen Muthes Hebel in dieser Arbeit insbesondere zu Anfang vorgeschritten war, so ging sie später langsamer vorwärts, und der große Unterschied zwischen der Behandlung des alten Testaments von der des neuen weist auf erloschenen Muth oder geschwundenes Selbstvertrauen.

Obwohl der Gedanke an diese Bearbeitung ihm nicht ursprünglich

angehörte, so war sie ihm nie ein abgenöthigtes Geschäft. Seine Briefe aus jener Zeit zeigen, wie sie ihn ausfüllte.

„Ich schreibe," erzählt er im December 1818 seinen Freunden zu Straßburg, „wirklich eine heilige Geschichte für die Kinder, und lebe am Berge Tabor, unter den Palmen von Jericho, am Brunnen Jakobs, am heiligen Grab.

„Die Arbeit muß, wills Gott, bis Ostern fertig sein; es ist mir jede Stunde der freien Zeit und frommen Geistesstimmung dazu theuer, absonderlich die heilige Zeit, wenn die Festglocken läuten und nachklingen und die Spätzlein ans Fenster kommen."

Nachdem das Werk bereits erschienen war, schrieb er der Freundin zu Straßburg:

„Nach keiner Richtung hin hat mein Ohr nach einem Zeugniß über die biblische Geschichte mehr und sorglicher gelauscht, als über die Rheinbrücke, und fast möchte ich sagen, wenn Sie etwas Verdienstliches darin finden, daß ich das Verdienst Ihnen verdanke; denn immer, wenn ich schrieb, habe ich mir meinen alten Schulmeister Andreas Grether in Hausen und meine Mitschüler und mich unter dem Schatten seines Stabes, oder ich habe mir eine Repräsentation aller Mütter unter ihren Kindern, und immer die nämliche gedacht, und uns, mich als Schulbüblein mitgerechnet, um unser Urtheil gefragt. An die eigne Mutter durfte ich nie denken, Hübner war zu sehr ihr unerreichbares Ideal."

In gleichem Sinne hatte er während der Arbeit einem befreundeten Geistlichen, nachdem er, wie es denn sehr oft nöthig war, sein langes Schweigen entschuldigt hatte, geschrieben:

„Aber das kann ich mit Wahrheit sagen, daß ich seit acht Wochen einen bereits 20 Bogen langen Brief an Sie schreibe, der keinen andern will zum Worte kommen lassen. Sie und H. und ich und ein halbes Dutzend verstorbene und lebende Schulkameraden zwischen 1768 und 1772

heraus müssen beständig vor mir stehen, wenn ich an der Bibelgeschichte schreibe. Uns Obgenannte muß ich unaufhörlich fragen, obs uns recht sei so und ob wirs auch verstehen, nämlich die 68er und 72er und obs uns auch ans Herz geht. Ich bin schon an Samuel und David, und glaube fast, Gott steht mir bei, daß ich etwas Besseres, als das Gewöhnliche liefere."

Es fehlte dem neuen Werke nicht an Zeichen der Anerkennung. Die Synode der Diöcesen Kork und Bischoffsheim übersandte dem Verfasser eine lateinische Dankadresse. Erfreut über diese Würdigung seiner biblischen Erzählungen, schrieb Hebel einem Freunde, dessen Vortrag auf der Synode jene Zuschrift veranlaßt hatte, einen Brief voll warmen Dankes, der also scherzend schließt:

„Aufrichtig gesprochen, ich habe das Büchlein mit Liebe für mein Vaterland geschrieben, ob ich gleich das ausländische Geld nicht habe seitwärts liegen lassen. Ich habe fast bei jeder Zeile im Geist oberländische Kinder belauscht, zu welchen die Hanauischen auch gehören. Wenn es mir aber gelungen ist, so ist mir die auswärtige Celebrität in gelehrten Blättern sehr sekundär, nachdem ich das Geld habe. Sie sehen also, daß ich von der Vaterlandsliebe, einiger Verdienstlichkeit um dasselbe und um die gute Sache und der Geldsucht harmonisch belebt bin."

Allein, wie auch das Buch mit Liebe geschrieben war, wie seine Brauchbarkeit eine neue Anerkennung darin fand, daß ein Jahr nach seinem Erscheinen ein katholischer Geistlicher es für die Jugend seiner Kirche bearbeitete, so blieb der Beifall, den das Werk fand, weit hinter den Bestrebungen des Verfassers zurück.

Form und Inhalt wurden vielfältig bemängelt. Man stieß sich an der Sprache, die Viele zu sehr an den Hausfreund erinnerte; man fand einzelne Sätze zu kurz und zu unverständlich. Die Unrichtigkeit einzelner Behauptungen, die Einseitigkeit oder Grundlosigkeit einzelner Auslegungen, unrichtige Auffassung einzelner Charaktere,

flüchtige Behandlung der Reihenfolge neutestamentalischer Erzählungen waren oder schienen Anlaß zu Mißbilligung und Tadel.

Diesen Tadel, insbesondere so weit er sich auf Hebels Neigung zu humoristischer Auffassung und Darstellung stützt, hat Hebel, seiner oben angeführten Aeußerungen ungeachtet, wohl vorausgesehen. Als er noch mit den biblischen Geschichten beschäftigt war, und die Freude eines ausgezeichneten Staatsmannes und Schriftstellers über die ihm mitgetheilte Arbeit vernahm, klagte er, zur Offenheit gegen den Freund, der einst sein Schüler war, berechtigt, wie sehr er besorge, den gehegten Erwartungen nicht ganz zu entsprechen. Auch später hat derselbe Freund oft von ihm gehört. wie sehr er fühle, nicht überall den rechten Ton getroffen zu haben,

Später, als nur wenige beurtheilende Anzeigen über die biblischen Geschichten erschienen, meinte Hebel, man habe ihn schonen wollen, und deßhalb lieber geschwiegen, und als ein alter Freund, dessen Urtheil über seine Arbeit er sich erbeten, was Schönes und Gutes von ihr zu rühmen war, in seiner Antwort anerkannt, aber sodann einige tadelnde Bemerkungen beigefügt hatte, die er aus dem Munde eines andern Landgeistlichen, der aber als ein einfältiger Mann bekannt sei und den er nicht nennen wolle, vernommen habe, so meinte der Verfasser der biblischen Geschichten, der einfältige Landpfarrer sei sein geehrter Freund selbst und habe den Nagel auf den Kopf getroffen.

Wie aber auch der Tadel des Werkes in mancher Beziehung begründet ist, und die Generalsynode vom Jahre 1834 sich zu vielfachen Veränderungen der biblischen Geschichte als Schulbuch veranlaßt sah, so bleibt der Behandlung des alten Testaments, namentlich in ihrer frommen Einfachheit, in ihrer gemüthlichen Frische als Erzählungsbuch, in dem der Hausfreund in seiner Weise zu den Kindern und nebenbei auch zu den Alten über biblische Dinge spricht, ihr dauernder Werth.

---

16. Letzte Arbeiten.

Ein weiteres Bedürfniß für die evangelisch-protestantische Kirche Badens war ein Catechismus. Auch dieser Arbeit unterzog sich Hebel. Gewarnt durch den Tadel, dem sein früherer Entwurf begegnet war, machte er sichs zum Gesetz seiner Arbeit, keinem Vorgänger in der Anordnung des Lehrbuchs sich anzuschließen, sondern frei den eigenen Weg einher zu gehen.

In frommem Sinne aufgefaßt, rein biblischen Geist athmend, einfach, kurz und bündig, die Glaubenslehre mit der Sittenlehre eng vereinend, hat diese letzte Arbeit Hebels, die erst nach dem Tode ihres Verfassers gedruckt wurde, vielfache Anerkennung gefunden, und ist sogar von einem Schweizer wälscher Zunge in das Italienische übertragen worden.

Neben diesen verschiedenartigen Beschäftigungen war Hebel immer noch dem gewohnten Lehramte mit Liebe obgelegen. Doch war die Zahl der Unterrichtsstunden, die er in der obersten Classe des Lyceums wöchentlich zu geben hatte, allmählich auf acht herabgesetzt worden.

Die Arbeiten, die seine Kraft in Anspruch nahmen, nöthigten den alternden Mann, dessen Gesundheit immer schwächer wurde, dessen Hand jetzt zitterte, wenn sie die Feder führte, und dessen Stimmung oft durch Körperleiden verdüstert ward, um gänzliche Enthebung von dem Lehramte einzukommen. Es ward seinem Wunsche entsprochen, und er des Lehramts, das er mehr als vierzig Jahre bekleidet hatte, mit den Ausdrücken höchster Zufriedenheit enthoben.

---

17. Die letzten Tage.

Hebels Beziehungen zu der Schule hörten mit der Niederlegung des Restes seiner Unterrichtsstunden nicht auf. Aufsicht und Berichterstattung über evangelisch-protestantische gelehrte Schulen gehörte gerade zu den ihm zugewiesenen Geschäftszweigen. Dieser Wirkungskreis erheischte seine Anwesenheit bei den öffentlichen Prüfungen dieser Anstalten.

So war er im September 1826 zur Reise nach Mannheim veranlaßt. Von zunehmenden Beschwerden des Unterleibes belästigt und in niedergedrückter Stimmnng, unternahm er nur ungerne die kleine Reise, die ihm die Dienstpflicht auferlegte. Der Gedanke an die Freude, die seine Gegenwart in Mannheim zu erregen pflegte, die Hoffnung einer Erleichterung seiner Zustände durch die Reise selbst, bewogen ihn, sich auf den Weg zu machen. Im Hause des damaligen Hofraths Nüßlin, der als alternirender Direktor des Lyceums zu Mannheim hohe Verdienste um diese Anstalt, wie um das Schulwesen überhaupt erworben hat, durfte Hebel immer freundlichen Empfanges und schöner Stunden in geistig ebenbürtiger Gesellschaft gewärtig sein. Aber der erschöpfte Greis konnte sich nicht mehr auf ein solches Zusammenleben freuen.

> „Ich komme," erwiedert er auf ein Einladungsschreiben des Gastfreundes, „dießmal — erschrecken Sie nicht! in der Qualität eines Patienten zu Ihnen; doch, Gottlob! ohne Arzneigläslein, auch ohne Bedürfniß von Kraftbrühen, zarten Gemüslein ꝛc., nur mit dem Bedürfniß des Stillebens unter einem freundlichen Dache."

So kam er am 10. September nach Mannheim; die alte Freundlichkeit begleitete ihn, die alte Laune war stillem Ernst gewichen. Den Prüfungen wohnte er ausdauernd mit ungetheilter Aufmerksamkeit und thätiger Theilnahme bei. Dem Kreise der Freunde konnte er die Abende nicht wie sonst widmen.

Den Schülern des Lyceums gönnte er die Freude, ihn zu feiern. Die geräuschvolle Ehrenbezeugung eines Fackelzuges hätte er auch

zu andern Zeiten abgelehnt; eine Wasserfahrt nach der Stelle, wo der Neckar sich mit dem Rhein vereinigt, nahm er an.

Die Wasserfahrt, bei einbrechendem Abend begonnen und beendet in heller Mondnacht, der jugendliche Jubel der Schüler auf grüngeschmücktem Schiffe, deren freudiger Lärmen in die Töne eines Musikschiffes hineinschallte, die Begleitung einer großen Zahl von Freunden und Freundinnen, Gesang und heiteres Gespräch und das Anklingen der Gläser von Schiff zu Schiff, alles rief die geschwundene Heiterkeit in dem gefeierten Greise zurück. Freudigen Blickes versicherte er, schon lange keinen so frohen Abend mehr verlebt zu haben.

Es war sein letzter froher Abend, und doch war es wohl mehr die Erinnerung an das alte Bild der Mythe, als Todesahnung, wenn er mit Hinweisung auf die Leute, die aus ihren Gärten am Ufer der Stadt zueilten, aussprach:

> „Es kommt mir vor, als ob wir auf dem Styx führen, und jene Fußgänger dort Schatten wären, die zu uns einsteigen möchten, aber von Charon nicht eingelassen werden."

Die freudige Stimmung wirkte noch nachhaltig bis zu dem andern Tage. Er war im Kreise der Freunde wieder der heitere Freund.

Bald machte sich die Krankheit wieder geltend. Zunehmendes Uebelbefinden veranlaßte ihn, sich nach Schwetzingen zu begeben; von dort aus wollte er nach Heidelberg gehen, um die Prüfung des Gymnasiums vorzunehmen.

Mit Rührung nahm er am 16. September von dem Gastfreunde Abschied, und sprach sein Bedauern über seine dießmalige Stimmung aus.

Leidend gelangte Hebel nach Schwetzingen, wo er im Hause des damals gerade zu Karlsruhe verweilenden Gartendirektors Zeyher abstieg. Bei dem vieljährigen geprüften Freunde und seiner Gattin, die er noch von Basel her kannte, dachte er sich zu erholen. Er hoffte von einem Spaziergange im Schloßgarten Linderung; er fand sie nicht. Sein schlimmer werdender Zustand nöthigte ihn,

den Gedanken an die Vornahme der Heidelberger Prüfung aufzugeben. Die noch in Mannheim abgelehnte Hilfe des Arztes ward jetzt gesucht. Sie blieb erfolglos. Heftige Schmerzen im Unterleibe quälten den Kranken; er ward Herr über jede Klage. Er blieb freundlich gegen seine Umgebungen. Als der Arzt eines Morgens zu ihm kam und sich nach seinem Befinden erkundigte, bedauerte Hebel, ihm die Freude mit der Nachricht von seiner Besserung nicht machen zu können. Trotz großer Schmerzen, bat er freundlich, Geduld mit ihm zu haben, da er nichts als Klagen vorzubringen habe. Der Arzt bat ihn dagegen, vielmehr mit den Schwächen der Kunst Geduld zu haben, und versichert zu sein, wie leid es ihm thue, daß diese hinter dem besten und freundlichsten Willen habe zurückbleiben müssen. Hebel ergriff darauf gerührt die Hand desselben und sagte:

Non est in medico semper relevetur ut aeger;
Interdum docta plus valet arte malum *).

So blieb er fortwährend ruhig, standhaft, freundlich. Häufig, wenn die Schmerzen nachließen, gab der Kranke launige Einfälle, heitere Erzählungen zum Besten. Hart gegen sich, konnte er anfänglich nicht bewogen werden, zu Bette zu gehen. Vertraut mit dem Uebel und dem Leiden, hielt er die Heimreise für gar nichts Unthunliches.

Aber schon am 21. September nöthigten ihn Fieberschauer in das Bette, und bald hatte die Krankheit solche Höhe erreicht, daß der von Karlsruhe herbeigerufene Hausarzt, geheime Hofrath Seubert, in Uebereinstimmung mit zwei anderen anwesenden Aerzten, jede Hoffnung aufgab.

Nur der Kranke hoffte noch; die Leiden des Körpers trübten die Ruhe des Gemüthes nicht; freudig über seine Ankunft empfing er den rückkehrenden ersehnten Gastfreund, und mit der Versicherung, sich besser zu befinden, ließ er gerührt dem Großherzoge Ludwig für kund gethane Theilnahme danken.

---

*) Nicht beständig vermag der Arzt dem Kranken zu helfen,
Und das Uebel besiegt oft die erfahrene Kunst.

Am 22. September, Morgens 4 Uhr, war er entschlummert, nachdem er seinen Wärter aufgefordert hatte, sich zur Ruhe zu begeben. Unheilbare Verbildung seiner Eingeweide hatte den Tod herbeigeführt.

Der Schmerz hatte die freundlichen Züge des Hingeschiedenen nicht entstellt, ein stiller Friede lag auf ihnen.

Standesgenossen, Verehrer, Freunde, Schüler, wen immer die Todesnachricht erreichte, strömten zu seinem Sarge, der in der Wohnung des Gartendirektors Zeyher aufgestellt war.

Am 23. September, Morgens 11 Uhr, wurde er bestattet. Kirchenälteste von Schwetzingen trugen ihn hinaus. Das Ordenskreuz und die Lorbeerkrone lagen auf dem Sarge. Einheimische und Auswärtige folgten in langer Reihe. Auf dem Friedhof ward der Sarg noch einmal eröffnet, eine milde Septembersonne beschien die bleichen, unentstellten Züge, der Lorbeerkranz ward in die grauen Locken des Todten gedrückt, und der Sarg versank unter dem Gesange der Schuljugend; Reden am Grabe und in der Kirche beschlossen die Begräbnißfeierlichkeit. Wenige Augen blieben trocken bei der Bestattung, viele wurden feucht, als die Todeskunde das Land durchdrang.

Einige Schritte von der östlichen Mauer des Schwetzinger Friedhofs ist Hebels Grab. Ein einfacher Stein, darauf errichtet, sagt genug, indem er seinen Namen nennt.

---

18. Charakteristik.

Dieß ist das Leben eines Mannes, den sein Heimathland unter seine besten zählt.

Dem Dichter haben die Zeitgenossen seine Stelle angewiesen. In engen Kreis gebannt, den er nicht überschreiten durfte, steht er dort eigenthümlich und einzig da. Obwohl den ersten Größen nicht

beizuzählen, wird er nicht vergessen werden von den Landsleuten, wie von der Nation.

Als Gelehrter, wie als Lehrer war er schätzenswerth. Sein Wissen, meist das Ergebniß des Lehrens, war mehr mannigfaltig, als tief. Freund traulicher Geselligkeit, mochte er mit seiner Zeit nicht geizen, wenn auch ein größerer Trieb zum Studium in ihm gelegen wäre. Was kurz gefaßt, was geistreich und bündig war, das zog ihn an. Bändereiche Werke schreckten ihn. Vergebens suchte er hier und da den eigenen Widerwillen zu überwinden; so machte er sich einmal die Lesung der Schröck'schen Kirchengeschichte zur Aufgabe, aber schon in den ersten Blättern des Bandes, den er sich gewählt, war sein Muth und sein Entschluß versiegt. Im vielen Lesen sah er den Untergang des eigenen Denkens. Besonders stießen ihn Werke, die nur Zusammenstellungen für das Gedächtniß des Lesers waren, ab. Bei Meusels Gelehrten-Lexikon war es ihm fast unbegreiflich, wie der Verfasser ein Werk habe schreiben können, in welchem die Gelehrten gleichsam in Reihe und Glied aufmarschirten.

Dem vielfachen Kreise seiner Wirksamkeit dankte er reiche theologische, philologische und historische Kenntnisse. In der Physik und Astronomie kein Fremdling, hatte er, wie bereits gesagt ist, der Naturgeschichte sich mit besonderer Liebe und glücklichen Erfolgen zugewendet.

Wie sehr er die Reizungen namentlich der Botanik kannte, spricht eine briefliche Warnung aus, die er am Ende des Jahres 1803 einem Freunde zu Genf zusandte:

> „Lassen Sie sich nicht zu tief in die Botanik ein. Sie thuts Einem an, wie ein schönes Mädchen, und man hat keine Ruhe mehr. Sie fordert viel Zeit. Der Genuß der Natur im Großen, der frohe, freie An- und Umblick in der Natur ist für Sie verloren. Sie heften Ihren Blick von den Alpenhöhen und Morgensonnen über Ihnen zur Erde hinab, und finden lauter Stigmata und Antheren und Petala und folia panduriformia und pinnata supradecomposita

und pennatifida rursum et sursum serrata, dentata, crenulata, integra, integerrima, subintegerrima, mutica, triquetra, etc. etc., und werden für Alles, was Sie darüber an Genuß verlieren, erst dann schadlos gehalten, wenn Sie in der erklärten botanischen Wuth sind, und Ihnen in nächtlichen Träumen Prachtgestalten von Blumen aufgehen, die kein Linné gesehen hat und beschreiben kann, und der ganze Himmel Ihnen zu einem lichen wird und der Mond und alle Sterne daran zu Scutellen."

Neuere Sprachen, die er nie zu lehren hatte, hatte er sich nur in geringem Maße angeeignet. Eine eigenthümliche Spielerei war es, wie er das Italienische, wiewohl nur nothdürftig, erlernte. Die Grammatik war sein einziger Lehrer, das Wörterbuch blieb verbannt. Mit ihrer Hülfe begann er die italienische Lektüre. Wenn ein Wort ihm weder aus der lateinischen Sprache, noch aus dem Zusammenhange erklärbar war, so trug er es sorgfältig mit dem ganzen Satze, zu dem es gehörte, in ein eigens dazu bestimmtes Heft ein, und zwar so oft es sich wieder zeigte, und so lange, bis es ihm gelang, aus dem Zusammenhange die Wortbedeutung zu entziffern, Führte dieser Weg auch nicht zur Sprachfertigkeit, so erzweckte er doch das Verständniß der italienischen Schriftsteller.

Mit der französischen Sprache hat er sich weniger befreundet, und es mag wohl hier eingeschaltet werden dürfen, was er über diese Sprache einmal schrieb.

„Ich kenne sie," sagt er im Jahre 1804 in einer Antwort auf eine französische Zuschrift seines Freundes Hause zu Straßburg, „als Mittel des freundschaftlichen Gedankenwechsels nur aus Briefen, die in Zeitungen 2c. gedruckt zu lesen sind, und aus Reden und Gegenreden an öffentlichen Orten, zwischen Personen, die fremd, oder weit gereist, oder vornehm sind oder scheinen wollen; und da ist es mir denn nicht zu verargen, wenn ich meine, es lasse sich im Französischen nicht so gut wie im Deutschen unterscheiden, was von Herzen geht und was ein Compliment.

Allein ich weiß gar wohl, daß ich Unrecht habe. Es ist im Deutschen auch so. Man merkts den Worten nicht an, sondern man muß den Menschen und seinen Charakter kennen, und wenn Sie mir noch öfters französisch schrieben, so würde sich mein verstimmtes Gefühl über diesen Punkt bald berichtigt haben."

Schon durch Berufsverhältnisse an die Literatur des klassischen Alterthums gewiesen, mit der italienischen bekannt, war er mit der vaterländischen genau vertraut. Wie seinen Theokrit, seinen Virgil, seine Psalmen, trug er die deutschen Dichter, die ihn zumeist ansprachen, in treuem Gedächtniß. So Bürgers Gedichte und einen großen Theil der Dichtungen Göthe's. Nächst diesen zog ihn Jean Paul unendlich an. Schiller ließ ihn kalt.

So der Gelehrte. Hoher Achtung werth war der Lehrer, an dem der Gelehrte hinaufwuchs. Um Tausende hat er Verdienst, die er von den ersten Anfängen an bis zu den Weihen der klassischen Literatur führte. Mit seltener Lehrgabe ausgestattet, klar und gründlich, zog er selbst weniger begabte Schüler empor. Keines Kommentars bedürftig, um erst selbst auf das Schöne aufmerksam zu werden, weckte er Gefühl und Verständniß des Schönen. Glücklich in der Wahl des Beispiels, die eigene Uebung des Schülers sorgfältig überwachend, hat er als Lehrer der Redekunst manches keimende Talent von Irrwegen weg den richtigen Weg geleitet. Nie ist bei ihm der Mensch im Lehrer untergegangen; seine frische Laune würzte den Unterricht, sein scharfer Verstand, sein sicherer Takt aber schützte vor jedem Uebermaße. Er wußte dem Schulleben selbst da manche Freude abzugewinnen, wo einseitige Pedanterie in Dornen zu treten pflegt. Auffallende Uebersetzungsschnitzer der Schüler brachten ihn nicht zur Verzweiflung, er hatte vielmehr seine stille Freude dran, und hat sich die lustigsten davon in einer eigenen Blumenlese zu weiterem Gebrauche aufbewahrt.

Nicht leicht kann ein Lehrer in liebevollerem Gedächtniß stehen. Dennoch hat, in früheren Zeiten zumal, ihn seine Heftigkeit zu Ungerechtigkeiten verleitet, die er später meist selbst bereut hat. Es

fehlte nicht an Beispielen, wo er sich zur Härte hinreißen ließ, und noch wäre der Name eines Mannes von gutem Klange zu nennen, dem der Zorn des sonst so gefeierten Lehrers über eine nicht zu unterdrückende Hilarität, die eine in dem Schulzimmer hörbare Maus herbeiführte, das damalige Gymnasium zu Karlsruhe für immer verleidet hat. Solche Aufwallungen wurden immer auf's innigste von Hebel bereut.

Ein kleiner, aber charakteristischer Zug beweist, wie seine Gewissenhaftigkeit das kleinste Unrecht, das er in der Uebereilung begangen, ihn nicht vergessen ließ.

In einem Gespräche über das Verhalten der Lehrer in der Schule mit einem seiner ehemaligen Schüler gestand er diesem, wie er ihn selten sehe, ohne an eine unverdiente Kränkung zu denken, die er ihm vor fünfundzwanzig Jahren zugefügt.

Er hatte nämlich damals dem vierzehn- oder fünfzehnjährigen Knaben auf einen falschen, doch scheinbar wohlbegründeten Verdacht hin die Thüre gewiesen und ihn zu unterst gesetzt, aber noch am nämlichen Tage, als ihm Zweifel kamen, seinen Nebenlehrer gebeten, den Gestraften seinen frühern Platz wieder einnehmen zu lassen!

Von geringerm Umfange, nicht von geringerm Werthe war seine Wirksamkeit als Kanzelredner. Sie mußte aufhören, als Hebels Thätigkeit auf vielfache andere Weise in Anspruch genommen ward. Sein frommer Sinn, seine Klarheit, sein verständiges Eingehen auf Verständniß und Bedürfniß des Hörers, sein gesunder Geschmack, der in der Einfachheit den schönsten Schmuck der Rede fand, die ruhige Würde seines Vortrages, den nur selten eine Bewegung der Hände begleitete, Alles dieß machte den Eindruck, den eine rechte Predigt machen soll.

Obwohl größerer Verbreitung werth, und sorgfältig aufbewahrt von dem Verfasser, sind Hebels Predigten während seiner Lebzeit nie veröffentlicht worden. Nur zwei sind im Druck erschienen; die eine auf Verlangen seiner Freunde, die andere auf Kosten einer frommen und edeln Frau, die sich besonders daran erbaut hatte.

In dem Dichter, in dem Volksschriftsteller hat sich der Mensch selbst, sein Denken und sein Fühlen ausgesprochen. Alle seine Dichtungen, so weit sie ernster Natur sind, durchdringt eine fromme Wärme. Sie war dem Menschen ureigen, ein schönes Erbe von der Mutter. Welch Glaubensbekenntniß aus diesem religiösen Sinne hervorgegangen, mögen seine nähern Freunde am besten wissen. Seine Briefe athmen, wo sie eine religiöse Saite anschlagen, ein festes Gottvertrauen, seine theologischen Arbeiten eine andere Auffassung der Glaubenslehre, als sie lange Zeit auf den meisten Kathedern gang und gäbe war. Seine mündlichen Erklärungen alttestamentlicher Schriften zeigten, daß er mit der fortschreitenden Wissenschaft einherging. Wunder erklärenden Rationalismus hat er nie bekannt.

Mystischer Ansicht hat er nicht gehuldigt; über die Männer, welche diese Richtung damals zu Karlsruhe vertraten, spricht er seinem Freunde Hitzig gegenüber sich in folgenden, wenn auch gutmüthig scherzenden, Reimen schon im Jahr 1803 aus:

Was haben die Männer in Baden gemacht?
(Auch ich hab' Traum und Gesichter.)
Jung warf in die apokalyptische Nacht
Ein paar schöne romantische Lichter.
Da lagen die Auen gedehnt,
Nach denen das Heimweh sich sehnt.
Hingegen Herr Fein
Warf Schwärmer darein.
Da sagte Herr Ewald: „o schont
Des Leuchtens, ich bin ja der Mond!"

Will's so nicht behagen,
Will anders ich's sagen.

Herr Stilling schaute in's Dunkel hinauf,
Er erspäht in der neblichten Ferne
Jerusalems leuchtende Sterne.
Da thürmte Fein in Gewittern sich auf,
Und umhüllte die flimmernden Sterne,
Und windet und donnerte drauf und drauf,
Und blitzte mit Bengels Laterne.
Da löste Herr Ewald den Wetterdunst auf,

Und stürzte ein Platzregen nieder.
Da strahlten die Nachtlichter wieder,
Und war die prophetische Nacht
Auch dießmal fast dunkler gemacht,
Soll Ewald und Fein es entgelten!
Den Andern, den ließ ich nicht schelten.

Eine aszetische Schrift, die einer in Untersuchung gezogenen religiösen Versammlung abgenommen worden und so noch in seinen letzten Lebensjahren in Hebels Hände gerathen war, hatte er so lieb gewonnen, daß er sich selbst bei Anlaß einer kleinen Ferienreise von seinem Herrenhuter-Büchlein nicht trennen mochte.

Ein Zeugniß religiös-poetischen innern Lebens und seiner Ansicht über Glaubensstrebungen, die jetzt wieder die evangelische Kirche beleben, gibt ein Brief vom Mai 1823, welcher nicht lange nachher niedergeschrieben ist, als Pfarrer Henhöfer mit seinem evangelischen Glaubensbekenntnisse hervorgetreten war:

„Ich wollte," schreibt er, „auf Pfingsten mit meinem Gesang- und Brevier-Büchlein eine Wallfahrt und einen Bittgang in das Bühlerthal thun und die heiligen Oerter besuchen, — Sie wissen wohl, mit welchen Liedern, mit denen, die auch Ihnen gefielen, — und auf dem Kappler Kirchhof das Fest meiner künftigen Auferstehung von den Todten halten und vorgenießen. Das Todesschläflein hatte ich vorher unter den Bäumen in der Hub figurirt. Statt dessen hörte ich am Pfingstmontag den Pfarrer Henhöfer in Rüppur *) predigen. Das Kirchlein war wenig voll. Kaum zwanzig Personen von hier. Doch kam unerwartet und ganz allein der Großherzog, und setzte sich mitten unter das Volk. Henhöfer verrieth, daß er noch mehr Sprüche kennt, als die vielen, die er anführte. Z. B. auch den: „Ihr sollt nicht sorgen, wie oder was ihr reden wollt, der heilige Geist wird euch an Ort und Stelle Alles sagen."

---

*) Pfarrdorf ohnweit Karlsruhe.

Die Predigt war frisch von der Kanzel weg geboren; reich an Bildern und Streckversen. Z. B.: „Auch der kleine, auch der schwache Glaube ist Gott gefällig; die kleinen Kinder erben ja mit den großen, und die schwächsten sind den Müttern die liebsten." Sonst war die Predigt tief populär, hart orthodox, etwas wenig pietistisch gefärbt, stark ansprechend, die Aktion sehr lebhaft. Sie schien mehreren Zuhörern, die ein Urtheil haben, nicht zu mißfallen, andern sehr. Mir wurden wenigstens die fünfviertel Stunden nicht lang. Auf das Volk wirkte er stark."

Nach solchen Aeußerungen wird es wohl mehr für eine poetische Anwandlung, als für eine dogmatische Ueberzeugung angesehen werden müssen, wenn Hebel, wie sich seine Schüler aus der spätern Zeit erinnern, bei der Erklärung einzelner Stellen hebräischer Propheten, sich chiliastischer Ansichten, die sich darauf stützten, mit Wärme annahm, und zum Beweise, daß die Idee eines tausendjährigen Gottesreiches auch in begabteren Köpfen heimisch werden könne, eines lange vor ihm dahingegangenen hochverdienten Staatsmannes erwähnte, der, bei reichem theologischem Wissen, der Erwartung des tausendjährigen Messiasreiches anhieng.

Dem Vaterlande war Hebel mit warmer Liebe zugethan. Mit Gegenständen des öffentlichen Lebens beschäftigte er sich wenig. In einen bestimmten Ideenkreis gewiesen, fühlte er sich wenig von den Schwingungen der Zeit berührt. Der Einfluß der Erlebnisse seiner Jugend mag auch hier auf ihn gewirkt haben, das friedliche Leben eines an väterlicher Hand zur Bildung und zum Wohlstand ruhig fortschreitenden Volkes scheint ihn um so mehr befriedigt zu haben, als sein Mannesalter in eine erschütterte Zeit voll neu auftauchender Erscheinungen und voll zusammenbrechender alter und neuer Formen fiel.

Man hat Hebels deutsche Gesinnung in Zweifel gezogen. Der schweren Anklage mußte seine Erzählung „Andreas Hofer" im Kalender für 1811 zum Grund und zum Beweise dienen.

Und doch hat er die Fremdherrschaft nie geliebt oder sich zu

ihrem Lobredner hingegeben. Sein Andreas Hofer ist aber zu einer Zeit geschrieben, wo jede Hoffnung auf eine andere Ordnung der Dinge nicht mehr schien, als ein Traum.

Bei der Beurtheilung der ganzen Erzählung muß man somit billig die Zeitumstände und die Quellen, aus welchen sie geschöpft ist, berücksichtigen.

Gleichwohl ist nicht zu verkennen, daß in dieser Erzählung, wenn man auch den Zweck derselben lediglich in eine eindringliche Warnung vor Aufständen setzt, und wenn man auch nicht übersehen will, daß Hebel in dem Aufstande selbst keine nationale Bedeutung erblickte, sondern nur den Abfall einer baierischen Provinz von einem guten Könige, jedenfalls verschiedene Stellen schon wegen des hier unpassenden humoristischen Tones das Gefühl des Lesers unangenehm anregen.

Es liegen jedoch in den spätern Jahrgängen des Kalenders klare Andeutungen, wie Hebel seinen Beruf als Verfasser des Volkskalenders verstand.

Daß er gut deutsch gesinnt war, das wissen seine Schüler aus der frühern Zeit hauptsächlich, wo der Druck der fremden Uebermacht noch nicht zu vorsichtigerer Zurückhaltung zwang. Noch leben ehemalige Schüler des Gymnasiums zu Karlsruhe, die sich lebhaft erinnern, wie Hebel, gleich Sander in der neuern Geschichte, bei schicklichen Anläßen und insonderheit in den Stilübungen die muthige Ausdauer des Erzhauses im Kampfe für die deutsche Sache mit begeisterter Vorliebe hervorhob, und den Erzherzog Karl stets an die Spitze der ruhmgekrönten Feldherren unserer Zeit stellte. Dieser mußte schon deßhalb Hebels Held sein, weil er in ihm zugleich den edeln Menschen zu verehren hatte.

In späterer Zeit glaubte jedoch Hebel besondere Gründe zur Vorsicht in politischen Aeußerungen zu haben, besonders nachdem jene allemannische Epistel, die er an seinen Freund Gyßer gerichtet hatte, und welche sich über Speier ausspricht:

„— — — wo jetzt der Premie-Consul
D'Schatzig b'leit und 's Volch regiert mit bluetige Hände!"

durch zahlreiche, in Umlauf gekommene Abschriften in weiten Kreisen veröffentlicht worden war.

Dem angestammten Fürstenhause hing Hebel mit fester Treue an. Seine Ansicht über die Aufgabe des Regenten spricht aus, was er gleich nach der Thronbesteigung des Großherzogs Ludwig, nämlich am 15. December 1818, einem Freunde zu Kork schrieb:

> „Gott segne den Großherzog, der bereits zeigt, was er mündlich aussprach, daß er seine Regierung mit Gott angetreten habe, und nur der erste Staatsbeamte und Repräsentant seines Volkes sein wolle. Das habe er dem Geiste seines Vaters gelobt."

Hebel sah die Welt mit heitern Augen an. Der Ehrgeiz drängte ihn nicht. Seine Lebensbeschreibung zeigt, wie er in dem einmal gewählten Berufe von Stufe zu Stufe emporstieg, ohne Auszeichnung zu suchen, und wie er den Gedanken wenigstens fest hielt, wieder in die Reihe der Landprediger zu treten. Hebel mochte sich selbst sagen, daß seine mehr als mangelhafte Kenntniß ländlicher Hauswirthschaft, und seine zum Bedürfniß gewordene Gewohnheit täglichen städtischen Umgangs einem solchen Unternehmen unüberwindliche Hindernisse in den Weg stellen mußten, — der Gedanke war zu schön, um nicht von ihm festgehalten zu werden. Es war eine Sehnsucht nach ländlicher Einsamkeit und Stille, die sich seiner immer wieder bewältigte.

Er spricht dieß Gefühl am wärmsten in einem Briefe aus, den er im März 1811 dem Dekan Jäck zu Tryberg sandte:

> „Auch Sie seufzen nach stiller Zurückgezogenheit, nach dem einfachen und doch so genußreichen Leben des Landpfarrers. Gereicht Ihnen gleiche Sehnsucht zum Trost, so empfangen Sie ihn reichlich von einem Verbannten, der in seiner schönsten Zeit dem Dorf, der Pfarrkanzel, seinem Beruf und seinen Planen gestohlen wurde, und nun seltener selbst den lustigen Schulkatheder mehr betreten kann, und in den schönen Augenblicken, in denen er sonst mit den Schmetterlingen seiner Phantasie und mit den wirklichen tändelte, nur

Akten lesen, Berichte erstatten muß für nichts und wieder nichts, und den Mechanismus der Geschäfte dirigiren."

„Sie sind noch glücklich. Sie sind doch durch Ihren schönen Beruf noch in die Welt und ins Leben verflochten, wo Wort und That vom Herzen an's Herz geht, und schreiben lehrreiche Erzählungen, die der gute Geist nicht ohne Nutzen und Segen lassen wird."

„Aber — wenn Sie wirklich wieder in eine stille Dorfpfarrei zurückkehren, so thun Sie zur Sache, denn ich kenne Einen, der schon seit 1795 alle Jahre den Bündel macht und ihn alle Jahre wieder auflöst und noch hier ist, nämlich ich ꝛc."

Wie der alte Gedanke und die Sehnsucht noch in dem Greise lebendig waren, beurkundet die Antrittspredigt, die er begonnen, allein nicht mehr vollendet hat.

Obwohl schon früher bruchstückweise hervorgehoben, möge sie hier unten, als ein nicht unschätzbarer Beitrag zur Charakteristik des ganzen Mannes, in ihrem vollen Umfange eine Stelle finden.*)

---

*) „Wundert euch nicht, meine Freunde, wenn ich zum ersten Mal, da ich vor euch auftrete, von mir selbst mit euch rede. Wiewohl ich rede nicht von mir, ich predige nicht mich, sondern den beim Vater im Himmel, der uns offenbar wird in unsern Schicksalen, der uns überall zuruft: Siehe hier bin ich! Ich will dich nicht verlassen noch versäumen. Das ist ja meine Freude, daß ich mich zu Gott halte, und auf ihn meine Hoffnung setze, und verkündige all sein Thun. — Ich predige nicht mich, aber ich möchte euch gerne sagen, wer ich bin, auf welchen Wegen mich Gott zu euch führt. Ich wünsche euer Vertrauen zu gewinnen, damit ich den Weg zu euern Herzen finde. Ich bin von armen, aber frommen Eltern geboren, habe die Hälfte der Zeit in meiner Kindheit bald in einem einsamen Dorf, bald in vornehmen Häusern einer berühmten Stadt zugebracht. Da habe ich frühe gelernt arm sein und reich sein. Wiewohl ich bin nie reich gewesen, ich habe gelernt nichts haben und Alles haben, mit den Fröhlichen froh sein und mit den Weinenden traurig. Diese Vorbedeutung von dem Schicksal meiner künftigen Tage hat mir mein Gott in meiner Kindheit gegeben.

Auch den Reiz des Besitzes kannte Hebel nicht. Er hat seine Ansicht hierüber in seiner eigenthümlichen, anmuthigen Weise in dem Gedicht an seinen Freund Jäck ausgesprochen, welches der nach=

Schauet zurück in euere vergangenen Tage — ist's nicht also, daß Gott Manchem schon in seiner Kindheit ein Wahrzeichen seines Lebens gibt? Ist nicht die Kindheit der verborgene Keim, aus welchem nach und nach der reiche Baum des Lebens mit allen seinen Leiden und Freuden sich aus einander schlägt?"

„Ich habe schon in dem zweiten Jahre meines Lebens meinen Vater, in dem dreizehnten, meine Mutter verloren. Aber der Segen ihrer Frömmigkeit hat mich nie verlassen. Sie hat mich beten gelehrt, sie hat mich gelehrt an Gott glauben, auf Gott vertrauen, an seine Allgegenwart denken. Die Liebe vieler Menschen, die an ihrem Grabe weinten und in der Ferne sie ehrten, ist mein bestes Erbtheil geworden, und ich bin wohl dabei gefahren. — O, meine Freunde, Väter und Mütter! Gerne laß ich dies meine erste Ermahnung sein, die ich an dieser Stätte an euch thue: Laßt das irdische Wohl eurer Kinder eure große Sorge sein, aber macht ihre Erziehung zur Gottseligkeit zu eurer größten Sorge. Das ist das Erbtheil, das nimmer trügt, nimmer verzehrt wird, das in unsern Herzen wächst und unser Herz täglich reicher macht, und am Ende noch am reichsten."

„Gott hat mir an Elternstatt wohlthätige Berather meiner Jugend und treue Lehrer der weltlichen Weisheit und des geistlichen Berufes gegeben. Sie schlafen im Frieden, aber ich erfülle eine Pflicht der Dankbarkeit, indem ich ihrer gedenke. Ich erhielt die Weihe des geistlichen Berufs. An einem friedlichen Landorte unter redlichen Menschen als Pfarrer zu leben und zu sterben, war Alles, was ich wünschte, was ich bis auf diese Stunde in den heitersten und in den trübsten Augenblicken meines Lebens immer gewünscht habe. Aber, o Gott, auf welchem langen Umwege hast du mich an das Ziel meiner Wünsche geführt! Eilf Jahre lang, bis in das einunddreißigste meines Lebens, wartete ich vergeblich auf Amt und Versorgung. Alle meine Jugendgenossen waren versorgt, nur ich nicht. Ich stand noch da, wie der Prophet Jesaias sagt, gleich einem Baume oben auf einem Berge, und einem Panier oben auf einem Hügel. Da war es wohl an mir gethan, daß mich Gott gelehrt hatte arm sein und nichts haben. — Doch ich wurde unversehens in die Residenz berufen, aber zu keinem Pfarramt. Ich bin von Stufe zu Stufe gestiegen,

folgenden Sammlung einverleibt ist *), durch die That aber bei einem Ereignisse, das in die letzten Jahre seines Lebens fällt.

Hebel hatte fast die Hälfte seines erworbenen Vermögens, das Honorar für die biblischen Geschichten, einem Bankier überlassen, der damals das unbedingteste Vertrauen in der Handelswelt genoß, und mit Hebel seit vielen Jahren in den freundschaftlichsten Verbindungen stand. Er fallirte; Hebel verlor die ganze Summe.

---

aber nie zu einem Pfarramt. Ich habe vielleicht zweitausend Jünglinge in Sprachen und Wissenschaften unterrichtet. Viele von ihnen erfreuen mein Antlitz, wenn ich sie nun als fromme, als glückliche, als geachtete Männer und Freunde wiedersehe. Manche von ihnen stehen schon lange in geistlichen Aemtern, und manches fromme Wort, das ich hie und da in ein gutes Herz gelegt habe, o Gott, es trägt vielleicht jetzt reichliche Früchte, ohne daß ich's weiß. O Freunde, was wir Gutes thun, was ihr Gutes thut in Wort und That, es ist nicht verloren. Wir sehen nicht, wohin der Wind das Samenkörnlein wehet, aber Gottes Auge folgt ihm nach, und begleitet es mit seinem Segen. — Ich habe die Liebe und Achtung vieler guten Menschen, ich habe das Vertrauen und die Gnade unserer Fürsten genossen. Ich bin Mitglied der obersten Kirchenbehörde geworden. Ich bin zuletzt mit einer in unserer vaterländischen Kirche noch nie erhörten Würde geehrt worden, und mit Fürsten im Rath gesessen. So bin ich an einer unsichtbaren Hand immer höher hinan, immer weiter von dem Ziel meiner bescheidenen Wünsche hinweggeführt worden; und als ich am weitesten glaubte entfernt zu sein, war ich am nächsten. Was ich im zwanzigsten Jahr meines Lebens bald zu erlangen hoffte, gab mir Gott im sechzigsten. Mach's mit mir, o Herr, mach es mit uns Allen, wiewohl wunderlich, durch Christum den Herrn nur seliglich. Ja meine Freunde, die Wege, die uns Gott führt, sind oft wunderbar, und unerforschlich seine Absichten, aber sie sind gegründet in der Tiefe des Reichthums, beides seiner Weisheit und seiner Erkenntniß."

„Meine Freunde! Ich habe euch mit wenigen Linien den Weg gezeigt, auf welchem mein Gott mich zu euch geführt hat. Ich bin ein Mensch, nicht ohne Schwachheit und Fehler, sonst wäre ich Adams Kind nicht. Aber ich bemühe mich täglich völliger zu werden, sonst wäre ich Christi Jünger nicht. ꝛc. ꝛc."

*) Seite 152.

Als er die Nachricht des Falliments vernahm, äußerte er ganz ruhig: er habe jenes Geld nicht gesehen und werde es nun auch nicht sehen; das Papier, das er dafür bekommen, habe er noch!

Schöner und ein Zeichen tiefer Herzensgüte ist seine Aeußerung über denselben Verlust:

> „Nicht mein Verlust, sondern das Unglück, das diesen Mann getroffen hat, schmerzt mich," sagte er zu einem Freunde. „Ich war schon vorher arm, nun bin ich nur etwas ärmer, aber ich erinnere mich ja einer Zeit, wo ich es noch mehr war."

Auf die Bemerkung, daß solche Verluste unter Handelsleuten, die in Geschäftsverbindungen unter einander stehen, wohl häufig vorkommen, er aber von seinem Freunde, dem er das Seinige anvertraut, die Rückzahlung, sobald dessen Geschäfte einen schlimmen Gang zu nehmen drohten, hätte erwarten dürfen, antwortete er:

> „Gerade daß dieß nicht geschehen, ist mir ein Trost in dem Unglück dieses Mannes, von dem ich so viele Beweise seiner freundlichen Gesinnungen gegen mich erhalten habe, denn ich finde darin eine Bestätigung meiner gewissen Ueberzeugung, daß er im besten Glauben handelte und nur in Illusionen befangen, oder durch trügerische Berechnungen verblendet war."

So wenig Hebel des Besitzes zu seinem Glücke bedurfte, so wenig haßte er den Erwerb, leichten am wenigsten. Er erklärte es für Unrecht, einem Besuche des Glückes die Thür zu verschließen, und setzte deßhalb von Zeit zu Zeit in die Lotterie. Auch besuchte er Baden nicht leicht, ohne dem grünen Tische sein Opfer gebracht oder abgenommen zu haben. Das Gewonnene wurde aber nicht nach Hause getragen.

Noch aus einer frühern Zeit, im Jahr 1810, berichtet er über eine solche Bad- und Spielreise seinem Korker Freunde Folgendes:

> „In Baden trieb ich noch fünf Tage das große Spiel, nicht nur an der Tafel, sondern auch an der Bank, an letzterer so glücklich, daß ich diese fünf Tage nicht nur frei leben, sondern auch groß thun konnte. Als ich den Domestiken

z. B. das Trinkgeld gab, sagte ich: „Ihr könnt nichts dafür, daß ich nicht auch ein Graf bin, Ihr sollt nicht darunter leiden. Ich bin gerecht.“ Nichts ist angenehmer als der Contrast. Die Abende brachte ich im Bierhause unter den Kutschern und Lakaien der Grafen und Barone zu, mit welchen ich zu Mittag speiste.“

Im nämlichen Jahre erzählte er seinem Jugendfreunde „Zenoides,“ den er sich als seinen Begleiter auf derselben Ferienreise dachte:

„Wir lebten fünf Tage lang in Baden. Wir waren von der Verderblichkeit und großen Gefahr des großen Hazardspiels, das dort getrieben wird, überzeugt, riethen Jedermann ab, spielten aber selber mit, im blinden Vertrauen zur Rechtlichkeit der Banquiers, landesfremden Franzosen, ohne etwas vom Spiel oder ihrer Sprache zu verstehen. — Wir triebens mäßig; ich begnügte mich, daß ich von dem Gewinn fünf Tage leben und groß thun konnte.“

Zu Hebels vorzüglichen Vergnügungen gehörten, in der früheren Zeit wenigstens, das Theater und gesellschaftliche Spiele.

Jenes beschäftigte ihn so sehr, daß ein Theil seiner Correspondenz ausführliche Theaterkritiken und Theaternachrichten enthält. Die Besetzung und Leitung des Karlsruher Hoftheaters in den ersten Jahren seines Entstehens gab seiner Laune reichen Stoff.

So schreibt er z. B. zu Ende des Jahres 1808 den Straßburgischen Bekannten:

„Heute wird Reue und Ersatz gegeben. Da ich mich in einer Loge auf ein ganzes Jahr abonnirt habe, so habe ich nimmer nöthig, in die Reue zu gehen, und dem Ersatz traue ich nicht.“

Die thätige Theilnahme des Theologen an geselligen Spielen hat er in einer eigenen Synodal-Abhandlung gerechtfertigt, die frischen Humor mit frommem Sinne auf eigenthümliche Weise verknüpft.

Theaterfreude und Lust am Spiele schwanden mit dem herannahenden Alter. In seinen letzten Jahren kam er nicht mehr in

das Schauspielhaus. Nur einmal konnte er durch vieles Zureden zu einem Theaterbesuche bewogen werden. Er ging gelangweilt nach Hause.

Die Musik sprach Hebel in keiner Weise an. Der Sinn dafür ging ihm völlig ab. Mit einfachen Melodien konnte er sich noch befreunden, Conzerte verursachten ihm Langeweile, Tafelmusik verstimmte ihn jedesmal. Die Furcht vor dieser Marter bewog ihn nicht selten, öffentliche Gastmale zu vermeiden. Daher die Aeußerung, daß er Trommeln und Pfeifen viel lieber höre, als die schönste Musik!

Es war eine sonderbare Aufgabe für den Fremdling im Gebiete der Tonkunst, wenn er einer alten Composition zum Behufe ihrer Aufführung in dem Museum zu Karlsruhe neue Worte zu geben veranlaßt ward.

Er schreibt hierüber im März 1809 nach Straßburg:

„Ich mußte, weil ich nicht scheinen wollte, ich könn's nicht, zur musikalischen Composition einer Cantate, die vor fünfzehn Jahren in Bayern aufgeführt ward, einen neuen Text machen. Ich, der ich so viel von der Musik verstehe, als der Kaminfeger vom Weißbleichen. In vier Wochen habe ich bis gestern zwei Terzette, einen Sopran, einen Tenor, eine Baß-Arie, zwei Duette und vier Recitative geboren oder gelegt. Ich mußte einen Gegenstand für eine leichte, lachende Musik bearbeiten, in jede Arie natürlich eben so viele Verse, in jeden Vers eben so viele Zeilen, oft wegen der Repetition und der Wechselstimmen im Duett in jede Zeile eben so viele und eben so lange oder kurze Wörter bringen, als der Originaltext hat, an einen erklecklichen Streckvers war nicht zu denken, und welche Sylben eine Singpassage hatten, in denen durfte vollends kein i, kein u rc. vorkommen. — In vierzehn Tagen soll die Cantate aufgeführt werden. Wenn sie Beifall findet, so ist mir's recht, wenn nicht, so lasse ich sie drucken, um wenigstens bei einem genügsamen Theile des Publikums noch ein

Lorbeerreislein zu erndten. Wir Poeten halten's so, wenn uns etwas mißlingt, so lassen wir's drucken."

Es bedarf nach dem bisher Erzählten kaum der Erwähnung, daß Hebel durchaus den Sinn für das Einfache mit der Liebe zur Unabhängigkeit in sich vereinte. Erkünsteltes und Gezwungenes war dem Manne ein Gräuel, der die Kunst der Natur abgelauscht hatte. Im Leben wie im Worte blieb er seiner unabhängigen Richtung treu. Im Verse oft bis zum Uebermaße, wie denn die Trochäen, die allzuoft in seine Hexameter sich einschlichen, Göthe zu der berührten Mahnung veranlaßten.

Mit dieser Neigung Hebels hängt, wie die Geringschätzung des Besitzes, seine Freude an einem Zug- und Wanderleben zusammen, die freilich nie zur That bei ihm geworden ist.

In diesem Sinne schreibt er noch im Jahre 1824 nach Straßburg:

> „Es ist gar herrlich, so etwas Vagabundisches ins Leben zu mischen. Es ist wie der Fluß in dem Thal. Man fühlt doch auch wieder einmal, daß man der Erde nicht angehört, daß man ein freier Mensch ist, wenn man wie der Spatz alle Abende auf einem andern Aste sitzen kann. Das ist es, was den Bettler groß und stolz macht, wenn er sich selbst und seinen Beruf recht versteht. Ich habe diese Glücklichen schon oft beneidet, und gebe gerne denen, die es aus Grundsatz sind. Es gibt keinen andern Philosophen."

Zwei Jahre früher kündigt er in ähnlichem Sinne seinen Wohnungswechsel denselben Freunden an:

> „So lästig das Ziehen ist, so gemüthlich-angenehm wehmüthig wird es mir, wenn ich einen großen Maßstab daran lege, und denke, daß wir hier alle nur Quartierträger des großen Hausvaters sind, und daß solche Aus- und Einzüge im Kleinen nur Vorübungen des großen, und lebhafte Erinnerungen sind, daß wir hier keine bleibende Stätte haben. Ja, ich kann mir sogar in meiner Armuth

darinnen wohl gefallen, daß ich nichts Niet- und Nagelfestes auf Erden habe, nur Hintersaß, oder, wie sie's jetzt nennen, Schutzbürger auf ihr bin, und fast einem Vögelein gleiche, das sich jeden Abend auf einen andern Ast setzt."

Unabhängigkeit war Hebel mehr werth, als äußere Stellung. Die Stelle, die ihm aber einmal angewiesen war, suchte er mit Treue und Eifer auszufüllen. Zu übermäßiger Anstrengung trieb ihn keine Art von Ehrgeiz an.

Was Hebel im ehelosen Stande festhielt, ist nicht bekannt worden. Die Ursache seines Cölibats darf jedoch nicht in seiner Liebe zur Unabhängigkeit gesucht werden. Der nie verwischte Zug kindlicher Liebe in Hebel zeigt, was er als Gatte, was er als Vater gewesen wäre. Ueberall spricht sich in seinen Dichtungen ein offener Sinn für trauliches Familienleben aus. Seine Ansicht von einem glücklichen ehelichen Leben ist besonders in dem Gedichte an den aufrichtigen und wohlerfahrenen Schweizerboten, nämlich Heinrich Zschokke, und in dem Aufsatze „die Baumzucht" im Hausfreunde von 1811 niedergelegt.

Gleiche Gesinnung ist in seinen Briefen ausgesprochen: neben freudiger Lebensansicht schöne Auffassung schmerzlicher Ereignisse.

„Ich nehme herzlichen Antheil," schreibt er im Jahre 1809 an die Familie Hause, meine lieben Freunde, an Euerem Verlust und an Euerem Schmerz und an dem Trost, der Euern Schmerz lindern wird. Gott und wir haben unsere Kinder miteinander. Ich glaube, daß mich dieser Gedanke lieblich ansprechen würde, wenn ich in das Wir ein Stüblein voll Eigene einzuschließen hätte, und der Tod, wenn eines von ihnen seine kleine Errungenschaft auf der Erde, seine dunkeln Vorstellungen oder Eindrücke, die sich im Lächeln und in Thränen spiegelten, zusammenpackt und fortzieht, ist doch nichts anders, als der höchste Beweis und die lebendigste Versinnlichung dieses lieblich ansprechenden Gedankens, der uns gar nicht einmal fehlen dürfte, wenn wir Kinder haben und frohe Eltern sein

wollten. Ihr Gustav hat Ihnen nur einen sehr kurzen Besuch gemacht, aber ohne Zweifel haben Sie im süßesten Genuß seines Besitzes und im schönsten Aufstrahlen Ihrer Hoffnungen wohl auch bisweilen daran gedacht, daß er ein Zwillingskind war. Selten gedeihen sie beide, und schreiben — ich will's zu keiner scherzhaften Anspielung gesagt haben — ihren Zwillingsroman zu Ende, sondern quod Deus vult, zieht zeitlich davon, und sehr oft zieht er nach kurzer Zeit den zweiten nach; als ob er ihm einen Boten schickte — wenigstens kommt einer — und ihm sagen ließe: Komm, Bruder, hier ist's besser.

„Ich will nicht mehr sagen, damit es nicht scheint, ich suche; das Beste sagt Euch doch Euer Sinn und Euer Herz."

Es wird wohl kaum bemerkt zu werden brauchen, daß hier auf die Zwillingsbrüder Gottwald und quod Deus vult in Jean Pauls unvollendet gebliebenen Flegeljahren hingedeutet wird.

Als die blühende Tochter eines Freundes dahinstarb, es war im Jahre 1823, sprach der greise Hebel in folgendem Impromptü, wenn auch nicht neue und frische Gedanken, doch sein tiefes, lebendiges Gefühl aus:

Im Garten sah ich, hold und schön,
die aufgeblühte Rose stehn;
und wer sie sah und wer sie fand,
wie ich voll Liebe vor ihr stand.

Der Gärtner kam mit schnellem Gang,
da ward mir für die Rose bang,
ich sah und stand, als plötzlich, ach! —
des Gärtners Hand die Rose brach.

Du harter Mann, was machest du,
rief ich dem Gärtner zürnend zu,
die Rose, die so herrlich stand,
bricht ohn' Erbarmen deine Hand.

Der Sturm könnt sie entblättern hier,
drum murre nicht, sprach er zu mir,
für sie, die hier so herrlich stand,
weiß ich ein schönres, beßres Land.

In jenes Land verpflanz ich sie,
denn dort bedroht der Sturm sie nie,
wirst du sie künftig wiederseh'n,
so blüht sie hundertmal so schön.

Wie Hebel als Dichter und Volksschriftsteller als eine eigenthümliche Erscheinung dasteht, so war seine ganze Persönlichkeit so eigenthümlich ausgeprägt, daß nicht leicht irgend eine andere Persönlichkeit lebhaft an ihn erinnern könnte. Eine unerschöpfte heitere Laune, ein Witz, der nie verletzte, nie ans Triviale oder gar ans Gemeine auch nur streifte, die feine Ironie, welche die Gattung fast unschuldig persiflirte, während sie die Persönlichkeit bei Seite liegen ließ oder sie durch urbane Form versöhnte und dem Getroffenen nur die Freude des Mitlachens ließ, ein reicher Schatz an Kenntnissen in den Gebieten, die allgemeines Interesse ansprechen, Klarheit und Einfachheit in der Rede, eine unvergleichliche Kunst, zu erzählen, machten ihn zur gefälligsten Erscheinung in jedem geselligen Kreise. Aller Pathos war ihm fremd; im einfachsten Gewande wußte er das Erhabene und Große dennoch in seinem vollen Werthe darzustellen.

Wie er im Gespräche den Glanz, wornach begabte Männer zuweilen streben, so wie alles Gesuchte, Künstliche und Geschraubte vermied, so war er in Benehmen und Haltung ungezwungen. Sein ganzes Wesen zeigte den Ausdruck einer natürlichen Würde, einer Freimüthigkeit und eines Wohlwollens, die ihm schnell die Herzen gewannen. Jüngere, wie ältere Personen, Frauen, wie Männer, Gelehrte, wie Nichtgelehrte fanden sich von seiner Gesellschaft und der Unterhaltung mit ihm hingezogen. Er erfreute sich einer eigenthümlichen Popularität unter allen Classen und Ständen der Gesellschaft, die in diesem Umfange nur durch seltene, das rein

Menschliche im Menschen ansprechende Vorzüge erworben werden konnte.

Daß er mit diesen Eigenschaften überall gesucht und gefeiert ward, liegt in der Natur der Sache. Auch ließ sich das freundliche Gemüth leicht finden, und nur in großen, glänzenden Versammlungen ruhte seine Unterhaltungsgabe. Freund der Einfachheit, bis zu einer gewissen Schüchternheit bescheiden, zog er sich hier in sich selbst zurück.

Die Abende, die er behaglich bei Pfeife und Bierglas im Kreise der Bekannten zubrachte, waren für Einfälle heiterer Laune die ergiebigsten.

Als ein Bild jenes fröhlichen Treibens, zumal in der früheren Zeit, möge eine Mittheilung aus einem Briefe vom Anfang des Jahres 1805 hier ihre Stelle finden:

„Ich verschmauche jetzt alle lieben, langen Winterabende in Gesellschaft einiger Freunde bei Drechsler. —

„Ich behauptete gestern, es sei ein Sprachfehler, daß man sage, der und nicht die oder das Ofen. Denn dieser Ofen da, um den ihr hersteht (es ist ein eiserner), weiß Euch, wie ein holdes Mägdlein, alle an sich zu ziehen, und wie ein verständiges und tugendreiches Mägdlein alle in der gehörigen Entfernung zu halten und sich vor Euren Umarmungen zu schützen. Das nahm das liebliche Närrlein (Hebel scherzt weiter oben über die Aufwärterin und ihre Einfalt) als ein nicht gemeines Compliment auf seine Rechnung. Ich rieth ihr zwar, sich das Gute daraus zu bemerken, denn etwas Schönes hätte ich ihr eigentlich nicht sagen wollen. Indeß ersuchte sie mich doch in der nämlichen Stunde, ihr mit einer Stecknadel den Rock am Leiblein anzuheften — ob ich ausgelacht wurde!

Hebels Aeußeres war ansprechend; Geist und ein edler, heiterer Ausdruck auf den Gesichtszügen; die kleinen braunen Augen schalkisch freundlich, die Stirne, die Nase stark gewölbt, das einst dunkelbraune Haar kraus, um den Mund ein vielsagendes, anmu-

thiges Lächeln. Sein Körper war kräftig gebaut, von mäßiger Größe, seine Haltung aufrecht, sein Gang nachlässig.

Er wurde zu verschiedenen Malen abgebildet. Einem früheren, von Müller gezeichneten, von Lips gestochenen Bilde folgte ein Steindruck von Agrikola, der bei C. F. Müller in Karlsruhe erschien. Derselbe Künstler hat den Greisen mit richtiger Auffassung des Charakteristischen seiner Züge in einer Zeichnung wiedergegeben, die erst bei Mansfeld in Wien, dann bei Velten in Karlsruhe im Steindrucke erschien. Hebel ertheilt auf jenem Bilde einer ihm empfohlenen jungen Markgräflerin einen sanften Verweis. Die zweite Ausgabe legt dem Bilde jedoch eine andere Bedeutung unter; sie macht das Mädchen zur personifizirten Wiese, und legt in der Unterschrift dem Dichter einen Vers aus dem gleichnamigen Gedichte in den Mund. Das dieser Lebensbeschreibung beigegebene Bildniß Hebels ist nach den besten vorhandenen Zeichnungen von Ed. Schuler in Stahlstich ausgeführt.

Hebels Leben ist während seiner Dauer in verschiedenen biographischen Werken nur in kurzen Umrissen beschrieben worden. Bei Anlaß seines Todes gab die Beilage zur allgemeinen Zeitung vom Jahre 1827 einen Aufsatz, der Hebels Leben und Wirksamkeit umfaßte, und der Freund des Dichters, der als Adjunkt des Hausfreundes gefeiert ist, folgte im Morgenblatte für dasselbe Jahr mit einzelnen Momenten aus Hebels Leben, die größtentheils aus eigenen Mittheilungen des Freundes geschöpft waren. Meist auf urkundlichen Quellen beruhend ist die umfassende Lebensbeschreibung, welche der ersten Ausgabe seiner Werke voransteht.

Hebel hinterließ ein Vermögen von beiläufig 7000 fl. Da er nicht letztwillig darüber verfügt hatte, ward sein Nachlaß zwischen seinen väterlichen und mütterlichen Seitenverwandten getheilt. Der Gedanke an eine letztwillige Verfügung war ihm jedoch nicht fremd gewesen, er hatte sich vielmehr oft mit dem Plane einer Stiftung für Alter und Jugend seines Geburtsortes beschäftigt. Jedem Manne zu Hausen sollte jeden Sonntag ein Schoppen Wein verabreicht, und den armen Schulkindern sollten die nöthigen Bücher

angeschafft werden. Der Tod überraschte ihn, ehe dieser Lieblingsgedanke zur That werden konnte.

Schon zu Hebels Lebzeiten eiferten einzelne Freunde, ihn auf bleibende Weise zu ehren. Sinnig hat Gmelin gestrebt, den Namen des Dichters der Natur in einer Blume fortleben zu lassen. Dieß geschah in seiner im Jahre 1806 erschienenen Flora badensis. Der Verfasser, welcher die beiden Pflanzenarten, die in Linne's System als anthericum calyculatum vorkommen, in ein besonderes Geschlecht mit zwei Unterarten absonderte, gab dem neuen Geschlechte die Benennung Hebelia, einer der beiden Unterarten den Beinamen allemannica.

Eine Garten-Anlage, welche im Jahre 1810 von Hebels Freunden auf einem kleinen See bei Odelshofen als Hebels-Insel gegründet ward, hat den Dichter nicht überdauert.

Gleich nach seinem Ableben erwählten Hebels Freunde einen Berg bei Schopfheim, im Thale, das die Wiese durchströmt, und, bekränzt mit einem alten Eichenwalde, herrliche Aussicht weithin gewährend, daß er fortan den Namen des Dichters trage. Die Bergleute zu Hausen errichteten schöne Terrassen auf dem Berge. Er ward feierlich als Hebels-Höhe eingeweiht.

In einer Zeit, die so thätig alte und neue Schulden der Dankbarkeit in ehernen Denkmalen abträgt, mußte der Gedanke, Hebel ein Monument zu errichten, vollen Anklang finden.

Die Wahl des Ortes lag nahe; da, wo der Schriftsteller seinen Ruhm erworben, wo der Schulmann und Kirchenbeamte die meisten Jahre seiner Thätigkeit zurückgelegt hatte, dahin gehörte das Denkmal.

Einzelner namhafter Beiträge unerachtet, war jedoch der Beitritt der Verehrer Hebels zu der Stiftung verhältnißmäßig geringe, und ohne die Freigebigkeit des Großherzogs Leopold, der den Hingeschiedenen ehrte, wie seine Vorgänger in der Regierung den Lebenden, wäre nur Unbedeutendes zu Stande gekommen.

Das Denkmal, dessen Haupttheil die eherne, lorbeerbekränzte Büste Hebels ist, fand den entsprechendsten Platz im Schatten wehender Bäume. Großherzog Leopold gab dem Denkmale die

geeignete Stelle in seinem Schloßgarten. So in dem Fürstengarten aufgestellt, der jedem Besucher offen steht, wahrt es künftigen Geschlechtern die Züge des Sängers der Natur.

Die Vorderseite des Denkmals trägt die Inschrift:

Johann Peter Hebel,
geb. den 10. Mai 1760,
gest. den 22. Sept. 1826.

Dem
vaterländischen Dichter
errichtet unter
Großherzog Leopold's
Regierung
von seinen
Freunden und Verehrern.
1835.

Auf den beiden Seiten des Denksteines sind zwei weitere Inschriften aus seinen Dichtungen entlehnt, wie:

Wenn de amme Chrüzweg stohsch,
Und nümme weisch wo's ane goht,
Halt still und frog di G'wisse z'erst,
's cha dütsch Gottlob und folg sim Roth.

Und isch's so schwarz und finster do
Se schine d'Sternli no so froh,
Und us der Heimeth chunnt der Schi,
's muß lieblig in der Heimeth sy.

welche belehrend zu dem Beschauer sprechen; und die Virgil'sche Weissagung, die sich verdeutscht an der Rückseite des Denkmals findet:

„Immer bleibet dir Namen und Ehr'
Und ewiger Nachruhm!"

wird an seinen Werken in Erfüllung gehen.

An
meine liebe Sa[illegible]
M. H....

Gib auch Magdalein
nicht von dem ohr
Krankseind. Du

liebe Gott helfe
mit dir, und bis
in gute Tage und
[illegible]lebensbrod ein.
[illegible] den Kindern

Zu

Hebel's Ehrengedächtniß

vom

Adjuncten des rheinländischen Hausfreundes.

Seinem vieljährigen Freunde,
Herrn Staatsrath Nebenius.

Kölle.

Sie forderten neulich mich, den Adjuncten unseres unvergeßlichen Freundes Hebel, auf, das niederzuschreiben, was meinem, glücklicherweise ziemlich treuen Gedächtnisse aus einer Zeit sich eingeprägt hat, in welcher Hebels Kulmination und meine Krystallisation (28. bis 30. Lebensjahr) zusammentrafen.

Dieses soll in Nachfolgendem geschehen, und ich kann die lange ruhende Feder mit nichts zu neuem Dienst berufen, was mich mehr ansprechen könnte, als gerade dieser Gegenstand. Die Gespräche mit Ihnen, der Aufenthalt im wohlbekannten, aber doch so gänzlich veränderten Karlsruhe, der Anblick von Hebels Denkmal, die so gewaltig umgestaltete Grundlage des politischen und socialen Lebens, ja die Hitze, welche an die des Kometensommers von 1811 mahnt, sie brachten durch Erinnerungen und Kontraste eine Stimmung in mir hervor, wie man sie in unsern Jahren nur selten fühlt, und welche am sichersten dadurch beschwichtigt wird, daß man sich ihre Gründe selbst klar macht, sich zum Niederschreiben zusammennimmt, und das geistige Gleichgewicht dadurch wieder zu erlangen sucht, daß man das, was uns betrifft, behandelt, als ob es einem Andern angehörte.

Wenn ich durch den Gegenstand genöthigt werde, mehr von meiner Person zu reden, als diese verdienen dürfte, so soll dieses

wenigstens nicht breiter gegeben werden, als die Sache selbst fordert, nur ohne Ansprüche auf künstlerische Behandlung.

Ich stelle mich in Gedanken mit Ihnen vor Hebels Grabhügel, und bitte Sie, die letzten Lebensjahre unseres Freundes und deren geistige Erlebnisse dem anzureihen, was ich von ihm zu sagen weiß *).

Mit Beginn des Krieges von 1809 wurde ich von München nach Karlsruhe versetzt als württembergischer Legationssecretär nach wie vor, in so fern aber zu wichtigerem Posten berufen, als ich einen unwissenden, trägen und noch dazu jeden Sommer abwesenden Gesandten zu ergänzen hatte, folglich sechs Monate unter seinem Namen, sechs andere als Geschäftsträger (Hebel pflegte zu sagen: als Träger zum Geschäft) so ziemlich Alles zu thun und zu verantworten hatte, was der Gesandtschaft oblag.

Ich verließ München höchst ungerne, und mein guter Vater tröstete mich durch das Geschenk eines Pferdes, welches auch in den ersten Tagen meines Aufenthaltes in Karlsruhe tüchtig benutzt wurde, um die Umgegend zu recognosciren. Da begegnete mir im Hardtwalde ein Mann im grauen Frack, die Hände unter den Schößen, und blickte mich im Ausweichen mit blitzenden Augen beinahe spöttisch an.

Die Mischung von Gutmüthigkeit und Schalkhaftigkeit fiel mir auf, und ich wurde das Gesicht lange nicht los, ungeachtet ich, zur Schande meines Lieblingsstudiums — der Physiognomik — gestehen muß, daß ich nicht auf Hebel verfiel. Ich mußte anerkennen, daß ich einer ungewöhnlichen, bedeutenden Persönlichkeit nahe gewesen sei, aber das Vorherrschen des Gemüthlichen, Sehnsüchtigen in den allemannischen Gedichten ließ mich eher einen schmächtigen, hageren Mann in Hebel erwarten, zudem war er ja Kirchenrath. Auch

---

*) Diesem Begehren wurde in anderer Form, nämlich durch Mittheilungen an den Verfasser der Lebensgeschichte, entsprochen.

dürfte es nicht überflüssig sein, zu bemerken, daß damals der Reichthum und Ueberreichthum an Bildnissen, wie wir jetzt ihn sehen, noch keineswegs vorhanden war. Den rheinischen Hausfreund kannte ich noch nicht.

Denselben Abend wurde das aus einer Lesegesellschaft erwachsene Museum durch Rede, Gesang und — wie es sich von selbst versteht — durch Speise, Trank und Tabaksrauch eingeweiht. Eine meiner ersten Bekanntschaften in Karlsruhe war der Geheime Secretär Bouginé, ein sehr geistreicher, vollkommen originaler Mann, eine Art Behrisch. Wir waren uns schnell nahe gekommen; er führte mich in's Museum ein und stellte mich unter andern auch dem Kirchenrath Hebel vor, an welchen ich mündliche Grüße von einem Erlanger Universitätsfreunde, dem Geheimerath Rheinwald aus München, zu überbringen hatte.

Rheinwald war ebenfalls einer von den Menschen, wie man sie nur Einmal im Leben zu treffen das Glück hat. Gründlicher Gelehrter, geübter Geschäftsmann, vertraut mit den geheimsten Angelegenheiten des pfälzischen Hauses, dabei Lebemann erster Größe, haßte er Baden, weil es sein liebes Mannheim erworben hatte, und ich hatte oft die allemannischen Gedichte, welche ich leidenschaftlich liebte, wider ihn zu vertheidigen. Doch meinte er, ich sollte den Schwarzrock von ihm grüßen, was denn auch in bester Form geschah.

So saß ich nun dem Graurock von demselben Abend bei einem Glase Wein gegenüber, und er konnte bald bemerken, daß ich die allemannischen Gedichte alle auswendig wußte. Rheinwalds vielfach bedeutende Persönlichkeit, seine Vorzüge und Schwächen interessirten Hebel um so mehr, da beide durch sehr auseinander gehende Lebenswege äußerlich vollkommen, innerlich aber eigentlich gar nicht einander entfremdet waren.

Von jeher war ich so glücklich, schnell mit den Leuten bekannt zu werden. Damals aber war ich jung, sehr lebenslustig und weich gestimmt, wie einer, welcher viel Liebes eben hat verlassen müssen. Hiezu kam noch das Bedürfniß, mich für den Verlust des größeren

Kreises, aus welchem ich gerissen worden war, in engerem Kreise möglichst zu entschädigen, und den neuen, damals höchst sonderbar durchschnittenen Boden, auf welchem ich zu stehen hatte, möglichst schnell und klar zu erkennen. Dieses aber ist nur dadurch möglich, daß man gescheidten Leuten nahe kömmt.

Daher bemühte ich mich, so liebenswürdig zu sein, als möglich, und war wirklich nach wenigen Wochen so fest gewurzelt, daß ich in die gesetzgebende Commission des Museums erwählt wurde, worauf ich nicht wenig stolz war, nicht bemerkend, daß ich nur darum erwählt worden sei, um Andern die Kastanien aus dem Feuer zu ziehen. Ich führe diesen Umstand nur deßhalb an, weil er dazu dient, meine Stellung überhaupt zu bezeichnen, dem Kreise gegenüber, in welchem ich mich bewegte.

Wenn ich in wenigen Wochen mit Hebel so vertraut wurde, wie Wenige, und bei solcher Altersverschiedenheit kaum Einer, so verdankte ich es vorzüglich dem Anregenden und doch noch dankbar Aufnehmenden meiner Lebensstufe. Zuthätig, von Geschäften keineswegs überhäuft, für Zeit und Ort ziemlich unabhängig, fühlte ich mich von der unlieblichen politischen Gegenwart abgestoßen. Dabei war ich wißbegierig, schon ziemlich umhergetrieben, anekdotenreich und starker Tabakraucher. So wurde ich sein Schüler und Freund, täglicher Genosse und Vertrauter seines innern Lebens.

Gleiche Noth und ein Uebereinstimmen in den Hauptsachen, bei verschiedenem Alter und Lebensgang, machte uns einander nothwendig.

So viel, ja zuviel von mir, es war aber nöthig, mich ad causam et ad processum zu legitimiren. Ich will nun versuchen, ohne strenge Ordnung die einzelnen Züge hinzuwerfen, welche zur Vervollständigung seines Bildes, zur Geschichte meiner Adjunctur und zum Verstehen der Schwiegermutter im Hausfreund dienen dürften.

Ueber seine Kinderjahre sprach Hebel selten, nur erinnere ich mich, daß er die Abhärtung seiner Füße gegen Nässe und Erkältung dem Umstand zuschrieb, daß er als Knabe stets barfuß gegangen sei.

Einmal hatte er seinen Gespielen eine wichtige Entdeckung mitzutheilen. Er hatte den gefürchteten Kaminfeger in dessen Sonntagskleidung erkannt, und gefunden, daß es ein „Herr" sei, weil er einen Zopf trage. Als Knabe begrub er Schmetterlingspuppen in Holzkistchen in die Erde und machte auf jedes Grab ein Kreuzchen.

Mit der größten Pietät äußerte er sich über den Geistlichen, welcher zuerst das Genie des Knaben entdeckte und dessen künftigen Lebensweg anbahnte. Das Idyll, wo er ihn als Prediger über das „Hephata thue dich auf" darstellen wollte, und dessen Anfang er mir vorgelesen hat, scheint leider verloren gegangen zu sein. Es begann mit der, durch herrlichen Sonnenschein hervorgerufenen Versuchung, die Kirche zu schwänzen. Er geht mit der Gerte in der Hand in Jacke und Mütze in's Feld. Die Kirchthürme des Thals sehen sich an und fordern sich wechselseitig auf, mit dem Läuten anzufangen, endlich beginnt einer, die andern fallen ein, und den Knaben treibt eine unwiderstehliche Gewalt in die nächste. So weit las er es mir vor.

In Erlangen hielt er sich zu den Moselanern. Der nachherige Geheimerath Rheinwald, dessen ich oben erwähnte, war Senior. Hebel mußte sich schlagen. Rheinwald secundirte und gab ihm mit feierlichen Worten den Degen in die Faust. Hebel gestand, es sei ihm nicht sehr heldenhaft zu Muthe gewesen. Er kam mit unbedeutender Wunde am Arm davon.

Auf der Heimreise, ich glaube, es war sogar bei dem Eintritt in's Philisterleben, wurde er in Seegringen, damals Anspachischem

Grenzort, für einen Israeliten angesehen, und ihm Passierschein, Leibzoll oder etwas Aehnliches abgefordert. Daher spielt so manche ergötzliche Scene des Hausfreundes in Seegringen.

Das Examen wurde nicht zum Besten bestanden. Hebel mußte sich zum zweiten stellen, bestand nun vortrefflich in diesem, wurde Vicar bei einem fabelhaft schmutzigen und rohen Pfarrer, — er nannte mir nie dessen Namen, — mußte sich einige Zeit hindurch umätzen lassen, war etwas verliebt, aber keineswegs innerlich befriedigt in den Jahren, welche seiner Anstellung in Lörrach und Karlsruhe vorangingen.

Die leidige Wehrverfassung Deutschlands bei Beginn des Revolutionskriegs steigerten oft Hebels Witz bis zum Sarkasmus. Er erzählte auf höchst ergötzliche Weise, wie temporibus illis ein Unteroffizier einem läßig marschirenden Soldaten zugerufen habe: „Fläthi," und wie dieser geantwortet habe: „Fläthi gnug für sechs Chrützer." Auch das Schimpfen der Elsasser und Badener Vorposten im Binnenwald, nachdem die Badener dem Landsturm ein paar alte Kanonen abgenommen hatten, und sie sich „Kirchendieb" und „Kanonendieb" zuriefen, liebte er mit den homerischen Helden zu vergleichen.

In jene Zeit fiel auch eine Art Geistererscheinung, welche er in einem Hause mehr gefühlt als geschaut hat, das dergleichen Spuck schon oft erlitten hatte. Er erzählte mir die Geschichte nie umständlich, erwähnte die Thatsache aber mehrmals, ohne in der Frage überhaupt ein entscheidendes Votum dafür oder dawider abzugeben.

Ueber die religiöse Ueberzeugung eines so gefeierten Predigers, eines so würdigen Prälaten zu reden, ist etwas Mißliches; aber

ich würde es für Verrath an Freundespflicht halten, wenn ich verschweigen würde, was er mir hierüber sagte. Ihm war die sittliche Seite der Religion unendlich mehr werth, als die dogmatische. Nur in jener fand er Supernaturalismus, übersetzte beständig die morgenländische Anschauungs- und Ausdrucksweise in unsere kältere, vernünftigere, war tolerant gegen Andersdenkende, und konnte die Redaktion des Rheinländischen Hausfreundes nicht charakteristischer schließen, als er es that, wegen der zwei Monstranzen.

Gäbe es viele praktische Christen, wie er einer war, so würde es bald auch um das wissenschaftliche Christenthum besser stehen.

Dem Regentenhause war er recht von Herzen ergeben, obgleich die politischen Zustände, wie sie 1806 und nachher sich gestalteten, ihn keineswegs anmutheten, was bei seiner Geistesrichtung und seinem Lebensgang auch nicht anders sein konnte.

Carl Friederich war ihm persönlich sehr gewogen, und sprach oft mit ihm bei zufälliger Begegnung. Einmal hatte Hebel versäumt, sich rasiren zu lassen, und ging in den Hardtwald, um den ungebührlichen Bart Niemand sehen zu lassen. Wie es ihm zu geschehen pflegte, vertiefte er sich in allerlei Gedanken, und dachte nicht mehr daran, daß er ungeschoren sei. Da begegnete ihm der Markgraf und fragte freundlich, ob er wohl von einer Reise komme? Hebel verneint es, und als er, höflich entlassen, weiter schlendert, denkt er darüber nach, warum der Markgraf habe glauben können, er komme von einer Reise. Da greift er sich an den Bart, wie man zu thun pflegt, wenn man nachsinnt, und verstand nun die Frage.

Bezeichnend ist, daß er in der herzlichen Gesundheit, welche er seine Eisenschmelzer ausbringen läßt, zwar den Markgrafen in den Churfürsten, diesen aber in den späteren Ausgaben nie in einen Großherzog verwandelte.

Ich mahnte ihn daran, er gab vor, das Sylbenmaß lasse es

nicht zu. Ich konnte indessen wohl bemerken, daß er einen andern, leicht zu errathenden Grund hiebei hatte. Ich verstand ihn zu gut, als daß ich weiter in ihn gedrungen hätte, und der Sache wurde weiter nicht mehr erwähnt.

In die ersten Monate meines Aufenthalts fiel der Tyroler Aufstand. Die badische Garde und die Husaren zogen gegen denselben aus. Ich kam auf den Gedanken, ihnen ein fliegendes Blatt mit Soldatenliedern nachzusenden, und fertigte das Jäger- und das Dragonerlied, Hebel die zwei andern; Uhland's „Ich hatt' einen Kameraden" kam leider zu spät. Der Censor, Hebels Schulfreund, konnte nicht umhin, sein tiefes Bedauern zu äußern, daß dieser mit solchen Lappalien die edle Zeit vergeude.

Da Hebel wegen seines Artikels über den Tyroler Aufstand im Rheinländischen Hausfreund oft und hart angegriffen worden ist, so mag hier bemerkt werden, daß jener von Oben veranlaßt war, der Aufstand selbst aber wegen Unzeitigkeit, fanatischen Beimischungen und Zerstörung des wirklich Bessern, was Bayern in Tyrol eingeführt und Oesterreich nachher durch Beibehaltung anerkannt hat, als ein Rückschritt erschien, und die kerndeutschen Gemüther unter uns mit Bedauern erfüllte, wie eine Blüthe im Spätherbst. Ob die Folgezeit unsere Ansicht gerechtfertigt habe oder nicht, mögen Andere beurtheilen.

Einmal, als wir, wie gewöhnlich, im Museum kneipten und den Tabakrauch in Ringen ausstießen, welche brodlose Kunst Hebel ungemein ergötzte, kam die Rede auf norddeutsche Dichter und die größere Strenge im Reimen, deren sie sich beflissen. Ich bemerkte, daß Claudius im berühmten Rheinweinliede hievon eine höchst merkwürdige Ausnahme mache. Hebel lächelte, und zwar auf eine einzige Weise, mit einer Art Vaterfreude und versetzte: „Da drinnen sitzt der Verfasser und der Compositeur der beiden Melodieen."

Ich schaute erstaunt in's Nebenzimmer, wo der Kirchenrath Sander einsam eine Zeitung las. „Der“ — fuhr Hebel fort — „der und kein Anderer hat es gedichtet und componirt zu einer Hochzeit in Pforzheim, wo er Diakonus war; die Leute waren reich und hatten trefflichen Rheinwein im Keller. Das Lied gefiel so, daß sie es dem Wandsbecker Boten anonym zusendeten, dem einzigen Morgenblatt jener Zeit; so druckte es Claudius ab. Mich freut's, daß Ihr das Oberland herausgefühlt habt.“ Der zu früh verstorbene Doctor Sander, Neffe des Kirchenraths, bestätigte mir in Paris 1834 diese Notiz und fügte bei, daß eine Hochzeit in der Familie Wohnlich diesem herzlichen Liede den Ursprung gegeben habe. *)

Dieser Sander wollte mit Hebel in den ersten Jahren der Revolution eine Zeitung herausgeben. Hebel hatte bereits zugesagt, es fanden sich aber Bedenklichkeiten, vorzüglich wegen Sanders Persönlichkeit, dessen melancholisches Temperament sich im Aeußern scharf ausprägte, und der bei der strengsten Rechtlichkeit der Milde ermangelte, welche einem Zeitungsschreiber — namentlich in jenen Zeiten — nicht abgehen durfte. Die „Badischen Briefe“ zogen ihm daher, trotz der anerkannt guten Absicht, manche Verdrießlichkeiten zu.

Durchführung von Schnurren, ungeheuern Absurditäten u. dergl. waren unter uns an der Tagesordnung, und wenn Bouginé sie sarkastisch und mit Menschenverachtung behandelte, so war dagegen Hebel nie verletzend, und mäßigte mit freundlichem Abschließen oft unser wildes garstiges Treiben, obgleich er die Philister von Herzen

*) Nr. 3 der im Jahr 1837 in Stuttgart erschienenen Zeitschrift „der Spiegel“ enthält eine ähnliche Notiz, worauf Fr. Claudius in Lübeck, Sohn des bekannten Schriftstellers, in Nr. 44 gegen die Tradition reklamirt, welche das Lied „am Rhein, am Rhein“ rc. einem andern Verfasser als seinem Vater zuschreiben will. Anm. d. H.

verachtete und sie Scabine und ewig Gestrige, ja Vorgestrige zu nennen pflegte. Aber auch der neumodische Utilismus widerte ihn an, und als ich einst den Bleithurm*) als den Ort bezeichnete, von welchem aus man vielen Gemeinden mittelst eines Telegraphen zugleich predigen könnte, malte er die Sache mit unbeschreiblicher Laune aus, und hielt lange an ihr fest.

Des Knaben Wunderhorn ergötzte Hebel ungemein. Er ließ die drei Bände in einen zusammen in Schweinsleder binden und in den Rauch hängen, um es nachher recht con amore genießen zu können. Ich schlug ihm vor, aus diesem Buch und den übrigen Sammlungen deutscher Volkslieder eine Centurie in allemannischer Mundart zu bearbeiten. Er hatte bereits mehrere, u. a. den Bettelvogt von Heidelberg angezeichnet; wie so vieles Andere aber, so blieb auch dieses ungethan, was um so mehr zu bedauern ist, da es die Zeit nützlich und angenehm ausgefüllt haben würde, in welcher die poetische Produktionskraft sich seltener zu äußern pflegt.

Einst erzählte ich ihm, daß ich in wechselseitigem Unterricht bei meinem portugiesischen Collegen in Paris, La Costa da Macedo, spanisch gelernt, aber von diesem, einem Portugiesen, eine schlechte Aussprache mir angewöhnt habe. Nun war des Spottes kein Ende, daß ich portugiesisch statt spanisch erlernt habe. Gleiches Schicksal hatte Hebels alter Freund, Hofrath Gmelin. Hebel behauptete, dieser habe ihn versichert, die giftigen Unkräuter werfen stets vor dem Reifen des Getraides ihren Samen ab. Als nun Hebel einst bei einer Prüfung dieses als einen Beweis der göttlichen Weisheit angeführt hatte, soll ihn Gmelin gefragt haben, wer ihm dieses

*) Gewöhnliche Bezeichnung des Schloßthurmes in Karlsruhe.

Zeug weis gemacht habe? Desgleichen blieb eine ergötzliche Geschichte unvergessen, wie die Gelehrten Karlsruhe's um einen Laubfrosch versammelt gewesen seien, welcher nach dem Vorgeben des Eigenthümers die Stunden anquäken sollte. Der Lehrer nahm eine schöne Präsentuhr eines der gelehrten Herren mit vor die Thüre, um nicht zu frühe einzutreten, und doch allen Rapport mit dem wohl unterrichteten Thiere zu unterbrechen, und kam nicht wieder. Diese Geschichte war Hebel besonders lieb, und er erzählte sie auf eine Weise, welche gewiß Keiner vergessen wird, welcher das Glück hatte, sie zu hören.

Das norddeutsche Wesen sprach ihn nicht an, und er wies, als Normal-Oberdeutscher, dasselbe auf eine Weise ab, welche ihm sonst nicht eigen war. Seine Freunde waren alle „da droben," Ittner, Pfarrer Jäck, Goldschmied Haufe in Straßburg, Zschokke in Aarau. Selbst mit dem Freiburger Jacobi war er nicht eigentlich befreundet. Mit Göthe wäre er in drei Tagen, mit Zelter dagegen in einer Stunde vertraut geworden. Es mußte wenigstens ein bischen Bodenerde an dem Menschen hängen geblieben sein, der ihn anmuthen sollte.

Das Schauspiel in Karlsruhe wurde neu organisirt und Mittell aus Dessau Regisseur. Hebel sollte den Prolog zur Eröffnung machen, kam aber nicht dazu. Da fertigte ich denselben, er war höchst mittelmäßig, wurde aber sehr applaudirt, ungeachtet es sich eigentlich nicht ziemen wollte, daß der Sekretär einer auswärtigen Gesandtschaft als Hofpoet fungire. Dieses verschaffte mir einigen Einfluß auf das Bühnenwesen, welcher manchem Uebelstand abhalf, und auch mir persönlich des Belustigenden und still Vergnüglichen Vieles brachte. Hebel war unerschöpflich in Scherzen über die „W. Meisters Periode."

Hebel übersetzte mehrere protestantische Kirchenlieder metrisch gereimt in's Lateinische; u. a. Gellerts „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte." Als einst der päbstliche Innografo mir klagte, es fehle an neuen und guten Texten, schrieb ich aus Rom an Hebel, und er sandte mir sogleich eine saubere Abschrift. Der Innografo meinte aber, da stehe nichts darin von den Heiligen, für deren Feste er besondere Gesänge wünsche. Hebel bedauerte sehr in seinen Briefen, daß ihm die Ehre nicht widerfahre, in der Peterskirche gesungen zu werden.

Jagemann aus Weimar kam aus Rom zu uns, und wurde von Hebel eben so mächtig angezogen, als er diesem gefiel. Er schenkte ihm ein mit dem Abputz der Paletten gemaltes Bild eines wüsten Gesellen, eines Doktor Glöckle, welcher sich in Rom den Ehrennamen il porco tedesco erworben hatte. Hebel ließ einen Rahmen von Eichenrinde mit vier Eicheln in den Ecken fertigen, und hing das Bild in seinem Schlafzimmer auf. Ob es aus Vorliebe für den gelehrten Vagabunden oder aus Dank gegen Gott, daß er ihn bei nicht unähnlichen Anfängen nicht habe fallen lassen, geschehen, wage ich nicht zu entscheiden. Zu einer Warnungstafel war er zu gesetzt.

Als Marie Louise durch Baden dem Napoleon'schen Brautbett entgegenging, mußte Hebel die Inschriften zu den Ehrenpforten verfertigen, was er sehr ungerne that. Das Germaniae memor bei Kehl schlug ich ihm vor, er nahm es mit Freuden an.

Als im Jahre 1811 eine zweite Freimaurerloge in Karlsruhe sich bildete, welcher neben mehrern seiner genauern Bekannten und gebildetern jüngern Männern, auch ich mich angeschlossen hatte, mochte er wohl bemerken, wie sehr erwünscht auch sein Beitritt

wäre. Theils mag es die ungebührlich große Verbreitung des Bundes in Frankreich, theils die Furcht gewesen sein, daß politische Strebungen in dieser Zeit diesen Verbündeten nicht fremd bleiben könnten, welche ihn in still beobachtender Ferne hielt. Wohl war der Anfang unseres Unternehmens phantastisch, aber die Tendenz tüchtig, der Vorschritt erfreulich, das Ende ehrenvoll. Hebel bedurfte in seiner Lage eines derartigen Vereines weniger, als dieser sein bedurfte.

Ueberhaupt war damals ein jugendliches Aufstreben in Karlsruhe, und eine große Anzahl begabter und origineller Menschen der verschiedensten Art, der sonderbarsten Lebenswege, Ausländer wie Inländer; und ganz Karlsruhe hatte damals noch ungleich mehr wie jetzt den Charakter einer Kolonie. Daher war das beständige Umbilden im Innern, der Druck des nahen Frankreichs, das Kontinentalsystem und so vieles Andere unter einer wohlwollenden und nachsichtigen Regierung leichter ertragen als anderswo. Man befand sich in einem improvisirten Staat, in einer improvisirten Stadt, beinahe wie in einem Lager, und gewöhnte sich, Alles als Zeitfrage zu behandeln, während man in tüchtiger Gesinnung an dem festhielt, was kein Deutscher lassen soll und lassen wird.

Einst besuchte mich ein Jugendgespiele und Universitätsfreund, Doktor Albert le Bret, damals Professor in Stuttgart, in Karlsruhe. Beim Abschied schenkte ich ihm zwei Jahrgänge des rheinländischen Hausfreundes, welcher damals außerhalb Badens noch so gut wie unbekannt war. Er blickte etwas spöttisch den Bauernkalender an, ich aber versicherte ihn, er werde sich desselben erfreuen und mir für die Gabe dankbar sein. Um neue Exemplare bittend, erzählte ich dieses Hebel. Le Bret las unterwegs, las in Stuttgart in Danneckers Gesellschaft, wo auch Cotta, Wangenheim 2c. 2c. nie fehlten, daraus vor, und nach wenigen Tagen kam ein Brief

von Cotta an Hebel, worin um eine Sammlung, in Cotta's Verlag herauszugeben, unter ungewöhnlichen Lobsprüchen dringend gebeten wurde. Hebel frug mich um Rath, ich stimmte auf hundert Dukaten Honorar, diese sollten zu einer Pariser Reise in meiner Begleitung verwendet und „die Reise eines deutschen Handwerksburschen nach Paris" bei dieser Gelegenheit geschrieben werden. Hebel ging ein, wählte den Titel „Schatzkästlein", und freute sich sehr auf die Reise. Umgehend sendete Cotta mit seiner Einwilligung eine Abschlagszahlung in Anweisungen auf Karlsruher Schuldner. Hebel rief aus: „Macht mich der Mensch noch zu einem Manichäer!" Dennoch that es ihm wohl, wenn der Famulus des Lyceums den Auftrag des Einkassirens mit Erfolg betrieb, und er erzählte nicht ohne Freude, daß heute siebenundvierzig Gulden eingegangen seien. Natürlich ging dieses Geld mit dem übrigen die gewohnten Wege; aus der Reise, folglich auch aus der Reisebeschreibung wurde nichts, die Freude am Hausfreund aber gesteigert, besonders wegen der allgemeinen Theilnahme, welche er in ganz Deutschland erregte.

Mit der Schwiegermutter hat es folgende Bewandtniß. Im Hause meines sehr werthen Freundes, des Hofschauspielers Reinhard in München, wo auch der geniale Hofbibliothekar Joseph Scherer täglich einsprach, hatte ich die Hendel-Schütz oft gesehen und bewundert, aber Scherer gewarnt, welcher Heirathsgedanken hegte, und meine Warnung in schwacher Stunde der Geliebten vertraut hatte.

Diese kam, nachdem sie mit Scherer gebrochen hatte, nach Karlsruhe, suchte sogleich mich auf, und erkannte auf's liebenswürdigste die Richtigkeit dessen an, was ich Scherer gesagt hatte. So blieben wir gute Freunde ohne näheres Verhältniß; meine Stellung bezeichnen die Strophen, welche in ihrem Album von mir stehen.

Auf Hebel hatte sie es ganz eigentlich angelegt, und die Monate, welche sie in Karlsruhe verlebte, möchten leicht die glücklichsten

in Hebels Leben gewesen sein, obschon er ihre Abreise mit wahrhaft philosophischem Gleichmuthe zu tragen wußte, und über sie, so gut als über andere, einen guten Witz hinunterschluckte.

Die Hendel hatte eine Tochter von siebzehn Jahren, welche ich nie gesehen habe, deren Miniaturbild mir aber gewaltig gefiel. Nun hieß es sogleich: die müssen Sie heirathen! und so figurirt die Hendel als Schwiegermutter im Hausfreund, was ich, um kritische Untersuchungen der Nachwelt zu ersparen, dieser hiermit unverhalten haben will.

Hebel gab sich viele Mühe, die allemannische Mundart, behufs der Deklamatorien, der Hendel einzustudieren, was oft allerliebst anzuhören war. Sie lernte sie vortrefflich für das Ausland, für ein geübtes Ohr aber ungenügend, wie das im Wesen aller Dialekte liegt.

Fabelhaft unsinnige Räthsel gehörten zu unserer täglichen Belustigung an der Wirthstafel im Gasthof zum Erbprinzen. Tieck, damals sehr gichtkrank, speiste daselbst. Unser tolles Treiben bewog ihn, anderwärts sein Mittagsmahl zu suchen, da hörte er aber stets dieselben Räthsel, welche inzwischen in Umlauf gekommen waren, und kapitulirte demnach mit uns, wir sollten es bis zum Nachtisch unterlassen, was aber schlecht gehalten wurde, indem der oder die, wem etwas recht Tolles durch den Kopf ging, unwillkürlich auflachte und nun nicht umhin konnte, den Vertrag zu brechen. In jenen Tagen fertigte Friedrich Müller (auch dieser, wie so viele meiner nähern Bekannten, auf tragische Weise aus kurzer Laufbahn abgetreten), die treffliche Zeichnung von Hebel, welche aber in den Schultern deßhalb verzeichnet ist, weil die Zeit nur und kaum zum Kopf reichte. Sie gibt den Mann wieder, wie er, freudig aufgeregt, am meisten Er selbst war. Denn sonst konnte er wohl eine priesterlich demüthige oder verdrießlich nachdenkende Miene machen. Seine tüchtige Baßstimme, durch kurz abgeschnelltes Räuspern unterbrochen und in gewissen Akkorden sogar heiser klingend, folgte allen den schnell wechselnden Aeußerungen seines lebendigen Geistes willig.

Einmal, als er mir seinen „Bergmann von Falun" vorlas, überwältigte ihn der Gegenstand bis zum Zittern der Stimme bei feuchten Augen.

Der etwas schiefe Hals gab ihm durchaus nichts Kopfhängerisches. In seiner Kleidung war er eher nachläßig, aber nicht unreinlich; im Essen mäßig, den Wein liebte er, daher trank er ihn mit Maß. Sein Geräthe war einfach, man erkannte überall die Junggesellenwirthschaft. Er liebte viel Bewegung im Zimmer und außerhalb, und seine körperlichen Leiden erforderten diese; doch konnten seine genauesten Bekannten nur errathen, daß er unwohl sei; er klagte nie, war aber stille, und eher weicher als gereizter denn gewöhnlich. Den Geistlichen zeigte er nie zur Unzeit, wie es leider zuweilen auch die Vorzüglichsten dieses Standes thun. Es lag in seinem Wesen ein Ruhen auf sich selbst, eine Einigkeit mit sich selbst, seiner Lage und mit der Welt überhaupt, wie ich sie nur noch bei Einem Menschen getroffen habe, und dieser war ein Gärtner. Auch Hebel liebte die Botanik mit Leidenschaft. Er war wohlthätig ohne allen Prunk, wohlwollend wie wenige, und der Natur der Menschheit in ihren reinsten und uranfänglichen Beziehungen näher als irgend ein Mensch, welchen ich in meinem vielbewegten Leben näher kennen gelernt habe.

Und das rechne ich zu den schönsten Geschenken, welche die Alles leitende Macht mir zu so vielen andern gegeben hat, daß ich Freund und Vertrauter dieses trefflichen Mannes gewesen bin.

Stuttgart, August 1842.

Allemannische Gedichte.

Für

Freunde ländlicher Natur und Sitten.

Vorrede zur ersten Auflage.

Der Dialekt, in welchem diese Gedichte verfaßt sind, mag ihre Benennung rechtfertigen. Er herrscht in dem Winkel des Rheins zwischen dem Frickthal und ehemaligen Sundgau, und weiterhin in mancherlei Abwandlungen bis an die Vogesen und Alpen und über den Schwarzwald hin in einem großen Theil von Schwaben. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten eignet diese Gedichte ihr Inhalt und ihre Manier. Wenn Leser von höherer Bildung sie nicht ganz unbefriedigt aus den Händen legen, und dem Volk das Wahre, Gute und Schöne mit den heimischen und vertrauten Bildern lebendiger und wirksamer in die Seele geht, so ist der Wunsch des Verfassers erreicht.

Leser, die mit der Sprachweise nicht ganz bekannt sind, werden folgende wenige grammatikalische Bemerkungen nicht überflüssig finden. Das u und ü vor einem h, dem wieder ein Vokal folgt, oder folgen sollte, geht in die Triphthongen ueih und üeih über, und diese Form ist also im Metrum immer einsylbig. Z. B. früeih, frühe. — Beide Artikel werden meist abgekürzt, tonlos, und in der Aussprache wahre Präfixa des Substantivs oder Suffixa der Präposition. Hie und da schien es unvermeidlich, sie als solche auch in dem Texte auszudrücken, z. B. Uffeme, auf einem; Anere, an einer. — Der Accusativ des Singulars ist auch bei den Masculinis dem Nominativ gleich, z. B. der Tag, der und den Tag. Der Dativ des Singulars wird bei den Masculinis und Neutris, bisweilen auch Femininis durch die Präposition in

bezeichnet. Z. B. im Liecht, imme Liecht, dem, einem Licht; innere (in einer) Frau, einer Frau. — Das absolute Pronomen Ich lautet im Nominativ des Pluralis wie der Dativ des Singulars. Mir; auch Du; häufiger Dir als Ihr. Sich im Neutrum heißt bisweilen Ihns. Aber überall werden die Personalpronomina und das unbestimmte man, wenn sie keinen Nachdruck oder Gegensatz haben, wie der Artikel, abgekürzt und wahre Präfixa oder Suffixa der nächsten Wörter, letztere, wenn alsdann zwei Vokale zusammenkämen mit einem eingeschobenen n. Sagi, sage ich; Woni, wo ich; Wennd' und Wennde, wenn du; Wemme, wenn man, Sagmer, sage mir; Denkder, denke dir; Bringem, Bringre, bring ihm, ihr; Sägemer, sagen wir; Sägetder, saget ihr; Sie Zeigenis, zeigen uns; Zeigenich, zeiget euch; Zuenis, zu uns; Zuenich, zu euch; Sägene, sage ihnen; Sägider, sage ich dir; Sägi'm, sage ich ihm ꝛc. Indessen sind diese Anhängwörter, um dem Texte nicht ein zu fremdes Ansehen zu geben, auch in ihrer veränderten und abgekürzten Form fast überall getrennt geschrieben, wenn nicht Aussprache oder Deutlichkeit die Verbindung zu erfordern schien.

Das Glossarium am Ende enthält die in den Gedichten vorkommenden Idiotismen und ungewöhnlichen Formen des Dialekts, verglichen mit (Sch.) Scherzii Glossarium Germanicum medii aevi. (Id.) Versuch eines schwäbischen Idiotikon von Schmidt. (Ad.) Adelungs Wörterbuch der hochdeutschen Mundart und andern. Hie und da sind passende Belege aus (Par.) Paraphrasis N. T. Zürich (ohne Jahrzahl) ꝛc. unterlegt worden. Die Absicht des Verfassers war, theils solchen Lesern, die manche Ausdrücke nicht kennen möchten, mit der Erklärung entgegen zu kommen, theils einheimische, die in der Sprache ihrer Landsleute nur eine Entstellung und Mißhandlung des gutdeutschen Ausdrucks finden, an einzelnen Beispielen auf das Alter und die Ableitung ihrer eigenthümlichen Wörter aufmerksam zu machen. Beide Theile werden es daher gerne verzeihen, wenn jeder von ihnen Manches finden wird, was er schon lange wußte, Manches, was er nicht zu wissen verlangt. Vielleicht

findet hie und da auch der Sprachforscher etwas der Aufmerksamkeit werth.

Die Melodieen Nro. 1. 3. 4. verdankt der Verfasser der Freundschaft eines Mannes von sehr gebildetem Geschmack, dem bei Geschäften ernsterer Art auch die Muse der Tonkunst hold ist, Nro. 2. aber der Güte eines Unbekannten.

Vorrede zur dritten Auflage.

Das Publikum hat die allemannischen Gedichte so gütig aufgenommen, daß der Verlagshandlung eine neue Auflage derselben nothwendig zu werden schien. Um diese anspruchlosen Spiele meiner Muse der Liebe und Theilnehmung, die sie bisher so glücklich gefunden haben, immer würdiger zu machen, habe ich für diese Ausgabe die öffentlichen und stillen Belehrungen und Winke mehrerer eben so einsichtsvollen als nachsichtigen Richter und Freunde zu mannigfaltigen Verbesserungen derselben dankbar zu benutzen gesucht, und das beigehende Idiotikon, wo es nöthig schien, da und dort vermehrt.

Möge das Publikum für diese Bemühung seinen Beifall zu gewinnen, wozu auch die Verlagshandlung durch einige Kupferstiche das Ihrige beitragen wollte, dem Büchlein ferner ein freundliches Gesicht gönnen, und sie statt des Compliments annehmen, womit sich ihm der Verfasser empfiehlt.

Vorrede zur vierten Auflage.

Mehrere Freunde der allemannischen Gedichte haben den Wunsch geäußert, in einer neuen Auflage die Lesarten der ersten wieder hergestellt zu sehen. Ich fühle, wie viel in diesem Wunsche Schmeichelhaftes liegt. Er verbürgt mir in einem neuen Beweis das Wohlwollen, mit welchem diese Gedichte bei ihrer ersten Erscheinung aufgenommen wurden, und der Aufmerksamkeit, mit welcher das Publikum dieselben fortdauernd beehrt. Was wir lieb haben, gefällt uns am längsten in der Gestalt, in welcher es uns lieb geworden ist. Mit einiger Schüchternheit, und nicht ohne den Versuch einer kurzen Rechtfertigung, gebe ich daher in dieser neuen Auflage den veränderten Text der dritten wieder.

Die neuen Lesarten und größern Umarbeitungen, die in denselben eingeführt sind, entstanden aus dreierlei Rücksichten.

Kaum konnte eine mißbilligende Miene auf die Veränderungen fallen, die ich hie und da versucht habe, um einzelne Härten des Dialekts zu mildern, oder dem Vers, in welchen sich derselbe nicht überall gerne schmiegt, in etwas nachzuhelfen. Sie sind wenig auffallend, und wie ich wünsche, verbessernd. — Eben so wenig können wohl einzelne ältere Lesearten vermißt und zurückgewünscht werden, die, wie Seite 18, Vers 1, oder ebendaselbst Vers 8—11 der ersten Ausgabe, auf ganz lokale Umstände und bereits vorübergegangene Erscheinungen anspielen, und eben deswegen nur für die wenigen Leser an Ort und Stelle Sinn und Interesse haben konnten. Eine andere Bewandtniß dürfte es mit Verwischungen

einzelner Züge und größeren Umarbeitungen der alten Ausgabe haben, die eine dritte Rücksicht veranlaßte. Sie scheinen vielleicht ganz willkührlich und zwecklos zu sein, sind es aber am wenigsten. Fast nur durch ein Wunder könnte bei aller Vorsicht ein Schriftsteller, der den engen Kreis, aus welchem er seine Gegenstände heraushebt, selber angibt oder verrathet, und das Leben, das sich in ihm bewegt, mit Treue darzustellen sucht, vor dem Unglück verwahrt bleiben, zu treffen, was er nicht treffen wollte. In mehreren Stellen ist mir dieses widerfahren. Personen, die ich nicht kenne, glaubten da und dort sich, ihre Schicksale und persönlichen Eigenheiten angedeutet zu sehen, und fanden sich dadurch betrübt oder beleidigt. Ich benutze diese Gelegenheit zur öffentlichen Versicherung, daß ich durch das ganze Werklein auf Niemand deuten, Niemand kränken und höhnen wollte. Zugleich aber darf ich von allen übrigen Lesern hoffen, daß sie die Umarbeitung solcher Stellen, wenn auch die Gedichte selbst dadurch verloren hätten, moralisch billigen werden.

Zu dem Allen berechnet der Verleger, der auch seine Meinung mit einzutragen um Erlaubniß bittet, daß um ein Gutes mehr Exemplare der veränderten dritten, als bei der ersten Auflage in das größere Publikum gekommen seien, und es scheint etwas an der Besorgniß desselben zu sein, daß den Lesern, die diese Gedichte erst aus besagter dritten Auflage kennen, eine zweite zurückgehende Aenderung auffallender und wieder eben so unangenehm werden könnte, als manchen ältern Freunden derselben die erste war.

Vorrede zur fünften Auflage.

Die Verspätung dieser schon längst angekündigten Ausgabe ist größtentheils durch den Uebergang an eine andere Verlagshandlung veranlaßt. Noch andere Hindernisse verlängerten den Aufschub zum Bedauern des Verfassers. Mehrere der neu hinzugekommenen Gedichte sind aus der Iris von Jacobi und dem alsatischen Taschenbuch wieder gesammelt. Ich übergebe sie dem Publikum mit dem Wunsche, daß ihnen eine gleich wohlwollende Aufnahme, wie den frühern, möge zu Theil werden.

J. P. Hebel.

Allemannische Gedichte.

Erste Abtheilung.

Die Wiese *).

Wo der Dengle-Geist **) in mitternächtige Stunde
Uffeme silberne Gschirr si goldeni Sägese denglet,
(Todtnau's Chnabe wüsse's wohl) am waldige Feldberg,
Wo mit liebligem Gsicht us tief verborgene Chlüfte
d'Wiese luegt, und chek go Todtnau aben ins Thal springt,
schwebt mi muntere Blick, und schwebe mini Gidanke.
    Feldbergs liebligi Tochter, o Wiese, bis mer Gottwilche!
Los, i will di iez mit mine Liederen ehre,
und mit Gsang bigleiten uf dine freudige Wege!

Im verschwiegene Schoos der Felse heimli gibohre,
an de Wulke gsäugt, mit Duft und himmlischem Rege,
schlofsch e Bütscheli-Chind in di'm verborgene Stübli
heimli, wohlverwahrt. No nie hen menschligi Auge
güggele dörfen und seh, wie schön mi Meidbeli do lit
im christalene G'halt und in der silberne Wagle,

*) Ein Waldstrom dieses Namens, der an dem Feldberg im Breisgau entspringt, bei Gündenhausen einen andern Strom gleiches Namens aufnimmt, und bei Kleinhüningen im Kanton Basel in den Rhein ausströmt.

**) Gespenst auf dem Feldberg.

und's het no kei menschlich Ohr si Othmen erlustert,
oder si Stimmli ghört, si heimli Lächlen und Briegge.
Numme stilli Geister, sie göhn uf verborgene Pfade
us und i, sie ziehn di uf, und lehre di laufe,
gen der e freudige Sinn, und zeige der nützligi Sache,
und's isch au kei Wort verlohre, was sie der sage.
Denn so bald de chaschst uf eigene Füeßlene furtcho,
Schliefsch mit stillem Tritt us di'm christalene Stübli
barfis usen, und luegsch mit stillem Lächlen an Himmel.
O, wie bisch so nett, wie hesch so heiteri Aeugli!
Gell, do ussen ischs hübsch, und gell, so hesch ders nit vorgstellt?
Hörsch, wie's Läubli ruuscht, und hörsch, wie d'Vögeli pfife?
Jo, de seisch: „J hörs, doch gangi witers und blib nit.
„Freudig isch mi Weg, und alliwil schöner, wie witer!"

Nei so lueg me doch, wie cha mi Meidbeli springe!
„Chunnsch mi über," seits und lacht, „und witt mi, se hol mi!"
All'wil en andere Weg, und alliwil anderi Sprüngli!
Fall mer nit sel Reinli ab! — Do hemmers, i sags io, —
hani's denn nit gseit? Doch gaukelet's witers und witers,
groblet uf alle Vieren, und stellt si wieder uf d'Beinli,
schlieft in d'Hürst, — iez such mers eis! — dört güggelets use.
Wart, i chumm! Druf rüefts mer wieder hinter de Bäume:
„Roth wo bin i iez!" — und het sie urige Phatest.
Aber wie de gosch, wirsch sichtli größer und schöner.
Wo di liebligen Othem weiht, se färbt si der Rase
grüner rechts und links, es stöhn in saftige Triebe
Gras und Chrüter uf, es stöhn in frischere Gstalte
farbigi Blüemli do, und d'Jmmli chömmen und suge.
's Wasserstelzli chunnt, und lueg doch, 's Wuli vo Todtnau!
Alles will di bschauen, und Alles will di bigrüße,
und di fründlig Herz git alle fründligi Rede:
„Chömmet ihr ordlige Thierli, do hender, esset und trinket!
„Witers goht mi Weg, Gsegott, ihr ordlige Thierli!"

Nothet iez, ihr Lüt, wo üser Töchterli hi goht!
Hender gmeint an Tanz, und zue de lustige Buebe?
z'Uzefeld vorbei gohts mit biwegliche Schritte
zue de schöne Buechen *), und hört e heiligi Meß a.
Guet erzogen ischs, und anderst cha me nit sage.
No der heilige Meß se seits: „Iez willi mi schicke,
„aß i witers chumm." — Iez simmer scho vornen an Schönau,
iez am Chastel verbei, und alliwil witers und witers
zwische Berge und Berge im chüele duftige Schatte,
und an mengem Chrütz verbei, an menger Kapelle.

Aber wie de gohsch, würsch alliwil größer und schöner
Wo die liebligen Othem weiht, wie färbt si der Rase
grüener rechts und links, wie stöhn in chräftige Triebe
neui Chrüter do, wie schießen in prächtige G'stalte
Bluemen an Bluemen uf, und geli saftigi Wide!
Vo di'm Othem gwürzt, stöhn rothi Erdberi-Chöpfli
Millione do, und warten am schattige Thalweg.
Vo di'm Othem g'nährt, stigt rechts an sunnige Halde
goldene Lewat uf in Feldere Riemen an Rieme.
Vo di'm Othem g'chüelt, singt hinter de Hürste verborge
freudig der Hirte-Bueb, und d' Holz-Ar tönet im Buechwald.
's Mambecher Hätteli chunnt, und wulligi Häli vo Zell her.
Alles lebt und webt, und tönt in freudige Wiise;
Alles grüent und blüeiht in tusigfältige Farbe;
Alles isch im Staat, und will mi Meidbeli grüße.
Doch de bisch ke Meidbeli meh, iez sag i der Meidli.

Aber an der Bruckwoog, nit wit vom steinene Chrützli,
chresme d'Büebli vo Zell hoch an de felsige Halde,
suechen Engelsüeß, und luegen aben und stune.
„Toneli, seit der Sepli, was het echt d'Wiesen im Chöpfli

*) Eine Kapelle dieses Namens an der Wiese.

„Lueg doch, wie sie stoht, und wie sie nieder an d' Stroß sitzt
„mit vertieftem Blick, und wie sie wieder in d'Höchi
„schießt, und in d'Matte lauft, und mittere selber im Champf isch!"

Feldbergs Tochter, los, de g'falsch mer numme no halber!
's goht mer, wie dem Sepli. Was hesch für Jesten im Chöpfli?
Fehlt der näumis, so schwetz, und hättsch gern näumis, se sag mer's!
Aber wer nit seit, bisch du! Mit schwankige Schritte
Laufsch mer d'Matten ab in dine tiefe Gidanke
furt ins Wiesethal, furt gegenem Husemer Bergwerch,
und schangschiersch der Glauben und wirsch e luthrischer Chetzer!
Hani's denn nit gseit, und hani mers echter nit vorgstellt?
Aber jez isch so, was hilft jez balgen und schmähle!
Aendere chani's nit, se willi der lieber gar helfe!
öbbe bringsch mer doch no Freud und heiteri Stunde!
Halt mer e wenig still, i will di jez lutherisch chleide;
s' schickt si nümme barfis z'laufe, wemme so groß isch.
Do sin wißi Bauwele-Strümpf mit chünstlige Zwickle,
(leg sie a, wenn d' chasch!) und Schueh und silberne Rinkli;
do ne grüene Rock! vom breit verbendlete Liibli
fallt bis zu de Chnödlenen abe Fältli an Fältli.
Sitzt er recht? Thue d'Häftli i! und nimm do das Brusttuech,
sammet und roseroth. Jez flichtider chünstlige Zupfe
us de schöne, sufer g'strehlte, flächsene Hoore.
Obe von wiißen Aecken und biegsem in d' Zupfe verschlunge,
fallt mit beiden Ende ne schwarze sidene Bendel
bis zum tiefe Rock-Saum abe. — G'fallt der die Chappe,
wasserblaue Damast und gstickt mit goldene Blueme?
Zieh der Bendel a, wo in de Ricklene durchgoht,
unter de Zupfe dure, du Dotsch, und über den Ohre
fürsi mittem Letsch, und abe gegenem Gsicht zue!
Jez e side Fürtuech her, und endli der Hauptstaat,
zwenzig Ehle lang und breit e Mailänder Halstuech!

Wie ne luftig Gwülch am Morgehimmel im Früehlig
'schwebts der uf der Brust, stigt mittem Othem, und senkt sie,
wahlet der über d'Achsle, und fallt in prächtige Zipfle
übere Rucken abe, sie ruusche, wenn de'n im Wind gohsch!
Het me's lang, se loßt me's henke, hör i mi Lebtig.
D'Ermel, denk wol, henksch an Arm, wil 's Wetter so schön isch,
aß me's Hemd au sieht, und dini gattigen Aermli,
und der Schie-Hut nimmsch in d'Hand am sidene Bendel;
d'Sunne git eim wärmer, und schint eim besser in d'Auge,
wer en in de Hände trait, und 's stoht der au hübscher!
Jez wärsch usstaffiert, as wenn de hofertig stoh wottsch,
und de g'falsch mer selber wieder, chani der sage.

Wienes sie iez freut, und wie's in zimpfere Schritte
tänzelet, und meint, es seig d'Frau Vögtene selber,
wie 's si Chöpfli hebt, und jeden Augeblick z'ruck schielt,
ōb me's echt au bschaut, und ōb men em ordeli noluegt!
Jo, de bisch io hübsch, und io du Närrli, mer luege,
Du Margröver-Meidli, mit diner goldige Chappe,
mit de lange Zupfen und mit der längere Hoorschnuer,
mittem vierfach z'semmegesetzte flattrige Halstuech!

Aber rothet iez, wo 's hofertig Jümpferli hi goht!
Denk wol uffe Platz, denk wol zuer schattige Linde,
oder in d'Weserei, und zue de Husemer Chnabe?
Hender gmeint? io wohl! Am Bergwerch vispeerlets abe,
lengt e wenig duren, und trüllt e wengeli d'Räder,
was der Blos-Balg schnufe mag, aß d' Füürer nit usgöhn.
Aber 's isch sie Blibes nit. In d' Husemer Matte
schießt's, und über d' Legi ab mit große Schritte go Farnau,
laufsch mer nit, so gilts mer nit, dur 's Schopfemer Chilspel.

Aber z'Gündehuse, wer stoht echt an der Stroße,
wartet, bis de chunnsch, und goht mit freudige Schritte

uf di dar, und git der d' Hand, und fallt der a Buese?
Chennsch di Schwesterli nit? 's chunnt hinte füre vo Wisleth.
Uf und nieder hets di Gang und dini Gebehrde.
Jo de chennschs, worum denn nit? Mit freudigem Brusche
Nimmschs in d'Arm, und losch's nit goh, gib achtig, verdrucks nit!
Jez gohts wieder witers, und alliwil aben und abe!
Siehsch dört vorne 's Röttler Schloß — verfalleni Mure?
In vertäfelte Stube, mit goldene Liiste verbendlet,
hen sust Fürste gwohnt, und schöni fürstligi Fraue,
Heren und Here-Gsind, und d' Freud isch z' Röttle deheim gsi.
Aber iez isch Alles still. Undenklichi Zite
brenne keini Lichter in sine verrißene Stube,
flackeret kei Füür uf siner versunkene Füürstet;
goht kei Chrueg in Cheller, kei Züber aben an Brunne.
Wildi Tube niste dört uf mosige Bäume.
Lueg, dört ehnen isch Mulberg, und do im Schatte verborge
's Föhris Hüsli, und am Berg dört d' Höllstemer Chilche.
Steine lömmer liegen, und fahren duren in d'Matte,
guete Weg isch au nit um, und weidli chasch laufe.
Wenn 's nit nidsi gieng, i weiß nit, öbbi der nochkäm.
Unter Steine chunnsch mit dine bewegliche Schritte
wieder über d' Stroß. Jez wandle mer füren ins Rebland
Neben Hauigen aben und neben an Hagen und Röttle.
Lueg mer e wenig ufe, wer stoht dört oben am Fenster
in si'm neue Chäppli, mit sine fründligen Auge?
Neig di fin, zeig wie, und sag: „Gott grüßich, Her Pfarer!“
Jez gohts Thumrige zu, iez witer in d'Lörecher Matte.
Siehsch das ordelig Städli mit sine Fenstern und Gieble,
und die Basler Here dört uf der staubige Stroße,
wie sie riten und fahren? Und siehsch dört 's Stettener Wirths-Hus!
Worum wirsch so still und magsch nit dure go luege?
Gell, de siehsch sel heilig Chrütz vo witem und trausch nit,
möchtisch lieber z'ruck, as fürsi! Loß der nit gruse!
's währt nit lang, se stöhn mer frei uf schwitzrischem Bode.

Aber wie de gohsch vom Bergwerch abe go Schopfe,
bis an Stetten aben uf diner steinige Landstroß,
bald am linken Bord, bald wieder ehnen am rechte
zwischenem Faschinat, wirsch alliwil größer und schöner,
freudiger alliwil, und schaffig, was me cha sage.
Wo di lieblichen Othem weiht, wie färbt sie der Rase
grüener rechts und links, wie stöhn mit chräftige Triebe
neui Chrüter uf, wie prangen in höhere Farbe
Blumen ohni Zahl. De Summer=Vögle thuet d' Wahl weh.
Wechslet nit der Chlee mit goldene Chettene=Blueme,
Frauemänteli, Hasebrödli, würzige Chümmi,
Sunneblume, Habermark und Dolden und Ruchgras?
Glitzeret nit der Thau uf alle Spitzen und Halme?
Wattet nit der Storch uf hohe Stelze derzwische?
Ziehn sie nit vo Berg zue Berg in lange Reviere
feisti Matte Stunde wiit und Tauen an Taue?
Und derzwische stöhn scharmanti Dörfer und Chilchthürn.
's Brombecher Mummeli chunnt, es chömme Lörecher Rößli,
freße der us der Hand, und springen und tanze vor Freude,
und vo Baum zu Baum, vo Zell bis füre go Rieche
halte d'Vögeli Jude=Schuel, und orglen und pfife.
D'Brombecher Linde lit, der Sturmwind het se ins Grab gleit.
Aber rechts und links, wie schwanken an flachere Reine
Rocken und Weizehalm, Wie stöhn an sunnige Halde
Reben an Reben uf! Wie woget uf höchere Berge
rechts und links der Buechewald und dunkleri Eiche!
O 's isch Alles so schön, und überal anderst und schöner!
Feldbergs Tochter, wo de bisch, isch Nahrig und Lebe!

Neben an der ufen und neben an der abe
gigs't der Wage, d'Geisle chlöpft, und d'Sägese ruschet,
Und de grüeßisch alli Lüt, und schwetzisch mit alle.
Stoht e Mühli näumen, en Oehli oder e Ribi,
Drothzug oder Gerste=Stampfi, Sägen und Schmidte,

lengsch mit biegsemen Arme, mit glenkseme Fingere dure,
hilfsch de Müllere mahlen und hilfsch de Meidlene ribe,
spinnsch mer's Husemer=Ise, wie Hanf in gschmeidigi Fäde.
Eicheni Plütschi versägsch, und wandlet's Ise vom Füürherd
uffen Ambos, lüpfsch de Schmiede freudig der Hammer,
singsch derzue, und gersch kei Dank, „Gott Grüeßich, Gott bhüetich!"
Und isch näume ne Bleichi, se losch di das au nit verdrieße,
chuuchisch e bizzele duren, und hilfsch der Sunne no bleiche,
aß sie ferig wird, sie isch gar grüselig langsem!

Aber solli eis, o Wiese, sage, wie 's ander,
nu se sey's bikennt! De hesch au bsunderi Jeste,
's chlage's alli Lüt, und sage, es sey der nit z'traue,
und wie schön de seigsch, wie liebli dine Gibehrde,
stand der d'Bosget in den Auge, sage sie alli.
Eb men umluegt, chresmisch näumen über d'Faschine,
oder rupfsch sie us, und bahnsch der bsunderi Fueßweg,
bohlsch de Lüte Stei uf d'Matte, Jaspis und Feldspat.
Hen sie näume gmeiht, und hen sie gwarbet und g'schöchlet,
holsch's und treischs de Nochbere duren Arfel um Arfel.
's sagen au e Theil, de seigisch glückli im Finde
uf de Bänke, wo nit g'wüscht sin, aber i glaubs nit.
Mengmol haselierſch, und 's muß der Alles us Weg goh;
öbbe rennsch e Hüsli nieder, wenns der im Weg stoht.
Wo de gohsch, und wo de stohsch, isch Balgen und Balge.

Feldbergs Tochter, los, de bisch an Tuged und Fehler
zitig, chunnts mer halber vor, zum Manne, wie wär's echt?
Zeig, was machsch für Aeugli? Was zupfsch am sidene Bendel?
Stell di nit so närrsch, du Dingli! 's meint no, me wüß nit,
aß es versprochen isch, und aß sie enander scho bstellt hen?
Meinsch, i chenn di Holderstock, die chräftige Burst nit?

Ueber hochi Felsen, und über Stuuden und Hecke
eis Gangs us de Schwitzerberge gumpet er z'Rhinek
aben in Bodesee, und schwimmt bis füre go Chostanz,
seit: „I mueß mi Meidli ha, do hilft nüt, und batt nüt!"
Aber oben an Stei, se stigt er in langseme Schritte
wieder usem See mit sufer gwäschene Füeße,
Tiesehofe gfallt em nit und 's Chloster dernebe,
furt Schafhuse zu, furt an die zackige Felse.
An de Felse seit er: „Und 's Meidli mueß mer werde!
„Lib und Lebe wogi dra, und Chretze und Brusttuech,"
Seits, und nimmt e Sprung. Jez bruttlet er abe go Rhinau;
trümmlig ischs em worde, doch chunnt er witers und witers.
Eglisau und Chaiserstuhl und Zurzi und Waldshut
het er scho im Aecke, vo Waldstadt lauft er zu Waldstadt,
iez an Chrenzech aben in schöne breite Reviere,
Basel zu. Dört wird der Hochzit-Zedel geschriebe.
Gell, i weiß es! Bisch im Stand und läugnisch, was wohr isch?

Hätti z'rothe gha, 's wär z'Wil e schickliche Platz gsi;
's het schon menge Briggem sie gattig Brütli go Wil gführt,
usem Züri-Biet, vo Liestel aben und Basel,
und isch iez sie Ma, und 's chocht em d'Suppen und pflegt em
ohni Widerred vo mine gnädige Here.
Aber di Vertraue stoht zum Chlei-Hüniger Pfarer.
Wi de meinsch, se göhn mer denn dur d'Riechemer Matte!
Lueg, isch sel nit d'Chlübi, und chunnt er nit ebe dört abe?
Jo er ischs, er ischs, i hörs am freudige Brusche!
Jo er ischs, er ischs mit sine blauen Auge,
mit de Schwitzer-Hosen und mit der sammete Chretze,
mit de christalene Chnöpfen am perlefarbige Brusttuch,
mit der breite Brust, und mit der chräftige Stotze,
's Gotthards große Bueb, doch wie ne Roths-Her vo Basel,
stolz in sine Schritten und schön in sine Gibehrde.

O wie chlopft der di Herz, wie lüpft si di flatterig Halstuch, und wie stigt der d'Röthi iez in die lieblige Backe, wie am Himmel 's Morgeroth am duftige Maitag! Gell, de bischem hold, und gell, de hesch ders nit vorgstellt, und 's wird der wohr, was im verborgene Stübli d'Geister g'sunge hen, und an der silberne Wagle! Halt di numme wohl! — I möcht der no allerlei sage, aber 's wird der windeweh! Di Kerli, di Kerli! Förchsch, er lauf der furt, se gang! Mit Thränen im Aeugli rüefts mer: „Bhüetdi Gott!" und fallt em freudig an Buese. Bhüetdi Gott der Her, und folgmer, was i der gseit ha!

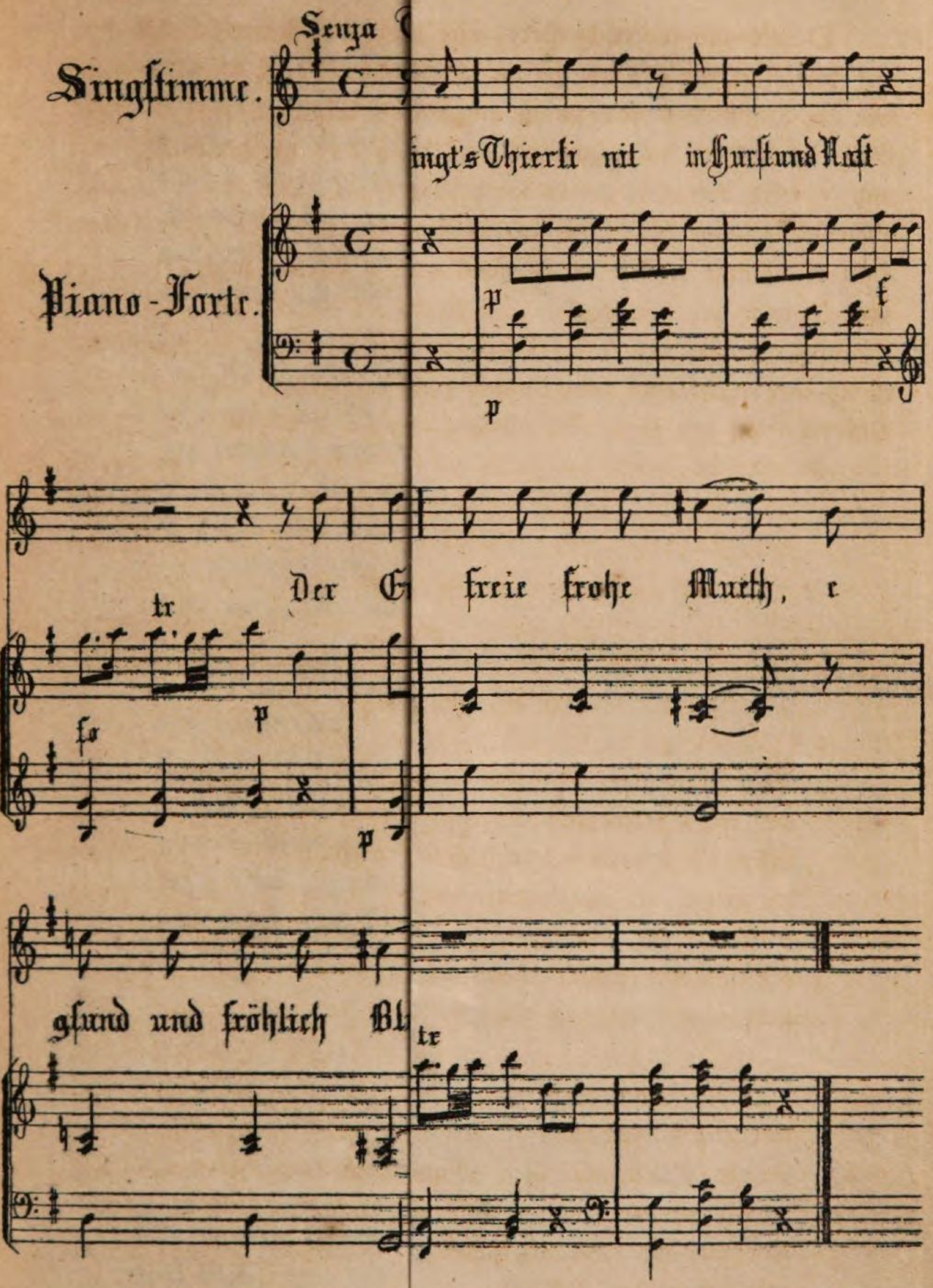
Freude in Ehren.

(Mit einer Melodie.)

Ne G'sang in Ehre,
wer wills verwehre?
Singt 's Thierli nit in Hurst und Nast,
der Engel nit im Sterne-Glast?
E freie frohe Mueth,
e gsund und frölich Bluet
goht über Geld und Guet.

Ne Trunk in Ehre,
wer will's verwehre?
Trinkt 's Blüemli nit si Morgenthau?
Trinkt nit der Vogt si Schöppli au?
Und wer am Werchtig schafft,
dem bringt der Rebesaft
am Suntig neui Chraft.

Hebels Werke Bd. I. pag. 12.



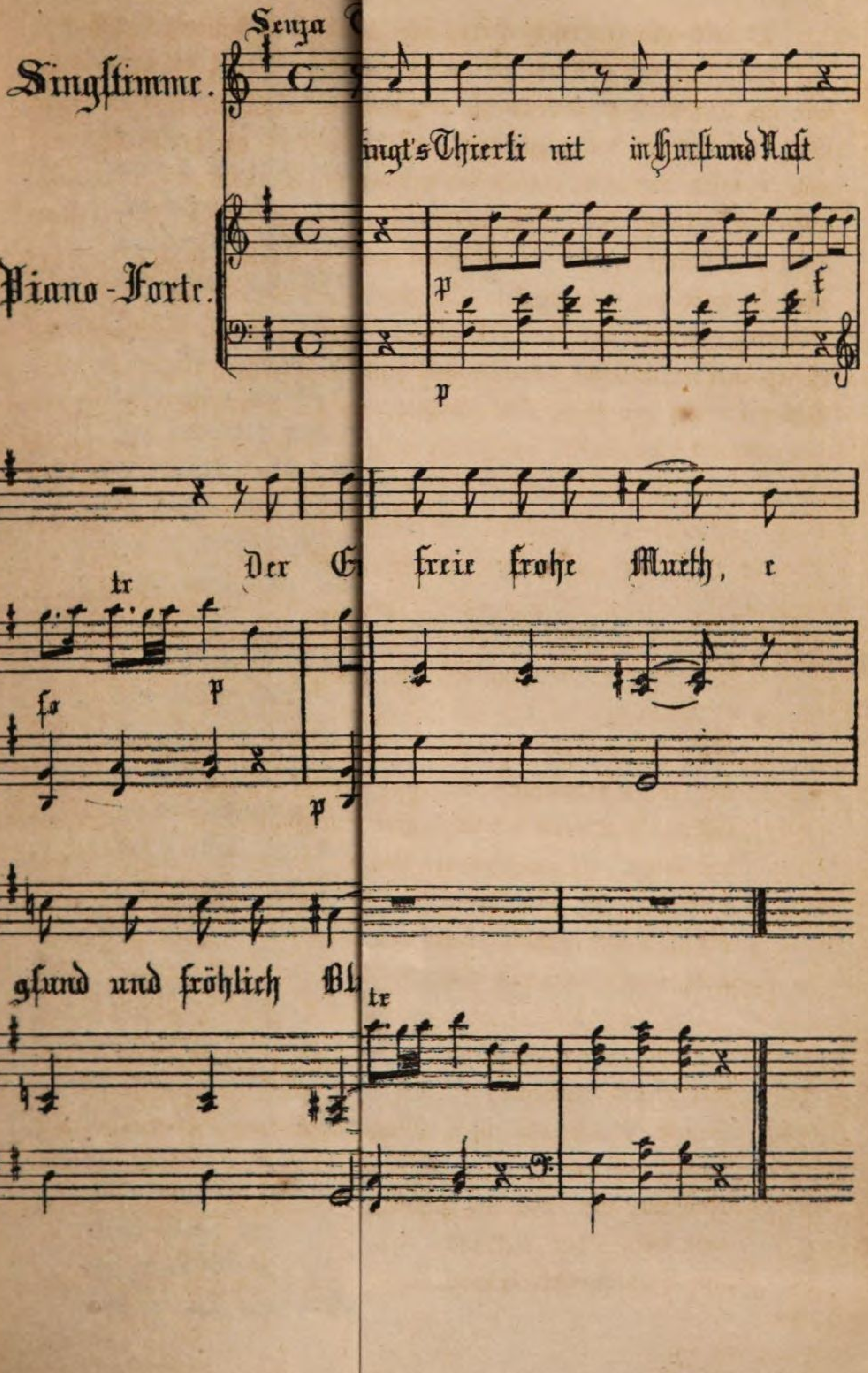
O wie chlopft der di Herz, wie lüpft si di flatterig Halstuch,
und wie stigt der d'Röthi iez in die lieblige Backe,
wie am Himmel 's Morgeroth am duftige Maitag!
Gell, de bischem hold, und gell, de hesch ders nit vorgstellt,
und 's wird der wohr, was im verborgene Stübli
d'Geister g'sunge hen, und an der silberne Wagle!
Halt di numme wohl! — I möcht der no allerlei sage,
aber 's wird der windeweh! Di Kerli, di Kerli!
Förchsch, er lauf der furt, se gang! Mit Thränen im Aeugli
rüefts mer: „Bhüetdi Gott!" und fallt em freudig an Buese.
Bhüetdi Gott der Her, und folgmer, was i der gseit ha!

Freude in Ehren.

(Mit einer Melodie.)

Ne G'sang in Ehre,
wer wills verwehre?
Singt 's Thierli nit in Hurst und Nast,
der Engel nit im Sterne-Glast?
E freie frohe Mueth,
e gsund und frölich Bluet
goht über Geld und Guet.

Ne Trunk in Ehre,
wer will's verwehre?
Trinkt 's Blüemli nit si Morgenthau?
Trinkt nit der Vogt si Schöppli au?
Und wer am Werchtig schafft,
dem bringt der Rebesaft
am Suntig neui Chraft.


Senza
Singstimme.
Piano-Forte.
ingt's Thierli nit in Hurst und Nast
Der
freie frohe Muth,
gsund und fröhlich

Ne Chuß in Ehre,
wer will's verwehre?
Chüßt 's Blüemli nit si Schwesterli,
und 's Sternli chüßt si Nöchberli?
In Ehre, hani gseit,
und in der Unschuld G'leit,
mit Zucht und Sittsemkeit.

Ne freudig Stündli,
ischs nit e Fündli?
Jez hemmers und iez simmer do!
es chunnt e Zit, würds anderst goh.
's währt alles churzi Zit,
der Chilchhof isch nit wit.
Wer weiß, wer bald dört lit?

Wenn d'Glocke schalle,
wer hilftis alle?
O gebis Gott e sanfte Tod!
e rüeihig Gwisse gebis Gott,
wenn d'Sunn am Himmel lacht,
wenn alles blizt und chracht,
und in der lezte Nacht!

Die Irrlichter.

Es wandeln in der stille dunkle Nacht
wohl Engel um, mit Sterneblume g'chrönt,
uf grüne Matte, bis der Tag verwacht,
und do und dört e Betzit-Glocke tönt.

Sie spröche mitenander deis und das,
sie machen öbbis mitenander us;
's sin gheimi Sache; niemes rothet, was?
Druf göhn sie wieder furt, und richte's us.

Und stoht ke Stern am Himmel und ke Mon,
und wemme nümme sieht, wo d'Nußbäum stöhn,
mü'en selli Marcher usem Füür an d'Frohn,
sie müen den Engle zünde, wo sie göhn.

Und jedem hangt e Bederthalben a,
und wenn's em öd wird, lengt er ebe dri,
und biißt e Stückli Schwefelschnitten a,
und trinkt e Schlückli Treber=Brentewi.

Druf putzt er d'Schnören amme Tschäubli ab,
Hui, flackerets in liechte Flammen uf,
und, hui, gohts wieder d'Matten uf und ab,
mit neue Chräfte, d'Matte ab und uf.

's isch chummliger so, wenn eim vorem Fueß
und vor den Auge d'Togge selber rennt,
aß wemme sie mit Hände trage mueß,
und öbbe gar no d'Finger dra verbrennt.

Und schritet spot e Mensch dur d'Nacht derher,
und sieht vo witem scho di Kerli goh,
und betet lisli: „Das walt Gott der Her" —
„Ach bleib bei uns" — im Wetter sin sie do.

Worum? Sobald der Engel bete hört,
se heimelets en a, er möcht derzue.
Der füürig Marcher blieb io lieber dört,
und wenn er chunnt, se hebt er d'Ohre zue.

Und schritet öbsch e trunkne Ma dur d'Nacht,
er flucht und sappermentet: „Chrütz und Stern",
und alli Zeichen, aß der Bode chracht;
sell hörti wohl der füürige Marcher gern.

Doch wirds em nit so guet, der Engel seit:
„Furt, weidli furt! Do magi nüt dervo!"
Im Wetterleich, sen isch der wiit und breit
kei Marcher me, und au kei Engel do.

Doch goht me still si Gang in Gottis G'leit,
und denkt: „Der chönnet bliben oder cho,
„ne jede weiß si Weg, und 's Thal isch breit,"
sel isch's vernünftigst, und sie lön ein go.

Doch wenn der Wunderwitz ein öbbe brennt,
me lauft im Uhverstand den Engle no,
sel isch ene wie Gift und Poperment;
im Augeblick se lön sie Alles stoh.

Z'erst sage sie: „Denkwol es isch si Weg,
„er goht verbei, mer wen e wenig z'ruck!"
So sage sie, und wandle still us Weg,
und sieder nimmt der füürige Ma ne Schluck.

Doch folgt me witers über Steg und Bort,
wo nummen au der Engel goht und stoht,
se seit er z'letzt: „Was gilts, i find en Ort,
„du Lappi, wo di Weg nit dure goht."

Der Marcher muß vora, mit stillem Tritt
der Engel hinterher, und lauft me no,
se sinkt men in e Gülle, 's fehlt si nit.
Jezt weisch di B'richt, und jez chasch wieder goh!

Sell isch verbei, der Ma am Füür
muß z'trinke ha, wärs no so thür.
Es rieslet menge Tropfe Schweiß,
und wills nit go, men ächzet eis.

Me streift der Schweiß am Ermel ab,
me schnufet, d'Bälg verstuune drab,
und mengi liebi Mitternacht
wird so am heiße Herd verwacht.

Der Schmelzer isch e plogte Ma,
drum bringem's ein, und stoßet a:
Gsegott! Vergiß di Schweiß und Ach,
's het jeden Andren au si Sach!

Am Zahltag theiltisch doch mit kei'm,
und bringsch der Lohn im Nastuech heim,
se luegt di d'Marei fründli a,
und seit: „I ha ne brave Ma!"

Druf schlacht sie Eiern-Anken i,
und sträut e wenig Imber dri;
sie bringt Salat und Grüebe dra,
und seit: „Jez iß, du liebe Ma!"

Und wenn e Ma sie Arbet thuet,
se schmeckt em au si Esse guet.
Er tuuschti nit in Leid und Lieb
mit mengem riche Galge-Dieb.

Mer sitze da, und 's schmektis wohl.
Gang, Chüngeli, lengis no nemol,
wil doch der Ofe wieder goht,
und 's Erz im volle Chübel stoht!

So brenn er denn zu guter Stund,
und Gott erhaltich alli gsund,
und Gott biwahrich uf der Schicht,
aß niemes Leid und Unglück gschicht!

Und chunnt in strenger Winters Zit,
Wenn Schnee uf Berg und Firste lit,
en arme Bueb, en arme Ma,
und stoht ans Füür, und wärmt si dra,

und bringt e paar Grumbireli,
und leits ans Füür und brotet sie,
und schloft by'm Setzer uffem Erz —
schlof wohl, und tröstder Gott di Herz!

Dört stoht so ein. Chumm, arme Ma,
und thunis Bscheid, mer stoßen a!
Gsegott, und tröstder Gott di Herz!
me schloft nit lieblig uffem Erz.

Und chunnt zur Zit e Biderma
ans Füür, und zündet 's Pfifli a,
und setzt si näume ane mit,
se schmecks em wohl, und — brenn di nit.

Doch fangt e Büebli z'rauchen a,
und meint, es chönns, as wie ne Ma,
so macht der Schmelzer churze Bricht,
und zieht em's Pfifli usem Gsicht.

Er keits ins Füür, und balgt derzu:
„Heschs au scho glehrt, du Lappi du!
„Sug amme Störzli Habermark,
„Weisch? Habermark macht d'Bube stark!"

's isch wohr, 's git mengi Churzwill mehr
am Suntig no der Chinderlehr,
und strömt der füürig Ise-Bach
im Sand, es isch e schöni Sach.

Frog menge Ma: „Sag, Nochber, he!
„hesch au scho Ise werde seh
„im füür'ge Strom, de Forme no?"
Was gilts, er cha nit sage: Jo!

Mir wüsse, wie me 's Ise macht,
und wie's im Sand zu Massle bacht,
und wiemes druf in d'Schmidte bringt,
und d'Luppen unterm Hammer zwingt.

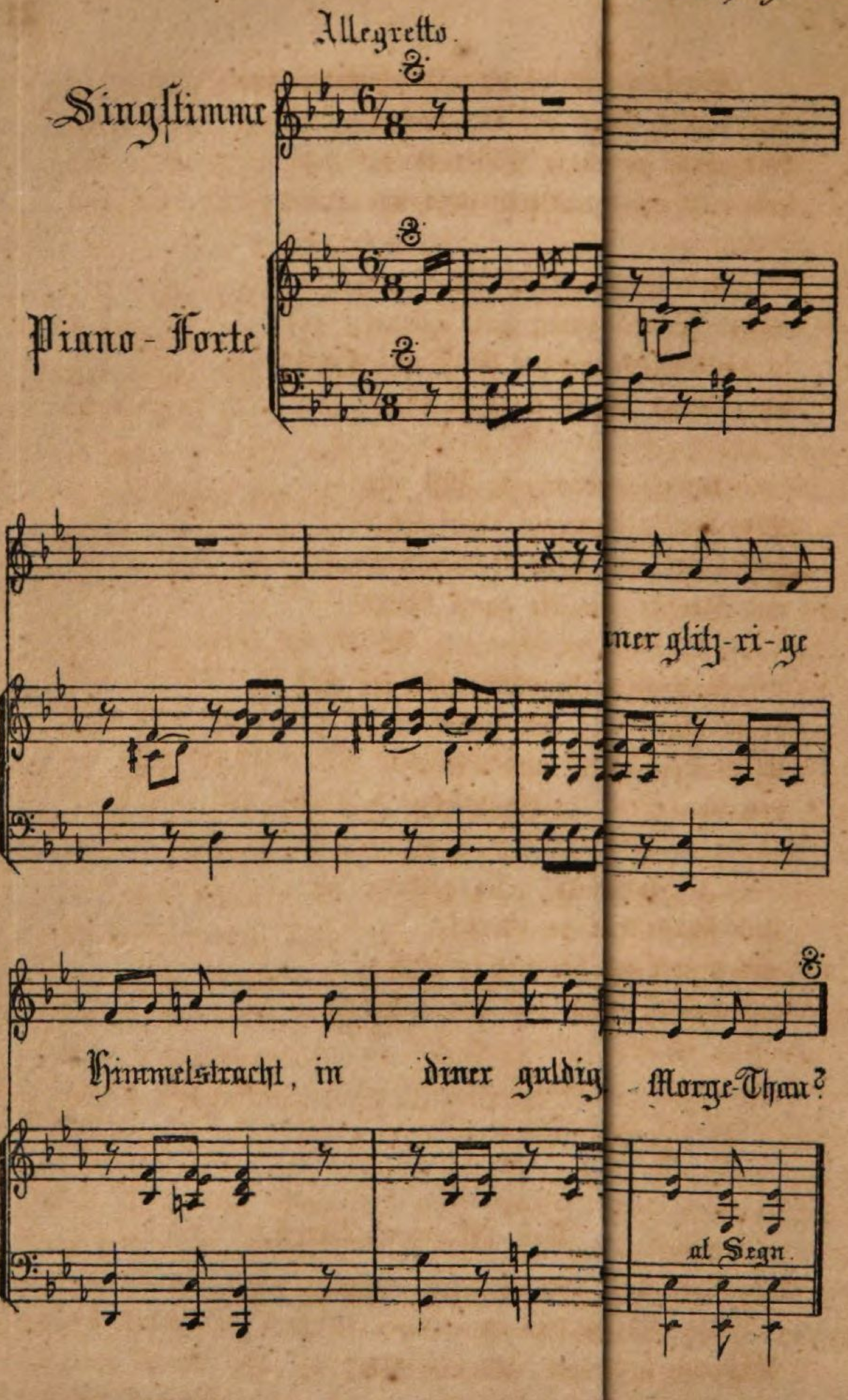
Jez schenket i, und stoßet a:
Der Hammermeister isch e Ma!
Wär Hammer-Schmid und Zeiner nit,
do läg e Sach, was thät me mit?

Wie gings im brave Hamberchs-Ma?
's muß jede Stahl und Ise ha;
und muß der Schnider d'Nodle ge,
sen ischs au um si Nahrig gscheh.

Un wenn im früeihe Morgeroth
der Buur in Feld und Fuhre stoht,
se muß er Charst und Haue ha,
sust isch er e verlohrne Ma.

Zum Broche brucht er d'Wägese,
zum Meihe brucht er d'Sägese,
und d'Sichle, wenn der Weize bleicht,
und 's Messer, wenn der Trübel weicht.

Bd. I. pag. 21.


Allegretto.
Singstimme
Piano-Forte
ner glitz-ri-ge
Himmelstracht, in diner guldig
-Morge-Thau?
al Segn.

So schmelzet denn, und schmiedet ihr,
und dankich Gott der Her derfür!
Und mach en andre Sichle drus,
und was me bruucht in Feld und Hus!

Und nummi keini Sebel meh!
's het Wunde gnueg und Schmerze ge;
's hinkt Mengen ohni Fueß und Hand,
und Menge schloft im tiefe Sand.

Kei Hurlibaus, ke Füsi meh!
Mer hen 's Lamento öbbe gseh,
und ghört, wie's in de Berge chracht,
und Aengste gha die ganzi Nacht.

Und glitte hemmer, was me cha;
drum schenket i, und stoßet a:
Uf Völker-Fried' und Einigkeit
von nun a bis in Ewigkeit!

Jez zahlemer! Jez göihmer hei,
Und schaffe hüt no allerlei,
und dengle no bis tief in d'Nacht,
und meihe, wenn der Tag verwacht.

Der Morgen-Stern.

(Mit einer Melodie.)

Woher so früeih, wo ane scho,
Her Morge-Stern enanderno,

in diner glitzrige Himmels-Tracht,
in diner guldige Locke Pracht,
mit dinen Auge chlor und blau
und sufer g'wäschen im Morge-Thau?

Hesch gmeint, de seisch elleinig do?
Nei weger nei, mer meihe scho!
Mer meihe scho ne halbi Stund;
frücih uffsto isch de Gliedere gsund,
es macht e frische frohe Mueth,
und d'Suppe schmeckt eim no so guet.

's git Lüt, sie dose frili no,
sie chönne schier nit use cho.
Der Mähder und der Morge-Stern
stöhn zitli uf, und wache gern.
und was me früeih um Vieri thuet,
das chunnt eim z'Nacht um Nüni guet.

Und d'Vögeli sin au scho do,
sie stimmen ihri Pfifli scho,
und uffem Baum und hinterm Hag
seit eis im andre guete Tag!
Und 's Turtel-Tübli ruukt und lacht,
und 's Betzit-Glöckli isch au verwacht.

„Se helfis Gott, und gebis Gott
„e gute Tag, und bhütis Gott!
„Mer beten um e christlig Herz,
„es chunnt eim wohl in Freud und Schmerz;
„wer christli lebt, het frohe Mueth:
„der lieb Gott stoht für alles guet."

Weisch, Jobbeli, was der Morge=Stern
am Himmel suecht? Me seits nit gern!
Er wandlet imme Sternli no,
er cha schier gar nit vonnem lo;
Doch meint si Muetter, 's müeß nit sy,
und thuet en wie ne Hüenli i.

Drum stoht er uf vor Tag, und goht
si'm Sternli no dur's Morgeroth;
Er suecht, und 's wird em windeweh,
er möcht em gern e Schmützli ge,
er möcht em sagen: J bi der hold!
es wär em über Geld und Gold.

Doch wenn er schier gar binem wär,
verwacht si Muetter handumcher,
und wenn sie rüeft enanderno,
sen isch mi Bürstli niene do.
Druf flicht sie ihre Chranz ins Hoor,
und lueget hinter de Berge vor.

Und wenn der Stern si Muetter sieht,
se wird er todesbleich und flieht,
er rüeft si'm Sternli: Bhüetdi Gott!
es isch, as wenn er sterbe wott.
Jez, Morge=Stern, hesch hohi Zit,
di Müetterli isch nümme wit.

Dört chunnt si scho, was hani gseit,
in ihrer stille Herrlichkeit!
Sie zündet ihre Strahlen a,
der Chilch=Thurm wärmt si au scho dra,
und wo sie fallen in Berg und Thal,
se rüehrt si 's Leben überal.

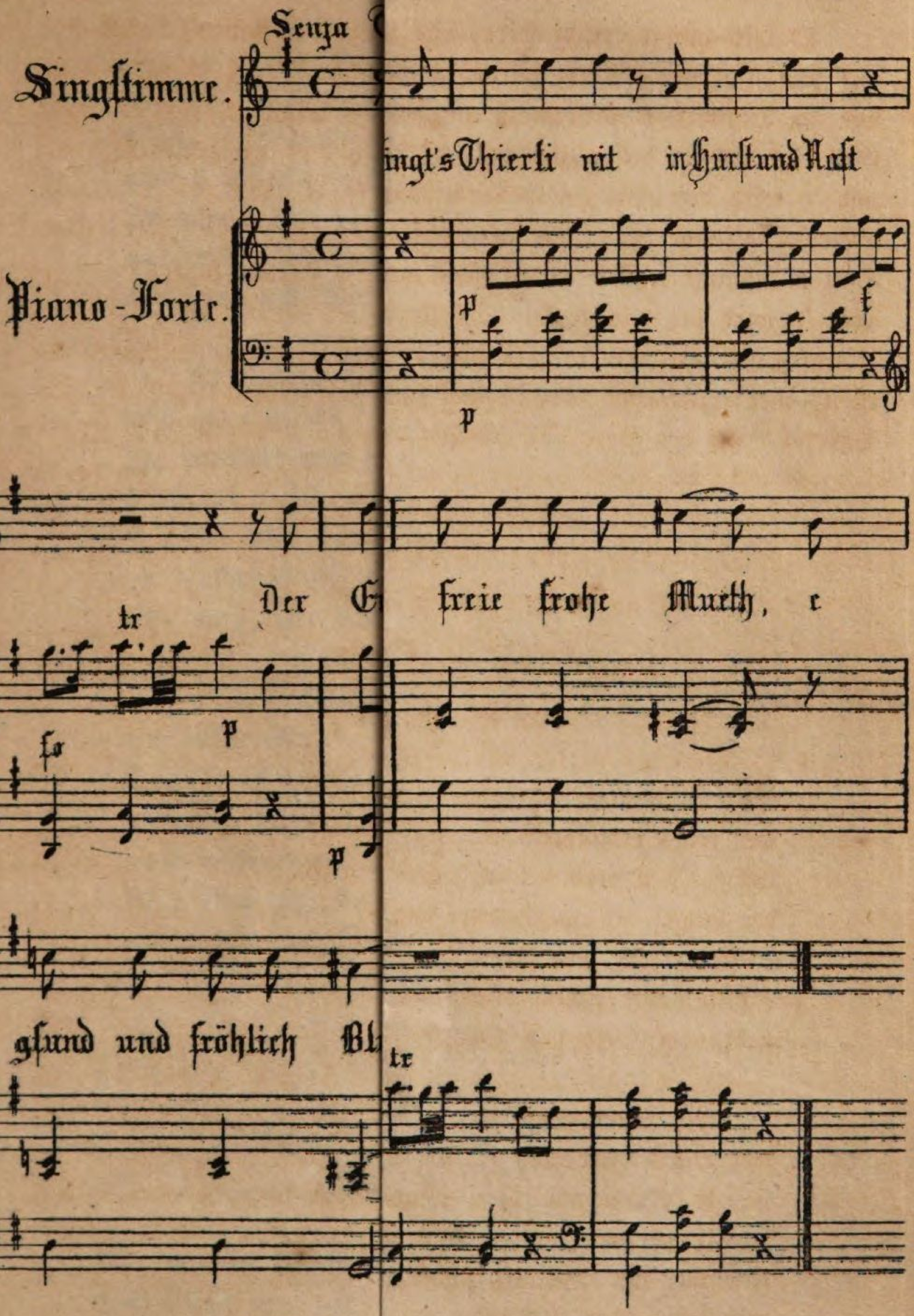
O wie chlopft der di Herz, wie lüpft si di flatterig Halstuch,
und wie stigt der d'Röthi iez in die lieblige Backe,
wie am Himmel 's Morgeroth am duftige Maitag!
Gell, de bischem hold, und gell, de hesch ders nit vorgstellt,
und 's wird der wohr, was im verborgene Stübli
d'Geister g'sunge hen, und an der silberne Wagle!
Halt di numme wohl! — I möcht der no allerlei sage,
aber 's wird der windeweh! Di Kerli, di Kerli!
Förchsch, er lauf der furt, se gang! Mit Thränen im Aeugli
rüefts mer: „Bhüetdi Gott!" und fallt em freudig an Buese.
Bhüetdi Gott der Her, und folgmer, was i der gseit ha!

Freude in Ehren.

(Mit einer Melodie.)

Ne G'sang in Ehre,
wer wills verwehre?
Singt 's Thierli nit in Hurst und Nast,
der Engel nit im Sterne-Glast?
E freie frohe Mueth,
e gsund und frölich Bluet
goht über Geld und Guet.

Ne Trunk in Ehre,
wer will's verwehre?
Trinkt 's Blüemli nit si Morgenthau?
Trinkt nit der Vogt si Schöppli au?
Und wer am Werchtig schafft,
dem bringt der Rebesaft
am Suntig neui Chraft.


Senza
Singstimme.
Piano-Forte.
ingt's Thierli nit in Hurst und Nest
Der G freie frohe Muth,
gsund und fröhlich Bl
p
f
tr

Ne Chuß in Ehre,
wer will's verwehre?
Chüßt 's Blüemli nit si Schwesterli,
und 's Sternli chüßt si Nöchberli?
In Ehre, hani gseit,
und in der Unschuld G'leit,
mit Zucht und Sittsemkeit.

Ne freudig Stündli,
ischs nit e Fündli?
Jez hemmers und iez simmer do!
es chunnt e Zit, würds anderst goh.
's währt alles churzi Zit,
der Chilchhof isch nit wit.
Wer weiß, wer bald dört lit?

Wenn d'Glocke schalle,
wer hilftis alle?
O gebis Gott e sanfte Tod!
e rüeihig Gwisse gebis Gott,
wenn d'Sunn am Himmel lacht,
wenn alles blizt und chracht,
und in der lezte Nacht!

Die Irrlichter.

Es wandeln in der stille dunkle Nacht
wohl Engel um, mit Sterneblume g'chrönt,
uf grüne Matte, bis der Tag verwacht,
und do und dört e Betzit=Glocke tönt.

Sie spröche mitenander deis und das,
sie machen öbbis mitenander us;
's sin gheimi Sache; niemes rothet, was?
Druf göhn sie wieder furt, und richte's us.

Und stoht ke Stern am Himmel und ke Mon,
und wemme nümme sieht, wo d'Nußbäum stöhn,
mü'en selli Marcher usem Füür an d'Frohn,
sie müen den Engle zünde, wo sie göhn.

Und jedem hangt e Bederthalben a,
und wenn's em öd wird, lengt er ebe dri,
und biißt e Stückli Schwefelschnitten a,
und trinkt e Schlückli Treber=Brentewi.

Druf putzt er d'Schnören amme Tschäubli ab,
Hui, flackerets in liechte Flammen uf,
und, hui, gohts wieder d'Matten uf und ab,
mit neue Chräfte, d'Matte ab und uf.

's isch chummliger so, wenn eim vorem Fueß
und vor den Auge d'Togge selber rennt,
aß wemme sie mit Hände trage mueß,
und öbbe gar no d'Finger dra verbrennt.

Und schritet spot e Mensch dur d'Nacht derher,
und sieht vo witem scho di Kerli goh,
und betet lisli: „Das walt Gott der Her" —
„Ach bleib bei uns" — im Wetter sin sie do.

Worum? Sobald der Engel bete hört,
se heimelets en a, er möcht derzue.
Der füürig Marcher blieb io lieber dört,
und wenn er chunnt, se hebt er d'Ohre zue.

Und schritet öbsch e trunkne Ma dur d'Nacht,
er fluecht und sappermentet: „Chrütz und Stern",
und alli Zeichen, aß der Bode chracht;
sell hörti wohl der füürige Marcher gern.

Doch wirds em nit so guet, der Engel seit:
„Furt, weidli furt! Do magi nüt dervo!"
Im Wetterleich, sen isch der wiit und breit
kei Marcher me, und au kei Engel do.

Doch goht me still si Gang in Gottis G'leit,
und denkt: „Der chönnet bliben oder cho,
„ne jede weiß si Weg, und 's Thal isch breit,"
sel isch's vernünftigst, und sie lön ein go.

Doch wenn der Wunderwitz ein öbbe brennt,
me lauft im Uhverstand den Engle no,
sel isch ene wie Gift und Poperment;
im Augeblick se lön sie Alles stoh.

Z'erst sage sie: „Denkwol es isch si Weg,
„er goht verbei, mer wen e wenig z'ruck!"
So sage sie, und wandle still us Weg,
und sieder nimmt der füürige Ma ne Schluck.

Doch folgt me witers über Steg und Bort,
wo nummen au der Engel goht und stoht,
se seit er z'letzt: „Was gilts, i find en Ort,
„du Lappi, wo di Weg nit dure goht."

Der Marcher muß vora, mit stillem Tritt
der Engel hinterher, und lauft me no,
se sinkt men in e Gülle, 's fehlt si nit.
Jezt weisch di B'richt, und jez chasch wieder goh!

Nei, wart e wenig, 's chunnt e guti Lehr!
Vergiß mers nit, schribs lieber in e Buch!
Zum Erste sagi: Das walt Gott der Her,
isch alliwil no besser, aß e Fluch.

Der Fluch jagt d'Engel mittem Heil dervo;
ne christli Gmüeth und 's Bette zieht sie a;
und wemme meint, me seh ne Marcher cho,
's isch numme so d'Laterne vorne dra.

Zum Anderen, und wenn en Ehre-Ma
ne Gschäft für ihn ellei z'verrichte het,
se loß en mache! was gohts di denn a?
Und los nit, wemme mittem Nochber redt!

Und goht me der us Weg, so lauf nit no!
Gang diner Wege furt in Gottis G'leit!
's isch Uhverstand, me merkts enanderno,
und 's git en Unehr. Sag, i heig ders gseit.

Der Schmelz-Ofen.

Jez brennt er in der schönsten Art,
und 's Wasser ruuscht, der Blosbalg gahrt,
und biß aß d'Nacht vom Himmel fallt,
so wird die ersti Maßle chalt.

Und 's Wasser ruuscht, der Blosbalg gahrt;
i ha druf hi ne Gulde g'spart.
Gang Chüngi, lengis alte Wi,
mer wen e wengli lustig sy!

Ne Freudestund isch nit verwehrt;
me g'nießt mit Dank, was Gott bischert,
me trinkt e frische frohe Mueth,
und druf schmeckt wieder 's Schaffe gut.

E Freudestund, e guti Stund!
's erhaltet Lib und Chräfte gsund;
doch muß es in der Ordning goh,
sust het me Schand und Leid dervo.

E frohe Ma, ne brave Ma!
Jetzt schenket i, und stoßet a:
„Es leb der Marggrov und si Huus!
Ziehnt d'Chappen ab, und trinket us!

Ne bessre Her trait d'Erde nit,
's isch Sege, was er thuet und git,
i cha's nit sage, wieni sott:
Vergelts em Gott! Vergelts em Gott!

Und 's Bergwerch soll im Sege stoh!
's het menge Burger 's Brod dervo.
Der Herr Inspekter lengt in Trog,
und zahlt mit Freud, es isch kei Frog.

Drum schenket i, und stoßet a!
Der Herr Inspekter isch e Ma,
mit üsers Gattigs Lüte g'mei,
und fründli gege groß und chlei.

Er schafft e guete Wi ufs Werk,
er holt en über Thal und Berg,
er stellt en luter uffe Tisch,
und mißt, wie's recht und billig isch.

Sell isch verbei, der Ma am Füür
muß z'trinke ha, wärs no so thür.
Es rieslet menge Tropfe Schweiß,
und wills nit go, men ächzet eis.

Me streift der Schweiß am Ermel ab,
me schnufet, d'Bälg verstuune drab,
und mengi liebi Mitternacht
wird so am heiße Herd verwacht.

Der Schmelzer isch e plogte Ma,
drum bringem's ein, und stoßet a:
Gsegott! Vergiß di Schweiß und Ach,
's het jeden Andren au si Sach!

Am Zahltag theiltisch doch mit kei'm,
und bringsch der Lohn im Nastuech heim,
se luegt di d'Marei fründli a,
und seit: „I ha ne brave Ma!"

Druf schlacht sie Eiern-Anken i,
und sträut e wenig Imber dri;
sie bringt Salat und Grüebe dra,
und seit: „Jez iß, du liebe Ma!"

Und wenn e Ma sie Arbet thuet,
se schmeckt em au si Esse guet.
Er tuuschti nit in Leid und Lieb
mit mengem riche Galge-Dieb.

Mer sitze da, und 's schmektis wohl.
Gang, Chüngeli, lengis no nemol,
wil doch der Ofe wieder goht,
und 's Erz im volle Chübel stoht!

So brenn er denn zu guter Stund,
und Gott erhaltich alli gsund,
und Gott biwahrich uf der Schicht,
aß niemes Leid und Unglück gschicht!

Und chunnt in strenger Winters Zit,
Wenn Schnee uf Berg und Firste lit,
en arme Bueb, en arme Ma,
und stoht ans Füür, und wärmt si dra,

und bringt e paar Grumbireli,
und leits ans Füür und brotet sie,
und schloft by'm Setzer uffem Erz —
schlof wohl, und tröstder Gott di Herz!

Dört stoht so ein. Chumm, arme Ma,
und thunis Bscheid, mer stoßen a!
Gsegott, und tröstder Gott di Herz!
me schloft nit lieblig uffem Erz.

Und chunnt zur Zit e Biderma
ans Füür, und zündet 's Pfifli a,
und setzt si näume ane mit,
se schmecks em wohl, und — brenn di nit.

Doch fangt e Büebli z'rauchen a,
und meint, es chönns, as wie ne Ma,
so macht der Schmelzer churze Bricht,
und zieht em's Pfifli usem Gsicht.

Er keits ins Füür, und balgt derzu:
„Heschs au scho glehrt, du Lappi du!
„Sug amme Störzli Habermark,
„Weisch? Habermark macht d'Bube stark!"

'ſ iſch wohr, 'ſ git mengi Churzwiil mehr
am Suntig no der Chinderlehr,
und ſtrömt der füürig Iſe=Bach
im Sand, es iſch e ſchöni Sach.

Frog menge Ma: „Sag, Nochber, he!
„heſch au ſcho Iſe werde ſeh
„im füür'ge Strom, de Forme no?"
Was gilts, er cha nit ſage: Jo!

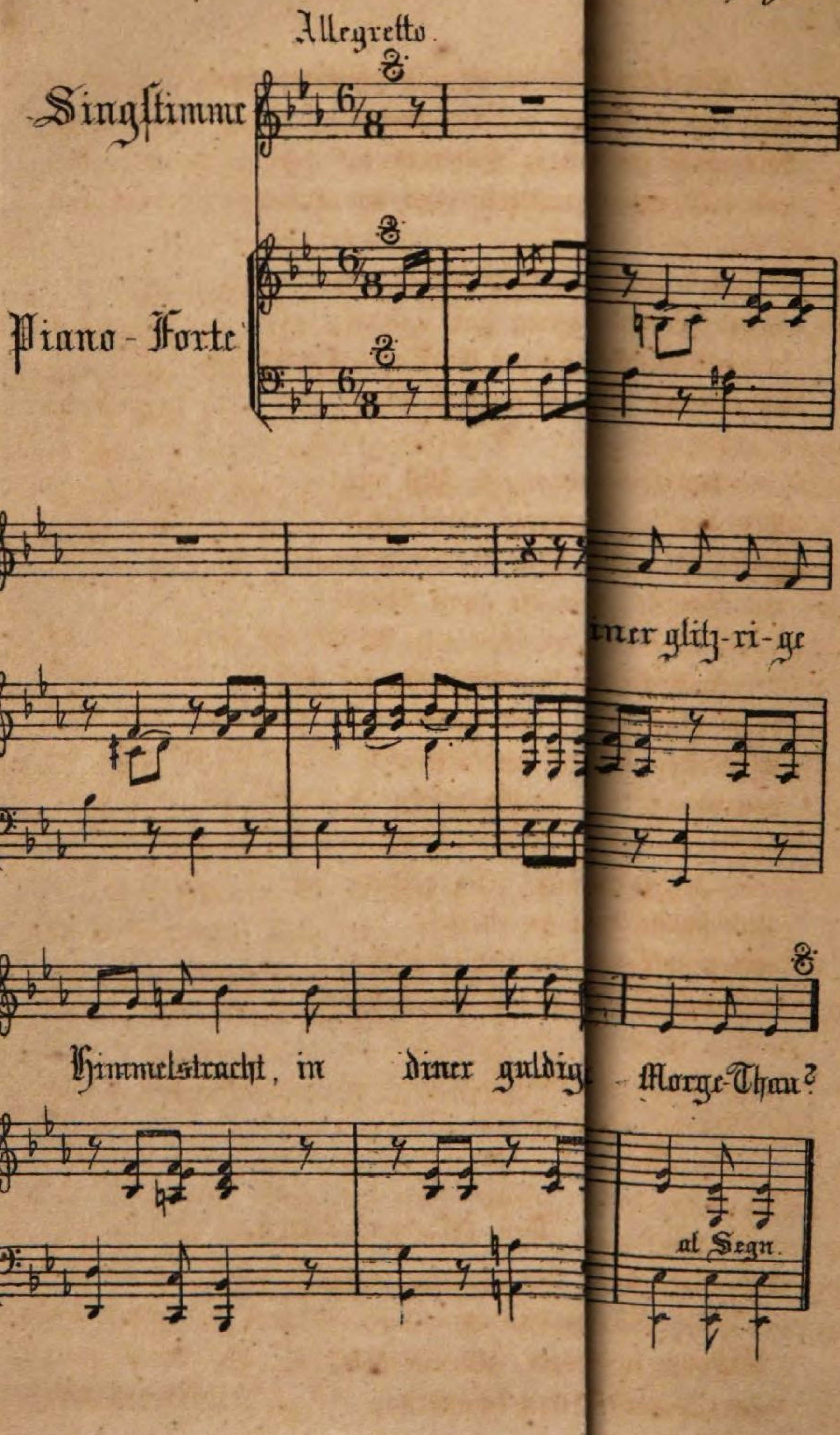
Mir wüſſe, wie me 'ſ Iſe macht,
und wie's im Sand zu Maſſle bacht,
und wiemes druf in d'Schmidte bringt,
und d'Luppen unterm Hammer zwingt.

Jez ſchenket i, und ſtoßet a:
Der Hammermeiſter iſch e Ma!
Wär Hammer=Schmid und Zeiner nit,
do läg e Sach, was thät me mit?

Wie gings im brave Hamberchs=Ma?
'ſ muß jede Stahl und Iſe ha;
und muß der Schnider d'Nodle ge,
ſen iſchs au um ſi Nahrig gſcheh.

Un wenn im früeihe Morgeroth
der Buur in Feld und Fuhre ſtoht,
ſe muß er Charſt und Haue ha,
ſuſt iſch er e verlohrne Ma.

Zum Broche brucht er d'Wägeſe,
zum Meihe brucht er d'Sägeſe,
und d'Sichle, wenn der Weize bleicht,
und 'ſ Meſſer, wenn der Trübel weicht.


Allegretto.
Singstimme
Piano-Forte
iner glitz-ri-ge
Himmelstracht, in diner guldig
Morge-Thau?
al Segn.

So schmelzet denn, und schmiedet ihr,
und dankich Gott der Her derfür!
Und mach en andre Sichle drus,
und was me bruucht in Feld und Hus!

Und nummi keini Sebel meh!
's het Wunde gnueg und Schmerze ge;
's hinkt Mengen ohni Fueß und Hand,
und Menge schloft im tiefe Sand.

Kei Hurlibaus, ke Füsi meh!
Mer hen 's Lamento öbbe gseh,
und ghört, wie's in de Berge chracht,
und Aengste gha die ganzi Nacht.

Und glitte hemmer, was me cha;
drum schenket i, und stoßet a:
Uf Völker=Fried' und Einigkeit
von nun a bis in Ewigkeit!

Jez zahlemer! Jez göihmer hei,
Und schaffe hüt no allerlei,
und dengle no bis tief in d'Nacht,
und meihe, wenn der Tag verwacht.

Der Morgen-Stern.

(Mit einer Melodie.)

Woher so früeih, wo ane scho,
Her Morge=Stern enanderno,

in diner glitzrige Himmels-Tracht,
in diner guldige Locke Pracht,
mit dinen Auge chlor und blau
und sufer g'wäschen im Morge-Thau?

Hesch gmeint, de seisch elleinig do?
Nei weger nei, mer meihe scho!
Mer meihe scho ne halbi Stund;
früeih uffto isch de Gliedere gsund,
es macht e frische frohe Mueth,
und d'Suppe schmeckt eim no so guet.

's git Lüt, sie dose frili no,
sie chönne schier nit use cho.
Der Mähder und der Morge-Stern
stöhn zitli uf, und wache gern.
und was me früeih um Vieri thuet,
das chunnt eim z'Nacht um Nüni guet.

Und d'Vögeli sin au scho do,
sie stimmen ihri Pfifli scho,
und uffem Baum und hinterm Hag
seit eis im andre guete Tag!
Und 's Turtel-Tübli ruukt und lacht,
und 's Betzit-Glöckli isch au verwacht.

„Se helfis Gott, und gebis Gott
„e gute Tag, und bhütis Gott!
„Mer beten um e christlig Herz,
„es chunnt eim wohl in Freud und Schmerz;
„wer christli lebt, het frohe Mueth:
„der lieb Gott stoht für alles guet."

Weisch, Jobbeli, was der Morge-Stern
am Himmel suecht? Me seits nit gern!
Er wandlet imme Sternli no,
er cha schier gar nit vonnem lo;
Doch meint si Muetter, 's müeß nit sy,
und thuet en wie ne Hüenli i.

Drum stoht er uf vor Tag, und goht
si'm Sternli no dur's Morgeroth;
Er suecht, und 's wird em windeweh,
er möcht em gern e Schmützli ge,
er möcht em sagen: I bi der hold!
es wär em über Geld und Gold.

Doch wenn er schier gar binem wär,
verwacht si Muetter handumcher,
und wenn sie rüeft enanderno,
sen isch mi Bürstli niene do.
Druf flicht sie ihre Chranz ins Hoor,
und lueget hinter de Berge vor.

Und wenn der Stern si Muetter sieht,
se wird er todesbleich und flieht,
er rüeft si'm Sternli: Bhüetdi Gott!
es isch, as wenn er sterbe wott.
Jez, Morge-Stern, hesch hohi Zit,
di Müetterli isch nümme wit.

Dört chunnt si scho, was hani gseit,
in ihrer stille Herrlichkeit!
Sie zündet ihre Strahlen a,
der Chilch-Thurm wärmt si au scho dra,
und wo sie fallen in Berg und Thal,
se rüehrt si 's Leben überal.

Der Storch probiert si Schnabel scho,
„de chaschs perfekt, wie gester no!"
und d'Chemi rauchen au alsgmach;
hörsch 's Mühli=Rad am Erle=Bach,
und wie im dunkle Bueche=Wald
mit schwere Streiche d'Holz=Ax fallt?

Was wandlet dört im Morge=Strahl
mit Tuech und Chorb dur's Matte=Thal?
's sind d'Meidli jung, und flink und froh,
sie bringe weger d'Suppe scho,
und 's Anne Meili vornen a,
es lacht mi scho vo witem a.

Wenn ich der Sunn ihr Büebli wär,
und 's Anne Meili chäm ung'fähr
im Morgeroth, ihm giengi no,
i müeßt vom Himmel abe cho,
und wenn au d'Muetter balge wott,
i chönnts nit lo, verzeih mers Gott!

Der Karfunkel.

Wo der Aetti si Tubak schnätzlet, se lueget en d'Marei fründlig und bittwis a: „Verzelis näumis, o Aetti, „weisch so wieder, wie necht, wo's Chüngi het welle vertschlofe!" Drüber rucke 's Chüngi, und's Anne Bäbi und d'Marei mit de Chunklen ans Liecht, und spanne d'Saiten, und striche mittem Schwärtli 's Rad, und zupfen enander am Ermel. Und der Joppi nimmt e Hampfle Liechtspöhn, und setzt si nebene Liechtstock hi, und seit: „Das willi verrichte."

Aber der Hans Jerg lit e lange Weg überen Ofe,
lueget aben und denkt: „Do obe hört's am beste,
„und bi Niemes im Weg." Druf, wo der Aetti si Tuback
gschnitte het, und 's Pfifli gfüllt, se chunt er an Liechtspohn,
und hebt 's Pfifli drunter, und trinkt in gierige Züge,
bis es brennt. Druf druckt er 's Füür mit de Fingeren abe,
und macht 's Deckeli zue. „Se willi denn näumis verzehle,"
seit er, und sitzt nieder, „doch müender ordeli still sy,
aß i nit verstuun, ebs us isch, und du dört obe
pack di vom Ofen abe! Hesch wieder niene ke Platz g'wüßt?
Ischs der z'wohl, und g'lust's di wieder no nem Charfunkel?
Numme ken, wie sell ein gsi isch, woni im Sinn ha. —
's isch e Plätzli näumen, es goht nit Ege no Pflug druf,
Hurst an Hurst scho hundert Johr und giftige Chrüter,
's singt kei Trostle drinn, kei Summervögeli bsuecht sie,
breiti Dosche hüete dört e zeichnete Chörper.

's wär ke ungschickt Bürschli gsi, sel seit me, doch seig er
zitlich ins Wirthshus g'wandlet, und über Bibel und Gsangbuch
sin em d'Charte gsi am Samstig z'oben und Sunntig.
Flueche het er chönne, ne Her im rueßige Chemmi
hätt si bsegnet und bettet, und d'Sternen am Himmel hen zittert.
's het e mol im grüene Rock e borstige Jäger
zug'luegt, wie sie spiele. Mit unerhörte Flüeche
het der Michel Stich um Stich und Büeßli verlohre.
„Du vertlaufsch mer nit!" seit für si selber der Grüenrock.
d'Wirthene hets no ghört, und denkt: „Ischs öbbe ne Werber!"
's isch ke Werber gsi, der werdets besser erfahre,
wenn der Michel g'wibet het, und 's Güetli verlumpet.
Was het 's Stroßwirths Tochter denkt? Sie het em us Liebi
Hand und Jowort ge, doch nit us Liebi zum Michel,
nei, zu Vater und Mutter, es isch ihr Willen und Wunsch gsi.
Sellen Oben ischs in schwere Gidanke vertschlofe,
selli Mittnacht hets e schwere bidütseme Traum gha.

's isch em gsi, es chömm vo Staufe füren an d'Landstroß;
an der Landstroß goht e Chapeziner und bettet.
„Schenket mer au ne Helgli, Herr Pater, went der so gut sy!
„Bini nit e Bruut? 's cha sy, 's het gueti Bidütig."
Landsem schüttlet si Chopf der Pater, und unter der Chutte
lengt er e Hampfle voll Helge. „Do zieh der selber eis use!"
Seits, und wo nes zieht, so lengt's in schmutzigi Charte.
„Hesch recht 's Eckstei-Aß? 's bidütet e rothe Charfunkel;
„'s isch ke guete Schick." — „Jo weger," seit es, „das hani."
Wieder seit der Pater: „Se zieh denn anderst, o Brütli!
„Hesch echt siebe Chrütz?" — „Jo weger," seit es und süfzget. —
„Tröst di Gott, zieh anderst! Es chönne no besseri drinn sy.
„Hesch e bluetig Herz?" — „Jo weger!" seits und erschrickt drob. —
„Jez zieh no ne mol, 's cha sy, di Heilige chunnt no!"
„Ischs der Schuflebueb?" — „Es wird wol', bschauet en selber!" —
„Jo de hesch en! Tröst di Gott! Er schuflet di abe."
So hets im Kätterli traumt, und so hets sel e mol gschlofe.
Stroßwirths Tochter, was hesch denkt, und hesch mer en doch g'no?
Jo, es het io müeßen und gseit: „Ins Here Gotts Name!
„No de sieben Chrützen und hinterem bluetige Herze
„chunnt mi Heilige, wills der Her, und schuflet mi abe."
Z'erst hätt's möge go. Zwor mengmol het no der Michel
gspielt und trunke, bis gnueg, und gfluecht, und 's Kätterli ploget,
Mengmol isch er in si gange, wenn 's en mit Thräne
bittet het, und bette. Ne mol se seit er: „Jez willi
„Mit der akkordieren, und d' Charte willi verflueche.
„Soll mi der Teufel hole, sobald i eini me arühr!
„Aber ins Wirthshus gangi, sel willi, sel chani nit mide.
„Grums und hül, so lang 's der g'fallt, ich cha der nit helfe!"
Het er 's Erst nit ghalte, sen isch er im Andere treu gsi.
Woner ins Wirthshus chunnt, se sitzt mi borstige Grüenrock
hinterem Tisch, selb dritt, und müschlet d' Charten, und rüeft em:
„Bisch mer e Cammerad, so chumm, se wemmer eis mache!"
„Ich nitt," seit der Michel. „Bas Margreth, leng mer e Schöppli!"

„Du nit?" seit der Grüen. Chumm numme, bis de di Schoppe
„trunke hesch, und 's goht um nüt, mer mache für Churzwiil!"
„He," denkt binem selber der Michel, „wenn es um nüt goht,
„sel isch io nit g'spielt," und setzt si nebene Grüenrock.
's chunnt e Chnab ans Fenster mit lockiger Stirnen, und rüeft em:
„Meister Michel, uf e Wort! Der Stroße-Wirth schickt mi."
„Schick en wieder," seit er, „ich weiß scho, was er im Chopf het!
„Wer spielt us, und was isch Trumpf? und g'stoche das Eckstei!"
Druf und druf! Z'lezt seit der Grüen: „Was bisch du ne Glücks-
chind!
„Möchtsch nit umme Chrützer mache?" Sell isch iez eithue!
denkt der Michel, gspielt isch gspielt, und seit: „Es isch eithue!"
„Chömmet," rüeft der Chnab, und pöpperlet wieder am Fenster,
„Nummen uf en einzig Wörtli!" — „Los mi ung'heit iez!
„Chrütz im Baum, und Schufle no, und no ne mol Schufle!"
Und so gohts vom Chrützer bis endli zue der Dublone.

Wo sie aufstöhn, seit der Grüenrock: „Michel, i cha di
„iez nit zahle. Magsch derfür mi Fingering bhalte,
„bis i en wieder lös. Es sin verborgeni Chräfte
„in dem rothe Charfunkel. O lueg doch, wie ner ein a'blitzt!"
's dritmol chlopfts am Fenster: „O Michel, chömmet, wil's
Zit isch!"
„Loß en schwetze, seit der Grüenrock, wenn er nit goh will!
„Nimm du do mi Fingerring, und wenn de ke Chrützer
„Geld deheim, und niene hesch, es cha der nit fehle.
„Wenn der Ring am Finger steckt und wenn de in Sack lengsch
„alli Tag emol, so hesch e bairische Thaler.
„Nummen an kem Firtig, i wott der das selber nit rothe.
„Chasch mi witers bruche, so rüef mer nummen! I hör di.
„Heißi nit Bizli Buzli, und hani d'Ohre nit bimer?"

Sieder briegget d'Frau d'heim im einseme Stübli,
und liest in der Bibel und im verrissene Betbuech,

und der Michel chunnt und schändet: „Findi di wieder
„an dim ewige Betten und dunderschießige Hüle?
„Lueg do, was i gunne ha, ne rothe Charfunkel!„
's Kätterli verschrickt: „O Jesis," seit es, „was siehni!
„'s isch ke guete Schick!" — und sinkt dernieder in Ohmacht.

Wärsch doch nümme verwacht, wie menge bittere Chummer
hättsch verschlofen, armi Frau, wo diner no wartet!

Jez wirds tägli schlimmer. Uf alle Merte flankiert er,
alli Chülbene bsuecht er, und wo me ne Wirthshus bitrittet,
z'Nacht um Zwölfi, Vormittag und z'oben um Vieri,
sitzt der Michel dört, und müschlet trüeglichi Charte.
's Chind verwildert, 's Gütli schwindet, Acker um Acker
chunnt an Stab und d'Frau vergoht in bittere Thräne.
Goht er öbbe heim, gits schnödi Reden und Antwort:
„Chunnsch du Lump?" Und so und so. — Mit trunkene Lippe
fluecht der Michel, schlacht si Frau. Jez muß er zum Pfarer,
iez vor Oberamt, und mittem Haschierer im Thurn zue.
Goht er schlimm, se chunnt er ärger, wenn em der Vizli
Buzli wieder d'Ohre striicht, und Gallen ins Bluet mischt.

So währts siebe Johr. Emol se bringt en der Buzli
wieder usem Thurn, und „Allo göhn mer ins Wirthshus,
„eb de heim chunnsch mit de Streiche, wo sie der ge hen!
„Was der d'Frau zum Willkumm g'chocht het, wird di nit brenne.
„Los, de duursch mi, wenn i dra denk, 's möcht mi versprenge
„wie's der goht, und wie der d'Frau di Lebe verbittret.
„So ne Ma, wie du, wo's Tags si Thaler verthue cha.
„Glückli bisch im Spiele, doch no nem leidige Sprüchwort,
„mittem Wibe hesch's nit troffe, chani der sage.
„Wärsch ellei, wie hättsch's so guet, und lebtisch so rüeihig!
„'s pin'get di, me sieht ders an, und d'Obere schwelle.
„Trink e Schlückli Brenz, er chuelt der öbbe di Jast ab!"

Aber d'Frau deheim, mit z'semmegschlagene Hände
sizt sie uffem Bank, und luegt dur Thränen an Himmel,
„Siebe Johr und siebe Chrütz!" so schluchzget sie endli,
„'s wird mer redli wohr, und Gott im Himmel wells ende!"
Seits und nimmt e Buech und betet in Todesgidanke.
Drüber schnellt der Michel d' Thür uf, und fürchterli schnauzt er:
„Hülsch au wieder? Du heschs nöthig, falschi Canali!
„Sur-Chrut choch mer!" 's Kätterli seit: „'s isch niene ke Füür meh."
„Sur-Chrut willi! Lueg, i dreih der 's Messer im Lib um." —
„Lieber hüt, as morn. De bringsch mi untere Bode
„ei Weg wie der ander, und 's Büebli hesch mer scho g'mordet." —
„Di soll der Dunder und 's Wetter in Erdsbode abe verschlage!"
Seit's und zuckt, und sinnlos schwanket 's Kätterli nieder.
„O mi bluetig Herz!" so stöhnts no lisli wo's umfallt.
„Chumm, o Schuflebueb, do heschmi, schufle mi abe!"
Jez der Michel furt, vom schnelle Schrecken ergriffe,
lauft ins Feld, der Bode schwankt, und 's rasslet im Nußbaum.
„Bizli Buzli roth mer du!" So rüeft er. Der Buzli,
hinterm Nußbaum stoht er, un chunnt, und frogt en: „Was fehlt der?"
„D'Kätheri hani verstoche, iez roth mer, was i soll mache!" —
„Isch das Alles?" seit der Buzli. „Weger de chasch ein
„doch verschrecken, aß me meint, was Wunder passiert seig!
„Närsch, iez chasch im Land nit blibe, 's möcht e Verdruß ge.
„Isch nit dört der Rhi? und chumm, ich will di bigleite,
„'s stoht e Schiff am Gstad!" — Jez stige sie ehnen im Sunggäu
frisch ans Land, und quer durs Feld. Im einseme Wirthshus
brennt e Liecht. „Mer wenn doch luege, wer no do in isch,"
seit der Grüen, „wer weiß, du chasch der d'Grille vertribe!"

Aber im Wirthshus sitze no spoti nächtligi Gselle,
und 's goht vornen a mit Banketieren und Spiele.

„Chrütz isch Trumpf! Und no ne mol! Und chönnetder die do?
„Gstoche die; und no ne Trumpf! Und — gstoche das Herzli!“ —
's isch scho halber Zwölfi. Will echt mit lockiger Stirne
iez ke Chnab erschine? Nei weger! Michel, es endet!
O, wie spielsch so söllich ungschickt? G'stoche das Herzli,
lengt em tief in d'Seel, und alli mol, wenn er e Stich macht,
wiederholts der Grüen, und wirft im Michel e Blick zue.
Drüber warnts uf Zwölfi. Mit alliwil schlechtere Charte
spielt er allwill schlechter, und zahlt afange mit Chride.
Druf hets Zwölfi gschlage. Iez lengt er mit g'ringletem Finger
frisch in Sack: „Wer wechslet no ne bairische Thaler?“
Schlechti Münz, Her Michel! Er lengt in glasigi Scherbe,
thut e Schrei, und luegt mit Gruus und Schrecke der Grüen a.
Aber der Buzli leert si Brenntewi-Gläsli und schmatzget:
„Michel, chumm iez furt, der Wirth würd wellen ins Bett goh!
„'s chömme hüt viel Gäst, sie hen e lustige Firtig.
„Isch nit Ludwigstag, der fünfezwenzigst Augusti?
„Dreih am Ring, so lang de witt, de bringsch en nit abe!“
O, wie het der Michel g'lost — e lustige Firtig!
O wie het er d'Füeß am Tischbei unte verchlammert!
's hilft nit lang, und thut nit guet. Mit ängstlichem Bebe
stoht er uf, und seit ke Wort, und göhn mit enander,
vornen a der Grüen, und an de Ferse der Michel,
wie ne Chalb im Metzger folgt zur bluetige Schlachtbank.
Oebbe ne Büchseschuß vom Wirthshus stellt en der Buzli.
„Michel, seit er, lueg, es stoht kei Sternli am Himmel!
„Lueg, der Himmel hangt voll Wetter über und über!
„'s goht kei Luft, es schwankt kei Nast, es rüehrt si ke Läubli,
„Und du bisch mer au so still. I glaub, de witt bette,
„oder machst der d' Uerthen und isch der's Lebe verleidet?
„Wie de meinsch! Di Wahl isch schlecht, i mueß ders bikenne.
„Se, do hesch e Messer! I ha's am Blotzemer Mert g'chauft!
„Hau der d'Gurgele selber ab, se chost's di ke Trinkgeld!“

* * *

So het der Aetti verzehlt, und mit engbrüstigem Othem
seit druf d'Muetter „Bisch bal ferig? Mach mer die Meidli
„nit so z'förche, 's sin doch nummen erdichtete Mährli!" —
„Jo, i bin jo ferig!" erwiedert der Aetti, „dört lit er
„Mit sim Ring im Dorne=Ghürst, wo d'Trostle nit singe."
Aber d'Marei seit: „O Muetter, wer wird em denn förche!
„Denksch, i merk nit, was er meint, und was er will sage?
„Jo, der Bizli Buzli, das isch die bösi Versuechig.
„Lockt sie nit, und füehrt sie nit in Sünden und Elend,
„wenn e Mensch nit bette mag, und folgt nit, und schafft nüt!
„Und der lockig Chnab isch gueti Warnig im Gewisse.
„O, i chenn mi Aetti wohl, und sini Gidanke!"

Das Hexlein.

Und woni uffem Schnid=Stuehl sitz
für Basseltang, und Liechtspöhn schnitz,
se chunt e Herli wohlgimueth,
und frogt no frei: „Hauts Messer guet?"

Und seit mer frei no Guete Tag!
und woni lueg, und woni sag:
„'s chönnt besser go, und Große Dank!"
se wird mer's Herz uf eimol chrank.

Und uf, und furt enanderno,
und woni lueg, ischs nümme do,
und woni rüef: „Du Herli he!"
so gits mer scho kei Antwort meh.

Und sieder schmeckt mer's Esse nit;
stell umme, was de hesch und witt,
und wenn en Anders schlofe cha,
se hört alli Stunde schla.

Und was i schaff, das g'rothet nit,
und alli Schritt und alli Tritt,
se chunnt mim Sinn das Herli für,
und was i schwetz, isch hinterfür.

's isch wohr, es het e Gsichtli gha,
's verluegti si en Engel dra,
und 's seit mit so 'me freie Muth,
so lieb und süeß: „Hauts Messer guet?"

Und leider hani's ghört und gseh,
und sellemols und nümme meh.
Dört ischs an Hag und Hurst verbei,
und witers über Stock und Stei.

Wer spöchtet mer mi Herli us,
wer zeigt mer siner Muetter Hus?
I lauf no, was i laufe cha,
wer weiß, se triffi's doch no a!

I lauf no alli Dörfer us,
i suech und frog vo Hus zu Hus,
und würd mer nit mi Herli chund,
se würdi ebe nümme g'sund.

Der Mann im Mond.

„Lueg, Müetterli, was isch im Mo'?"
He, siehschs denn nit, e Ma!
„Jo wegerli, i sieh ne scho.
„Er het e Tschöpli a."

„Was tribt er denn di ganzi Nacht,
„er rüehret io kei Glied?"
He, siehsch nit, aß er Welle macht?
„Jo, ebe dreiht er d'Wied."

„Wär i, wie er, i blieb dehei,
„und machti d'Welle do."
He, isch er denn us üser Gmei'?
Mer hen scho selber so.

Und meinsch, er chönn so, wiener well?
Es wird em, was em g'hört.
Er ging wol gern — der sufer Gsell
muß schellewerche dört.

„Was het er bosget, Müetterli?
„Wer het en bannt dörthi?"
Me het em gseit der Dieterli,
e Nütznutz isch er gsi.

Ufs Bete het er nit viel gha,
ufs Schaffen o nit viel,
und öbbis muß me triebe ha,
sust het me langi Wil.

Drum, het en öbbe nit der Vogt
zur Strof ins Hüsli gspert,
sen isch er ebe z'Chander g'hockt,
und het d'Butelli g'lert.

„Je, Müetterli, wer het em's Geld
„zu so me Lebe ge?"
Du Närsch, er het in Hus und Feld
scho selber wüsse z'neh.

Ne mol, es isch e Sunntig gsi,
so stoht er uf vor Tag,
und nimmt e Beil, und tummlet sie,
und lauft in Lieler Schlag.

Er haut die schönste Büechli um,
macht Bohne-Stecke drus,
und treit sie furt, und luegt nit um,
und isch scho fast am Hus.

Und ebe goht er uffem Steg,
se ruuscht em öbbis für:
„Jez, Dieter, gohts en andre Weg!
„Jez, Dieter, chumm mit mir!"

Und uf und fort, und sider isch
kei Diter wit und breit.
Dört obe stoht er im Gibüsch
und in der Einsemkeit

Jez haut er iungi Büechli um;
iez chuchet er in d'Händ;
iez dreiht er d'Wied, und leit sie drum,
und 's Suse het en End.

So gohts dem arme Dieterli,
er isch e gstrofte Ma!
„O bhüetis Gott, lieb Müetterli,
„i möchts nit mittem ha!“

Se hüt di vorem böse Ding,
's bringt numme Weh uud Ach!
Wenn's Sunntig isch, se bet und sing;
am Werchtig schaff di Sach.

Die Marktweiber in der Stadt.

I chum do us 's Rothshere Hus,
's isch wohr, 's sieht proper us;
doch ischs mer, sie heigen o Müeih und Noth
und allerlei schweri Gidanke,
„Chromet süeßen Anke!“
wies eben überal goht.

Io weger, me meint, in der Stadt
seig alles sufer und glatt;
die Here sehn eim so lustig us,
und 's Chrütz isch ebe durane,
„Chromet iungi Hahne!“
mengmol im pröperste Hus.

Und wemme g'chämpft muß ha,
gohts, meini, ehnder no a
im Freie dusse, wo d'Sunn o lacht,
und Bluemen und Aehri schwanke,

„Chromet süeßen Anke!"
und d'Sterne flimmere z'Nacht.

Und, wenn der Tag verwacht,
was isch nit für e Pracht!
Der lieb Gott, meint me, well selber cho,
er seig scho an der Chrischone *),
„Chromet grüeni Bohne!"
und chömm iez enanderno.

Und d'Vögeli meine's o,
sie werde so busper und froh,
und singe: „Her Gott dich loben wir!"
und 's glitzeret ebe z'send ane;
„Chromet iungi Hahne!"
's isch wohr, me verlueget sie schier.

Und faßt e frische Mueth,
und denkt: Gott meint is guet,
sust hätt der Himmel kei Morgeroth;
er willis nummen o üebe.
„Chromet geli Rüebe!"
Mer bruuche ke Zuckerbrod.

Und innewendig am Thor
het menge d'Umhäng no vor,
er schloft no tief, und 's traumt em no.
Und ziehn sie der Umhang fürsi,
„Chromet schwarzi Chirsi!"
se simmer scho alli do.

---

*) Alte Kirche auf einem Bergrücken.

Drum merke sies selber schier,
und chömme zum Pläsier
ufs Land, und hole ne frische Mueth
im Adler und bim Schwane,
„Chromet iungi Hahne!"
und 's schmecktene zimli gut.

Und doch meint so ne Her,
er seig weiß Wunder mehr,
und lueget ein numme halber a.
Es dunkt mi aber, er irr sie;
„Chromet süeßi Chirsi!"
Mi Hans isch au no e Ma.

Rich sin sie, 's isch kei Frog,
's Geld het nit Platz im Trog.
Mir thuet bym Bluest e Büeßli weh,
bi ihne heißt es: Dublone,
„Chromet grüeni Bohne!"
und hen no alliwil meh.

Was chost en Immis nit?
's heißt numme: Mul, was witt?
Pastetli, Strübli, Fleisch und Fisch,
und Törtli und Makrone.
„Chromet grüeni Bohne!"
Der Platz fehlt uffem Tisch.

Und erst der Staat am Lib!
me cha's nit seh vor Chib.
Lueg numme die chospere Junten a!
I wott, sie schenkte mir sie.
„Chromet schwarze Chirsi!"
Sie chönnte mini drum ha.

Doch isch eim 's Herz bitrüebt,
se gib em, was em b'liebt,
es schmeckt em nit, und freut en nit;
es goht eim wie de Chranke.
„Chromet süeßen Anke!“
Was thuet me denn dermit?

Und het me Chrütz und Harm,
sen isch me ringer arm;
me het nit viel, und bruucht nit viel,
und isch doch sicher vor Diebe,
„Chromet geli Rüebe!“
Z'letzt chunnt men o zum Ziel.

Jo gell, wenn 's Stündli schlacht?
He, io, 's bringt iedi Nacht
e Morgen, und me freut sie druf.
Gott het im Himmel Chrone,
„Chromet grüeni Bohne!“
Mer wen do das Gäßli uf.

Der Sommerabend.

O, lueg doch, wie isch d'Sunn so müed,
lueg, wie sie d'Heimeth abezieht!
O lueg, wie Stral um Stral verglimmt,
und wie sie 's Fazenetli nimmt,
e Wülkli, blau mit roth vermüscht,
und wie sie an der Stirne wüscht.

'ſ iſch wohr, ſie het au übel Zit,
im Summer gar, der Weg iſch wit,
und Arbet findt ſie überall,
in Hus und Feld, in Berg und Thal.
'ſ will Alles Liecht und Wärmi ha,
und ſpricht ſie um e Segen a.

Meng Blüemli het ſie usſtaffiert,
und mit ſcharmante Farbe ziert,
und mengem Immli z'trinke ge,
und gſeit: Heſch gnueg und witt no meh?
und'ſ Chäferli het hinteno
Doch au ſi Tröpfli übercho.

Meng Some-Chöpfli het ſie gſprengt,
und 'ſ zitig Sömli uſe g'lengt.
Hen d'Vögel nit bis z'allerletzt
e Bettles gha, und d'Schnäbel g'wetzt?
Und kein goh hungerig ins Bett,
wo nit ſi Theil im Chröpfli het.

Und wo am Baum e Chrieſi lacht,
ſe het ſie'm rothi Bäckli gmacht;
und wo im Feld en Aehri ſchwankt,
und wo am Pfohl e Rebe rankt,
ſe het ſie eben abe glengt,
und het'ſ mit Laub und Blueſt umhengt.

Und uf der Bleichi het ſie gſchafft
hütie und ie us aller Chraft.
Der Bleicher het ſi ſelber g'freut,
doch het er nit: Vergelts Gott! gſeit.
Und het e Frau ne Wöſchli gha,
ſe het ſie trochnet druf und dra.

's isch weger wohr, und überal,
wo d'Sägesen im ganze Thal
dur Gras und Halme gangen isch,
se het sie gheuet froh und frisch.
Es isch e Sach by miner Treu,
am Morge Gras und z'Obe Heu!

Drum isch sie iez so fölli müed,
und bruucht zum Schlof kei Obe-Lied;
kei Wunder, wenn sie schnuuft und schwitzt.
Lueg wie sie dört uf's Bergli sitzt!
Jez lächlet sie zum letzte mol,
iez seit sie: Schlofet alli wohl!

Und d'unten isch sie! Bhüet di Gott!
Der Guhl, wo uffem Chilchthurn stoht,
het no nit gnueg, er bschaut sie no.
Du Wundervitz, was gaffsch denn so?
Was gilts, sie thuet der bald derfür,
und zieht e rothen Umhang für!

Sie duuret ein, die gueti Frau,
sie het ihr redli Hus-Chrütz au.
Sie lebt gwiß mittem Ma nit guet,
und chunnt sie heim, nimmt er si Huet.
und was i sag, iez chunnt er bald,
dört sitzt er scho im Fohre-Wald.

Er macht so lang, was tribt er echt?
Me meint schier gar, er trau nit recht.
Chumm numme, sie isch nümme do,
's wird Alles sy, se schloft sie scho.
Jez stoht er uf, und luegt ins Thal,
und 's Möhnli grüeßt en überal.

Denkwohl, mer göhn iez au ins Bett,
und wer kei Dorn im G'wisse het,
der bruucht zum Schlofen au kei Lied;
me wird vom Schaffe selber müed;
und öbbe hemmer Schöchli gmacht,
drum gebis Gott e gueti Nacht!

Die Mutter am Christ-Abend.

Er schloft; er schloft! Do lit er, wie ne Grof!
Du lieben Engel, was i bitt,
bi Lib und Lebe verwach mer nit,
Gott gunnts mi'm Chind im Schlof!

Verwach mer nit, verwach mer nit!
Di Muetter goht mit stillem Tritt,
sie goht mit zartem Muetter-Sinn,
und holt e Baum im Chämmerli d'inn.

Was henki der denn dra?
Ne schöne Lebkueche-Ma,
ne Gitzeli, ne Mummeli
und Blüemli wiiß und roth und gel,
vom allerfinste Zucker-Mehl.

's isch gnueg, du Muetter-Herz!
Viel Süeß macht numme Schmerz,
Gieb's sparsem, wie der liebi Gott,
nit all' Tag helset er Zucker-Brod.

Jez Rümmechrüsliger her,
die allerschönste, woni ha,
's isch nummen au kei Möseli dra.
Wer het sie schöner, wer?

's isch wohr, es isch e Pracht,
was so en Oepfel lacht;
und isch der Zucker-Beck e Ma,
se mach er so ein, wenn er cha.
Der lieb Gott het en gmacht.

Was hani echt no meh?
Ne Fazenetli wiiß und roth,
und das eis vo de schöne.
O Chind, vor bittre Thräne
biwahr di Gott, biwahr di Gott!

Und was isch meh do inn?
ne Büechli, Chind, 's isch au no di.
I leg der schöni Helgli dri?
und schöni Gibetli sin selber drinn.

Jez chönnti, traui, goh;
es fehlt nüt meh zum Guete —
Potz tausig, no ne Ruethe!
Do isch sie scho, do isch sie scho!

's cha sy, sie freut di nit,
's cha sy, sie haut der 's Büdeli wund;
doch witt nit anderst, sen ischs der gsund;
's mueß nit sy, wenn d' nit witt.

Und willschs nit anderst ha,
in Gottis Name seig es drum!

Doch Muetter-Lieb isch zart und frumm,
sie windet rothi Bendeli dri,
und macht e Letschli dra.

Jez wär er usstaffiert,
und wie ne Mai-Baum ziert,
und wenn bis früeih der Tag verwacht,
het 's Wienecht-Chindli Alles gmacht.

De nimmschs und dankschs mer's nit;
Drum weisch nit, wer der's git.
Doch machts der numme ne frohe Mueth,
und schmeckts der numme, sen ischs scho guet.

Bim Bluestl, der Wächter rüeft
scho Oelfi! Wie doch d'Zit verrinnt,
und wie me si vertieft,
wenn 's Herz an näumis Nahrig findt!

Jez bhütdi Gott der Her!
En andri Cheri mehr!
Der heilig Christ isch hinecht cho,
het Chindes Fleisch und Bluet ag'no!
Wärsch au so brav, wie er!

Eine Frage.

Sag, weisch denn selber au, du liebi Seel,
was 's Wienechtchindli isch, und heschs bidenkt?
Denk wol i sag der's und i freu mi druf.

O, 's isch en Engel usem Paradies,
mit sanften Augen und mit zartem Herz.

Vom reine Himmel abe het en Gott
de Chindlene zum Trost und Sege gschickt.
Er hüetet sie am Bettli Tag und Nacht.
Er deckt sie mittem weiche Fegge zue,
und weiht er sie mit reinem Othem a,
wird's Aeugli hell und 's Bäckli rund und roth.
Er treit sie uf de Hände in der G'fohr,
günnt Blüemli für sie uf der grüene Flur,
und stoht im Schnee und Rege d'Wienecht do,
se henkt er still im Wienechtchindli-Baum
e schöne Früehlig in der Stuben uf,
und lächlet still, und het si süeßi Freud,
und Muetterliebi heißt si schöne Name.

Jo, liebi Seel, und gang vo Hus zue Hus,
sag Guete Tag, und B'hüetich Gott, und lueg!
Der Wienechtchindli-Baum verrothet bald,
wie alli Müetter sin im ganze Dorf.

Do hangt e Baum, nei lueg me doch und lueg!
In alle Näste nüt als Zuckerbrod.
's isch nit viel nutz. Die het e närschi Freud
an ihrem Büebli, will em Alles süeß
und liebli mache, thut em, was es will.
Gib Acht, gib Acht, es chunnt e mol e Zit,
se schlacht sie d' Händ no z'semmen überm Chopf,
und seit: „Du gottlos Chind, isch das mi Dank?"
Jo weger, Müetterli, das isch di Dank!

Jez do siehts anderst dri ins Nochbers Hus.
Scharmanti bruni Bire, welschi Nuß
und menge rothen Oepfel ab der Hurt,
e Gufebüchsli, doch wills Gott der Her
ke Gufe drin. Vom zarte Bese-Ris

e goldig Rüethli, schlank und nagelneu!
Lueg, so ne Muetter het ihr Chindli lieb!
Lueg, so ne Muetter ziehts verständig uf,
und wird mi Bürstli meisterlos, und meint,
es seig der Her im Hus, se hebt sie d'herzt
der Finger uf, und förcht ihr Büebli nit,
und seit: „Weisch nit, was hinterm Spiegel steckt?"
Und 's Büebli folgt, und wird e brave Chnab.

Jez göhn mer wieder witers um e Hus.
Zwor Chinder gnueg, doch wo me luegt und luegt,
schwankt wit und breit ke Wienechtchindli-Baum.
Chumm, weidli chumm, do blibe mer nit lang!
O Frau, wer het die Mutterherz so g'chüelt?
Verbarmt's di nit, und goht's der nit dur d'Seel,
wie dini Chindli, wie di Fleisch und Bluet
verwildern ohni Pfleg und ohni Zucht,
und hungrig bi den andre Chinde stöhn
mit ihre breite Rufe, schüch und fremd?
Und Wi und Caffi schmeckt de doch so guet!

Doch lueg im vierte Hus, das Gott erbarm,
Was hangt am grüene Wienechtchindli-Baum?
Viel stachlig Laub, und näume zwische drinn
ne schrumpfig Oepfeli, ne dürri Nuß!
Sie möcht, und het's nit, nimmt ihr Chind uf d'Schoß,
und wärmt's am Buese, luegets a und briegt;
der Engel stüürt im Chindli Thränen i.
Sel isch nit g'fehlt, 's isch mehr as Marzipan
und Zuckererbsli. Gott im Himmel siehts,
und het us mengem arme Büebli doch
e brave Ma und Vogt und Richter gmacht,
und usem Töchterli ne bravi Frau,
wenns numme nit an Zucht und Warnig fehlt.

Noch eine Frage.

Und weisch denn selber au, du liebi Seel,
warum de dini zarte Chinde d'Freud
in so ne stachlig Bäumli *) ine henksch,
Wil's grüeni Blättli het im Winter, meinsch,
und spitzi Dörn, aß 's Büebli nit, wie's will,
die schöne Sache use höckle cha.
's wär nit gar übel gfehlt, doch weischs nit recht.
Denk wol, i sag ders, und i freu mi druf.

Lueg, liebi Seel, vom Menschelebe soll
der dornig Freudebaum en Abbild sy.
Nooch bi nenander wohne Leid und Freud,
und was der 's Lebe süeß und liebli macht,
und was no schöner in der Ferni schwebt,
de freusch di druf, doch in de Dörne hangts.

Was denksch derzue? Zuem Ersti sagi so:
Wenn Wermeth in di Freudebecher fließt
und wenn e scharfe Schmerz dur's Lebe zuckt,
verschrick nit drab, und stell di nit so fremd!
Di eigni Muetter selig, tröst sie Gott!
sie het ders Zeichen in der Chindheit ge.
Drum denk: „Es isch e Wienechtchindli-Baum,
nooch bi nenander wohne Freud und Leid."

Zum Zweite sagi das: Es wär nit guet,
wenns anderst wär. Was us de Dorne luegt,
sieht gar viel gattiger und schöner us,
und 's fürnehmst isch, me het au länger dra.

---

*) Stechpalme.

's wär iust, as wemme Zuckerbrod und Nuß,
und was am Bäumli schön und glitzrig hangt,
uf eimol in e Suppeschüßli thät,
und stellti's umme: „Iß, so lang de magsch,
„und näumis do isch!" Wärs nit Uhverstand?

Zuem Dritte sagi: Wemmen in der Welt
will Freude hasche, Vorsicht ghört derzue;
sust lengt me bald in d'Aglen und in Dörn,
und zieht e Hand voll Stich und Schrunde z'ruck.
Denn d'Freud' hangt in de Dorne. Denk mer dra,
und thue ne wenig gmach! Doch wenn de's hesch,
se loß ders schmecke! Gunn ders Gott der Her!

Gespenst an der Kanderer Straße.

's git Gspenster, sell isch us und isch verbei!
Gang nummen in der Nacht vo Chander hei,
und bring e Ruusch! De triffsch e Plätzli a,
und dört verirrsch. I setz e Büeßli dra

Vor Ziten isch nit wit vo sellem Platz
e Hüsli gsi; e Frau, e Chind, e Chatz
hen g'othmet drinn. Der Ma het vorem Zelt
si Lebe g'lo im Heltelinger Feld.

Und wo sie g'hört: „Di Ma lit unterm Sand!"
se het me gmeint, sie stoß der Chopf an d'Wand.
Doch holt sie d'Pappe no vom Füür und blost,
und gits im Chind, und seit: „Du bisch mi Trost!"

Und 's wärs au gsi. Doch schlicht e mol mi Chind
zur Thüren us, und d'Muetter sitzt und spinnt,
und meint, 's seig in der Chuchi, rüeft und goht,
und sieht no iust, wie's uffem Fueßweg stoht.

Und drüber lauft e Ma, voll Wi und Brenz,
vo Chander her ans Chind und überrent's,
und bis sie 'm helfe will, sen ischs scho hi,
und rüehrt sie nit, — e flösche Bueb ischs gsi.

Jez rüstet sie ne Grab im tiefe Wald,
und deckt ihr Chind, und seit: „I folg der bald!"
Sie setzt si nieder, hüetet's Grab und wacht,
und endli stirbt sie in der nünte Nacht.

Und so verwest der Lib in Luft und Wind.
Doch sitzt der Geist no dört, und hüetet's Chind,
und hütigs Tags, de Trunkene zum Tort,
goht Chand'rer Stroß verbei an selbem Ort.

Und schwankt vo Chander her e trunkne Ma,
se siehts der Geist si'm Gang vo witem a,
und füehrt en abwärts, seig er, wer er sei,
er loßt en um kei Pris am Grab verbei.

Er chunnt vom Weg, er trümmlet hüst und hott,
er bsinnt si: „Bini echterst, woni sott?"
Und luegt und lost, und mauet öbbe d'Chatz,
se meint er, 's chreih e Guhl an sellem Platz.

Er goht druf dar, und über Steg und Bruck
se maut sie eben all'wil witer z'ruck;
und wenn er meint, er seig iez bald dehei,
se stoht er wieder vor der Weserei.

Doch, wandle selli Stroß her nüchteri Lüt,
se seit der Geist: „Ihr thüent mi'm Büebli nit!"
Er rührt si nit, er loßt sie ordeli
passiren ihres Wegs. Verstöhntder mi?

Der Käfer.

Der Chäfer fliegt der Jilge zue,
es sitzt e schönen Engel dört!
er wirthet gwis mit Bluemesaft,
und 's chostet nit viel, hani g'hört.

Der Engel seit: „Was wär der lieb?" —
„Ne Schöpli Alte hätti gern!" —
Der Engel seit: „Sell cha nit sy,
sie hen en alle trunke fern."

„So schenk e Schöpli Neuen i!" —
„Do hesch eis!" het der Engel gseit.
Der Chäfer trinkt, und 's schmeckt em wohl,
er frogt: „Was isch mi Schuldigkeit?"

Der Engel seit: „He 's chostet nüt:
„Doch richtsch mer gern e Gfallen us,
„weisch was, se nimm das Bluememehl,
„und tragmers dört ins Nochbers Hus!"

„Er het zwor selber, was er bruucht,
„Doch freut's en, und er schickt mer au
„mengmol e Hämpfeli Bluememehl,
„mengmol e Tröpfli Morgethau."

Der Chäfer seit: „Io frili, io!
„Vergelts Gott, wenn de z'friede bisch."
Druf treit er's Mehl ins Nochbers Hus,
wo wieder so en Engel isch.

Er seit: „I chumm vom Nochber her,
„Gott grüeß di, und er schick der do
„au Bluememehl!" Der Engel seit:
„De hättsch nit chönne iuster cho."

Er ladet ab; der Engel schenkt
e Schöpli guete Neuen i.
Er seit: „Do trink eis, wenn de magsch!"
Der Chäfer seit: „Sell cha scho sy!"

Druf fliegt er zue si'm Schätzli heim,
's wohnt in der nöchste Haselhurst.
Es balgt und seit: „Wo blibsch so lang?"
Er seit: „Was chani für mi Durst?"

Jez luegt er's a, und nimmts in Arm,
er chüßts, und isch bim Schätzli froh.
Druf leit er si ins Todtebett,
Und seit zuem Schätzli: „Chumm bal no!"

Gell Sepli, 's dunkt di ordeli?
De hesch au so ne lustig Bluet.
Je, so ne Lebe, liebe Fründ,
es isch wohl für e Thierli guet.

Der Statthalter von Schopfheim.

Vetter Hans Jerg, 's dunnert, es dunneret ehnen am Rhi-Strom,
und es git e Wetter! I wott, es zög si vorüber.
's chunnt so schwarz, — nei lueget, wie's blizt, und loset, wie's windet,
wie's im Chemi tost, und der Guhl uffem Chilche-Thurm gahret!
Helfis Gott! — 's chunnt alliwiil nöcher und alliwiil stärcher.
Ziehnt doch d'Läden a, der Glast möcht' d'Auge verblende,
und iez holet 's Chrüsli und sitzet do ummen, i willich
us den alte Zite vom Statthalter näumis verzehle.
Friedli het me nem gseit, und hets e seltseme Bueb ge,
isch's der Friederli gsi in siner Jugед, das weißi!
Aber schöner as er isch ken dur's Wiesethal g'wandlet,
woner no Bure-Chnecht bim alte Statthalter gsi isch.
Chrusi Löckli het er gha und Auge wie Chole,
Backe wie Milch und Bluet und rundi chräftige Glieder.
's Meisters Vreneli het an ihm si eigeni Freud gha,
er am Vreneli au, doch isch er numme der Chnecht gsi.
Nei, wie macht's, und nei, wie schüttets! Bringetder 's Chrüsli
und e Ränftli Brod derzue? Jez sitzet und loset!
Vor fünfhundert Johren, i ha's vom Aetti erfahre,
isch e schwere Chrieg und sin Panduren im Land gsi,
Drunter ischs und drüber gange, was me cha sage,
Rich isch richer worden an Geld, an Matten und Hochmueth,
Arm isch ärmer worden und numme d'Schulde hen zueg'no.
Menge brave Ma hets nümme chönne prestiere,
het si Sach verloren und Hunger g'litten und bettlet;
Mengi hen si zsemme g'rottet zwische de Berge.
Z'letzt het no der Friede ne Pack Maroden im Land g'lo,
gföhrli Volch mit Schwerd und Büchse, listig und unheim;
's sin bitrüebti Zite gsi, Gott well is biwahre!
Sell mol het e Buur uf der Egerte nieden an Farnau

Hus und Schüre gha und Stiere, 's wärich ke Tropfe
Wasser uffene g'standen, und uf de Matte vo Farnau
bis go Huse Tensch an Tensch und Schmehlen an Schmehle
het der Uehli g'meiht, und 's Heu uf d'Egerte heimg'füehrt,
aber e wüste Ma zue dem, wie's ken me in siebe
Here=Ländere git; in Welschland isch er so worde.
Hätt em der Statthalter z'Schopfe nit's Vreneli endli zur Frau ge,
's Vreneli voll Verstand, und wie der Morge so lieblig,
's hätt's ke Magd im Hus bis Bet=Zit chönnen erlide,
und kei Chnecht hätt' zuenem dingt. Es chunnt eim e Bettler,
und me git em ke Brod, se seit me doch öbben im Friede:
„Helfich Gott!" — Er nit! „I will der 's Bettle verleide,"
het er gseit, „und gang, wils Zit isch! Flieh mi der Teufel!"
Und die arme Lüt hen's Gott befohlen, und briegget,
Jedem chunnt si Zit! So öbbe ne Wuche vor Wienecht
het der Uehli gmetzget, und het er gwurstet bis z'Obe,
het er z'Nacht si Chrüegli g'lüpft bim brotene Ribbli.
„Vreni gang in Cheller, und Vreni leng mer z'trinke!"
het er mehr als zwenzig mol mit brochener Stimm gseit.
G'sinnet hen sie 'n emol uf siebe Mos und e Schöpli.

Aber wo meinetder mög sel Zit der Friederli gsi sy?
Oebben im Fuetergang? Bi's Meisters Stieren und Rosse?
Hender gmeint, io wohl! Scho z'Fasnecht isch er im Meister
us de Hände gewütscht, sust hätt en der Statthalter ghüblet.
Het er näumis bosget, se willi 's nit verrothe;
was gohts mi denn a? Furt isch er! Ueber e Monet
het mer ke Spur meh gha, bis öbben anfangs Aprille
stoht er bi den arme Manne zwische de Berge.
Schön a Wuchs und Gsicht, und fründli gege de Lüte,
muethig wie ne Leu, doch voll verborgener Bsinnig
hen sie 'n alli gern, und sage: „Seig du der Hauptma!
„Was de seisch, das thüemer, und schickis numme, se göhmer,
„hundert füfzig Ma und siebenesiebezig Buebe!"

Und der Friedli seit: „D'Marodi wemmer verfolge.
„Wenn e riche Buur die Arme ploget und schindet,
„wemmer em der Meister zeigen, aß es en Art het,
„bis au wieder Recht und Gsetz und Ordnig im Land isch."
Helfis Gott der Her! — Jez rüeft der Hauptma sim Völchli:
„Manne, was fange mer a? J hör, der Uehli het gmetzget.
„'s wär e Site Speck wol us der Bütene zhole
„und e Dozzet Würst. Wie wärs? Doch 's Vreneli duurt mi.
„Besser ischs, es göhn e Paar, und singen ums Würstli!
„Saget, i löß en grüeßen, er solls im Friede verzehre,
„und mer vo der Sau doch au e Müesterli schicke.
„Hemmer nit menge Hirz us sine Gärte verscheuchet?
„Hemmer uf sine Matte ne Habermark=Störzli vertrette
„Oder e Bäumli gschüttelt? Jsch sine Chnechten und Buebe
„nummen au so viel gscheh? Sie hen doch g'hüetet und g'wässert
„z'Nacht um Eis, und früeih vor Tag; sie chönne nit chlage.
„Leget em's ordlig ans Herz, i wünschich gueti Verrichtig!"
Seits und 's göhn drei Bueben, und chömme mit Säcke zuem Uehli.
„Guten Obe!" — „Dunderschieß! was hender, was wender?" —
„He, mer chömme do abe vom Sattel=Hof. Zeiget, wie sinder!
„So het üse Meister gseit, so sagemer wieder."
Schlimmer Wis isch, wo sie cho sin, 's Vreneli näumi
dusse gsi, doch d'Chnecht sin uffem Ofe=Bank glege,
und der Uehli, voll Wi, git grobi Reden und Antwort.
„Saget euerm Meister, — (es isch mit Ehre nit z'melde),
„Meister hi und Meister her, und wer isch der Meister?
„'s lauft so Waar iez gnueg im Land, wo bettlen und stehle,
„Schere=Schlifer, Hafe=Binder, alti Soldate,
„Säge=Fiiler, Zeinemacher, anderi Strolche.
„Wemmen alle wott ge, me müeßt no mittene laufe.
„Packetich, iez isch's hochi Zit!" — „He io der Gottswille!
„Nummene Hämpfeli Mehl, und nummen au so ne Würstli!" —
„Wart du Siebe=Chetzer, e Ribbe=Stückli wird guet sy!
„Jobbi, gang an d' Stud, und leng mer der Fareschwanz abe!

„Wenderich packe iez gli, i frog, ihr luftige Strolche!" —
Jo, sie hen si packt, doch hinterne schliche vom Ofe
d'Chnecht zur Thüren us, und suche 's Vreneli dusse.
„Meisterne, iez ischs gfehlt, iez Meisterne helfet und rothet!
„Das und das isch gscheh, sie hen's nit an is verdienet.
„Hemmer 's Wasser g'chert, und hemmer de Hirze g'hütet
„z'Nacht um Eis, und früeih vor Tag, mer chönne nit chlage,
„kunterert, sie hennis ghulfe, gell aber, Jobbi?
„Aber chömmemer wieder, se werde sie anderster rede."
's Vreneli lost und lost, es macht bidenklichi Mine;
's Vreneli bindet d' Chappen, und schüttlet 's Mailänder Halstuech,
's Vreneli chnüpft am Fürtuech=Bendel. — „Sepli, spann's Roß a,
„und e Welle Strau, hesch ghört, und loß mer der Meister
„nüt eninne werden, und gang ein d'Farnauer Stroß uf,
„lueg, öb Alles sicher isch, und niene ke Volch stoht!"
Sieder chömme d' Buebe mit leere Säcke zuem Friedli.
Tausig Sapermost, wie sin em d' Flammen ins Gsicht cho!
Wo ner sie frogt: „Was hender?" und wo sie 'm dütliche Bricht gen:
„Nüt, und wüssetder was? Göhnt ihr enandermol selber!
„'s isch em Uehli z'heiß, der sollet cho, go nem blose!" —
„'s isch e Wort, i gang!" seit iez der Hauptma und funklet,
„'s soll ihn nit lange brenne, 's isch chüel im Farnauer Chilchhof!
„Uehli, du hesch 's letzt im Räf, sel chani der sage!"
Seits, und pfift in Wald, und gschwinder as me ne Hand chert,
pfifts vo Wald zue Wald an allen Enden und Orte,
und es lauft derher von allen Orten und Ende.
„Allo frisch, bergab! Der Egerten=Uehli het gmetzget,
„'s goht in eim iez hi, mer metzge hinecht der Uehli!
„'s duuret mi frili si Frau, 's wird uding ab is verschrecke."
Iez chunnts schwarz bergab, wohl über Studen und Hecke,
nebe Reibbech aben ins Tanners Wald, und vo dörtweg
rechts und links ins Farnauer Holz, was gischmer, was hesch mer!
D' Wälder fahre mit Schlitte voll Spöh' der Wiese no abe,
sehns und huure nieder am Steine=Brückli und bette:

„Alli guete Geister!" und „Heilige Muetter Gottis!"
Aber wo der Hauptma bi Farnau usen an Wald chunnt,
düsslet er: „Buebe z'ruck! I hör e Wägeli fahre!
„'s chönnt d' Faktorene sy, sie isch die Nemtig go Basel,
„und der müent si nit verschrecke, lönt mi ellei goh!"
Seits, und wiener chunnt, wütschts übers Wägeli abe,
und goht uffen dar, und lueget em fründlig in d' Auge.
„Friedli, bischs?" — „I meins emol!" — „Se bis mer Gottwilche
„unterm freie Himmel und unter de liebe Sterne!
„Gell, i darf di duze? Was wirsch doch nummen au denkt ha
„ob mim trutzige Ma und sine trutzige Rede.
„Lueg, i cha nit derfür, wo's z'spot isch, seit mers der Sepli
„dussen am Wasserstei. Es wär sust anderster gange.
„O, de glaubsch nit, wieni g'stroft bi. Besseri Zite
„hani g'lebt ins Vaters Hus. Jez sin sie vorüber.
„Chumm, do bringi der näumis, e Säckli voll dürri Chriesi,
„schöni Gumpist-Aepfel, und au e Bizzeli Geis-Chäs,
„do ne Säckli Haber-Mehl und do no ne par Würstli,
„und e Logel voll Wi, gib achtig, aß es nit gäutschet,
„'s isch kei Bunte druf, und au ne Rölleli Tubak.
„Chumm e wenig absits, bis do die Wälder vorbi sin,
„und bis ordli, hesch g'hört, und nimm di Gwissen in Obacht."
Aber der Friedli schwört: „Bi Gott, der Uehli mueß sterbe!
„'s isch nit Gnad!" — Doch 's Vreneli seit: „Jez los mer e Wörtli:
„Gschwore hesch, und io, wenns Zit isch, sterbe mer alli,
„und der Uehli au, doch loß du lebe, was Gott will,
„und denk an di selber und an di chünftige Zite.
„So blibsch nit wie de bisch, und so ne Lebe verleidet.
„Bisch nit im Land deheim, und hesch nit Vater und Muetter?
„Oebbe möchtsch au heim, den erbsch en ordeli Güetli
„in der Langenau, und gfallt der e Meidli, de hättschs gern,
„ischs bim Aetti nit Nei, do chasch no Stabhalter werde.
„Nimm, wie müeßts der werden, an so ne Missethat z'denke,

„und mi 's Here Stab mit bluetige Hände z'regiere!
„Halts im Uehli z'guet! Si Grobheit nimm für en Ehr uf,
„'s isch zwor keine gsi, doch denk au, aß er mi Ma isch!
„Schlachts nit z'Schopfen Oelfi! 's isch Zit, se sag mer, witt
folge?"
Aber der Friderli stoht, er stoht in schwere Gidanke,
und het d'Auge voll Wasser, und möcht gern schwetzen, und cha nit.
Endli bricht em's Herz. „Nu io denn, wenn d' mer e Schmutz gisch!
„Bhüetdi Gott der Her, und io, i will mi bikehre.
„Buebe, iez packet uf, mer wen im Friede verlieb neh!
„Göhnt e Paar uf d' Möhr und schießet näumen e Hirzli!"
Seits, und goht in Wald, und lueget an Himmel und briegget,
bis si d'Sternen ins Morge=Liecht tunken und drinn verlösche.
Endli goht er au, doch luege mengmol enander
d'Mannen a, und sage: „Was fehlt doch echterst im Hauptma?"
Aber 's Statthalters Tochter lit iez bim Uehli und stoßt en:
„Schnarchle mer doch nit so! Me cha io nit nebe der schlofe!"
Und der Uehli zuckt und streckt si: „Vreni, wie isch mer?" —
„He, wie wird's der sy?" — „I ha ne bluetige Traum gha.
„Vreni, 's goht nit guet, i ha mi selber seh metzge.
„Hen sie mi nit verstochen, und in der Büttene brüeihet,
„mittem Messer gschabt? De glaubsch nit, wie's mer so weh thuet!"
Aber 's Vreneli seit: „He, 's macht nüt. Chunnt der nit mengmol
öbbis für? Jez isch es d'Sau, drum hesch di seh metzge."
Aber 's Uehli's Schlof isch us und schweri Gidanke
chämpfe bis an Tag mit sine zerrüttete Sinne,
bis er 's Chaffi trinkt, bis 's Vreneli Suppen ischnidet,
bis en alte Ma verzagt zur Stube=Thür itritt:
„Chümmi, Reckholder=Beri! Will Nieme nüt chrome do inne?" —
„Nei, der löset nüt!" — „Drum ischs mer au nit ums Löse!
„Chönnti, Meister Uehli, mit euch e wengeli rede?
„Isch das eui Frau, se mag sie's hören, es schadt nüt.
„Nechte fahri selb feuft mit Waar der Wiese no abe,
„i, mi Rößli, mi Bueb, und 's Richterli's Rößli und Matthis.

„Womer an Farnau chömme, se stohts voll Mannen und Buebe
„links im Wald, und an der Stroß e luftige Kerli.
„'s stoht e Wibsbild binem, es mag e suferi gsi sy,
„wenni's unter Hundert sieh, se willi's erchenne,
„het der Mond nit gschienen, und hani d'Auge nit bimer?
„So viel hani ghört: 's isch gfluecht, der Uehli mueß sterbe!
„Woni neben abe gang, se seit ers zuem Wibsbild.
„Witers weiß i nüt, und witers chani nüt sage;
„Warten isch nit guet, me lost, und wandlet si's Wegs furt.
„Bhüetich Gott, i gang, und thüent iez selber, was guet isch. —
Wie het 's Vreneli glost! Doch bhaltet's verständigi Bsinnig.
„Hesch en denn nit gmerkt, es isch em nummen um Brenz gsi?
Aber 's Uehlis G'hör isch weg, er lit in der Ohmacht,
d'Auge stöhn verchehrt, me sieht fast nüt meh vom Schwarze,
d'Zungen isch em glähmt, sie lueget vor usen, und chölschblau
isch er bis an Hals. Me holt der Meister vo Hage,
holt vo Zell der Doktor-Friedli, 's isch em nit z'helfe.
Friedli, du hesch d'Wohret gseit, der Uehli mueß sterbe.
Vormittag ischs so, und Nomittag ischs anderst.
Schwetze lehrt er nümmen, und siechet ebe so ane,
bis am dritte Tag; uf ei mol schnappt er, und endet;
und am Zistig d'ruf, se singt's haupthöchlige: „Mitten
wir im Leben sind" — d'Stroß uf zum Farnauer Chilch-Hof.
Furt treit hen sie en, sell isch gwiß, doch heißt es, en Andre
heig en gholt, und 's gang zue Ziten e bluetige Eber.
Göhntder z'Nacht vom Bergwerch heim, und hentder uf d'Site
gladen, und der sehnt en Eber mit bluetige Wunde,
göhnt em still usweg. Es isch der Egerten-Uehli.
Sehnt der nüt, sen isch ers nit. I ha nen no nie gseh.

Aber wer wird iez mit Zuespruch 's Vreneli tröste?
Groß isch 's Leid iust nit, und siebe Woche no Pfingste
rüeft me 's wieder us. Mit wem? Der werdet nit froge.
Grüseli het der Vater gmacht, und gschworen: „I lid's nit!

„So ne vertlaufene Burst mit miner liibliche Tochter,
„Mit mi'm Fleisch und Bluet? I führ di selber ins Zuchthus."
Aber was ischs gsi? — Es isch die einzige Tochter,
und isch Frau für ihns, und mag er rothen und warne,
muß ers ebe lo gscheh, — doch hets em nümmen ins Hus dörft,
hets au nümme bitrette, bis no Micheli si Vater
z'Wil dur d'Wiese ritet, er het e Wage voll Wi chauft.
Groß isch's Wasser gsi, und finster, wo sie derdur sin,
und chunnt usem Weg, und 's tribt en aben und abe
bis er abem Choli fallt und nümmen ans G'stad chunnt.
An der Schore-Bruck dört hen sie 'n mornderigs gfunde.

Aber iez zieht üser Paar im Friede go Schopfe
und nimmt B'sitz vo Hus und Guet; der Friedli wird Burger,
füehrt si ordelig uf, er cha guet lesen und schribe, —
Helfis Gott! — und stigt nootno zu Würden und Ehre.
Wer wird Chilche-Lueger, und wer wird Weibel, und wer stoht
bald am Rothhus-Fenster und lächlet güetig, wenn öbbe
mittem Huet in der Hand e Langenauer verbei goht?
Isch's nit mi Her Frieder mit siner lockige Stirne? —
Nei, wie machts, und nei, wie schüttets, loset doch numme,
fangt's nit vornen a? — Z'letzt sage d'Burger: „Der Hügli
„cha io nit Gschriebes lese, wie chaner denn Statthalter blibe?
„'s wär für Ihn, Her Frieder, und Er mueß d'Burger regiere.
„Er isch e brave Ma, in alle Stücke biwandert,
„und si Frau, Statthalters Bluet, mit Tugend bihaftet,
„isch die gueti Stund, und gscheit, no gscheiter als Er schier.
„Sager nit lang Nei, 's nuzt nüt, mer lön is nit b'richte."
„Nu, se sagt Io, 's regiere chunnt mi nit suur a."
Dreimol chlöpft der Hurlibaus — nei loset wie's schüttet,
lueget, wie's dur d'Chlimse blitzt! — Im Pflueg und im Engel
hen sie tanzt bis tief in d'Nacht, und gessen und trunke.
Wohr ischs, e brävere Ma hätt d'Stadt nit chönnen erchise,
und im Vreneli gunni 's au. In d' Schopfemer Chilche

het er en Orgle gschafft, vor sine Ziten isch nüt gsi
(z'Huse stoht sie no); d'Marodi het er vertriebe,
und uf d' Burger Obsicht treit, und g'rothen und g'warnet.
Aber si Frau und er, sie hen in Frieden und Liebi
mit enander g'lebt, und Guts an Armen erwiese,
io, und 's isch em e Muetter zue siebe Chindere worde.
Helfis Gott! — und 's stammt von ihnen im Schopfemer Chilchspiel
mengi Famili her, und blüeiht in Richthum und Ehre.
Helfis Gott, und b'hüetis Gott! Ins Here Gotts Name!
das het gchlöpft, und das het gmacht, 's isch weger e Schlag gsi!
Mengi Famili, se sagi — die wenigste wüsse's meh selber.
Wer sie sin, und wie sie heiße, das willi iez sage.
Zwor isch 's Chrüegli leer — nei loset, was git's uf der Gaß duß?
Vetter Hans Jerg, 's stürmt! Fürio! 's lauft Alles der Drau zue.

Der Schreinergesell.

Mi Hamberch hätti g'lehrt, so so, la la,
do stoht mer 's Trinke gar viel besser a,
as 's Schaffe, sel bikenni frei und frank,
der Rucke bricht me schier am Hobelbank.

Drum het mer d'Muetter mengmol prophezeit:
„Du chunnsch ke Meister über wit und breit!"
Z'letzt hani's selber glaubt, und denkt: Ischs so,
wie wirds mer echterst in der Fremdi go?

Wie ischs mer gange? Numme z'guet! I ha
in wenig Wuche siebe Meister gha.
O Müetterli, wie falsch hesch prophezeit:
I chömm kei Meister über, hesch mer gseit.

Hans und Verene.

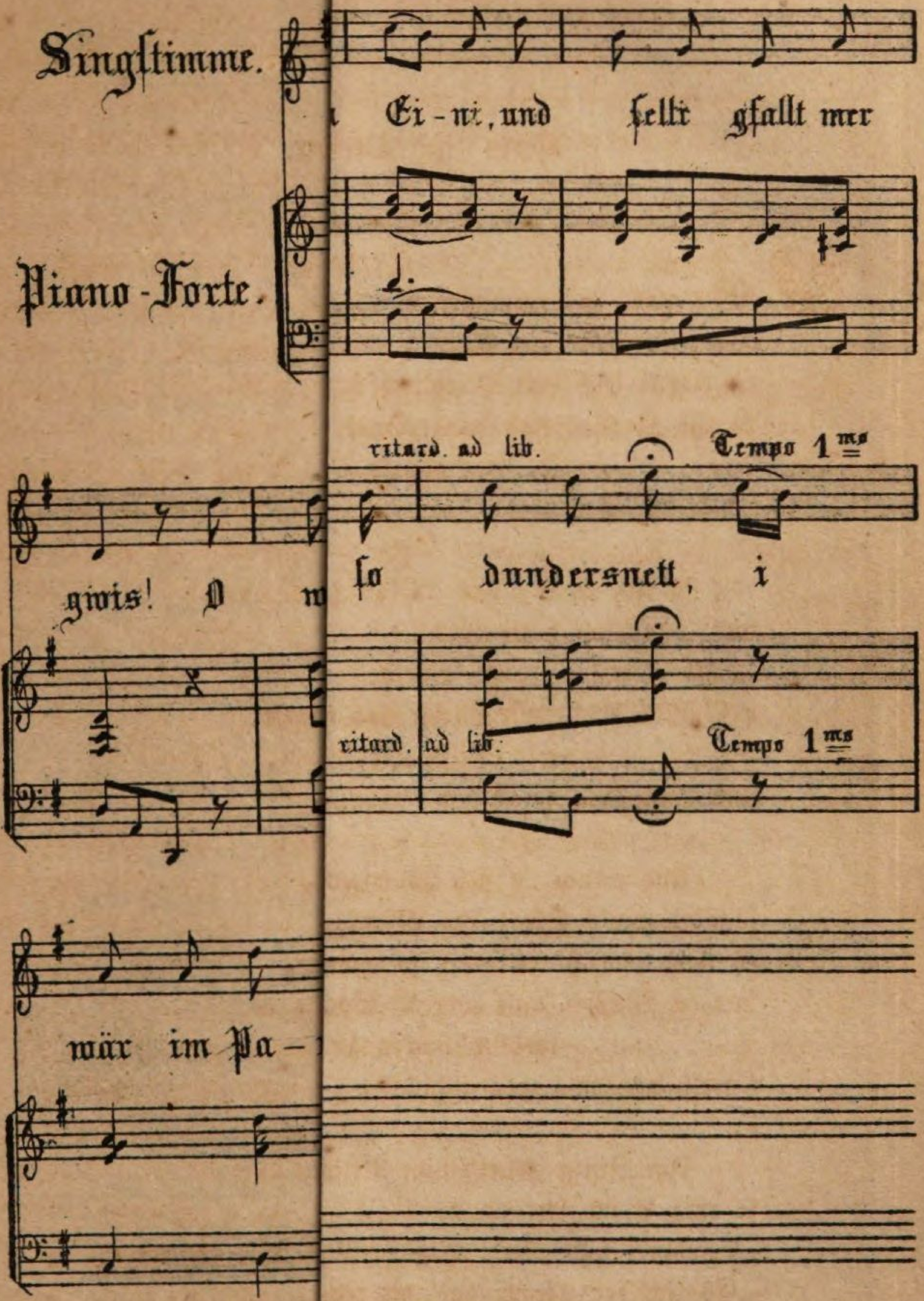
(Mit einer Melodie.)

Es gfallt mer nummen eini,
und selli gfallt mer gwis!
O wenni doch das Meidli hätt,
es isch so flink und dundersnett,
so dundersnett,
i wär im Paradies!

's isch wohr, das Meidli gfallt mer,
und 's Meidli hätti gern!
's het alliwil e frohe Mueth,
e Gsichtli hets, wie Milch und Bluet,
wie Milch und Bluet,
und Auge wie ne Stern.

Und wenni 's sieh vo witem,
se stigt mer's Bluet ins Gsicht;
es wird mer übers Herz so chnapp,
und 's Wasser lauft mer d' Backen ab,
wohl d'Backen ab,
i weiß nit, wie mer gschicht.

Am Zistig früeih bim Brunne
se redt 's mi frei no a:
„Chumm, lüpf mer, Hans! Was fehlt der echt?
„Es isch der näume gar nit recht,
nei gar nit recht!"
I denk mi Lebtig dra.


Singstimme.
Piano-Forte.
Ei-ni, und selbt gfallt mer
ritard. ad lib.
Tempo 1mo
giwis! O w
so dundersnett, i
ritard. ad lib.
Tempo 1mo
wär im Pa-

I ha 's em solle sage,
Und hätti 's numme gseit!
Und wenni numme richer wär,
und wär mer nit mi Herz so schwer,
mi Herz so schwer,
s gäb wieder Glegeheit.

Und uf und furt, iez gangi,
's wird iäten im Salat
und sag em's, wenni näume cha,
und luegt es mi nit fründli a,
nit fründli a,
so bini morn Soldat.

En arme Kerli bini,
arm bini, sell isch wohr.
Doch hani no nüt Unrechts tho,
und sufer gwachse wäri io,
das wäri io,
mit sellem hätts ke G'fohr.

Was wisplet in de Hürste,
was rüehrt si echterst dört?
Es visperlet, es ruuscht im Laub.
O bhüetis Gott der Her, i glaub,
i glaub, i glaub,
es het mi Näumer ghört.

„Do bini io, do hesch mi,
„und wenn de mi denn witt!
Ich ha's scho siderm Spöthlig gmerkt;
„am Zistig hesch mi völlig bstärkt.
io, völlig bstärkt.
„Und worum seischs denn nit?

„Und bisch nit rich an Gülde,
„und bisch nit rich an Gold,
„en ehrli G'müeth isch über Geld,
„und schaffe chasch in Hus und Feld,
in Hus und Feld,
„und lueg, i bi der hold!"

O Vreneli, was seisch mer,
o Vreneli, ischs so?
De hesch mi usem Fegfüür g'holt,
und länger hätti 's nümme tolt,
nei nümme tolt.
Jo, frili willi, jo!

Der Winter.

Isch echt do obe Bauwele feil?
Sie schütten eim e redli Theil
in d'Gärten aben und ufs Hus;
es schneit doch au, es isch e Gruus;
und 's hangt no menge Wage voll
am Himmel abe, merki wohl.

Und wo ne Ma vo witem lauft,
se het er vo der Bauwele gchauft;
er treit sie uf der Achsle no,
und uffem Huet, und lauft dervo.
Was laufsch denn so, du närsche Ma?
De wirsch sie doch nit gstohle ha?

Und Gärten ab, und Gärten uf,
hen alli Scheie Chäpli uf,
Si stöhn wie großi Here do;
sie meine, 's heigs sust Niemes so.
Der Nußbaum het doch au si Sach,
und 's Here Hus und 's Chilche-Dach.

Und wo me luegt, isch Schnee und Schnee,
me sieht ke Stroß und Fueß-Weg meh.
Meng Some-Chörnli, chlei und zart,
lit unterm Bode wohl verwahrt,
und schnei's, so lang es schneie mag,
es wartet uf si Ostertag.

Meng Summer-Vögli schöner Art
lit unterm Bode wohl verwahrt;
es het kei Chummer und kei Chlag,
und wartet uf si Ostertag;
und gangs au lang, er chunt emol,
und sieder schlofts, und 's isch em wohl.

Doch wenn im Früehlig 's Schwälmli singt,
und d'Sunne-Wärmi abedringt,
Potz tausig, wacht's in jedem Grab,
Und streift sie Todte-Hemdli ab.
Wo nummen au ne Löchli isch,
schlieft 's Leben use iung und frisch. —

Do fliegt e hungrig Spätzli her!
e Brösli Brod wär si Begehr.
Es luegt ein so erbärmli a;
's hei sieder nechte nüt mehr gha.
Gell Bürstli, sell isch andri Zit,
wenn 's Chorn in alle Fure lit?

Do hesch! Loß andern au dervo!
Bisch hungerig, chasch wieder cho! —
's mueß wohr sy, wie 's e Spüchli git:
„Sie seihe nit, und ernde nit;
„sie hen kei Pflueg und hen kei Joch,
„und Gott im Himmel nährt sie doch.

Das Habermuß.

's Haber-Mueß wär ferig, se chömmet ihr Chinder und esset!
Betet: Aller Augen — und gent mer ordeli Achtig.
aß nit eim am rueßige Tüpfi 's Ermeli schwarz wird.

Esset denn, und segnichs Gott, und wachset und trüeihet!
D'Haber-Chörnli het der Aetti zwische de Fure
gseiht mit flißiger Hand und abeg'eget im Früeih-Johr.
Aß es gwachsen isch und zitig worde, für sel cha
euen Aetti nüt, sel thuet der Vater im Himmel.
Denket numme Chinder, es schloft im mehlige Chörnli
chlei und zart e Chiimli, das Chiimli thuetich ke Schnüfli,
nei, es schloft und seit kei Wort, und ißt nit und trinkt nit,
bis es in de Fure lit, im luckere Bode.
Aber in de Furen und in der füechtige Wärmi
wacht es heimli uf us sim verschwiegene Schlöfli,
streckt die zarte Gliedli, und suget am saftige Chörnli,
wie ne Muetter-Chind, 's isch Alles, aß es nit briegget.
Siederie wirds größer, und heimli schöner und stärcher,
und schlieft us de Windlen, es streckt e Würzeli abe,
tiefer aben in Grund, und sucht si Nahrig und find't sie.
Jo und 's stichts der Wundervitz, 's möcht nummen au wisse,
wie 's denn witer oben isch. Gar heimlig und furchtsem

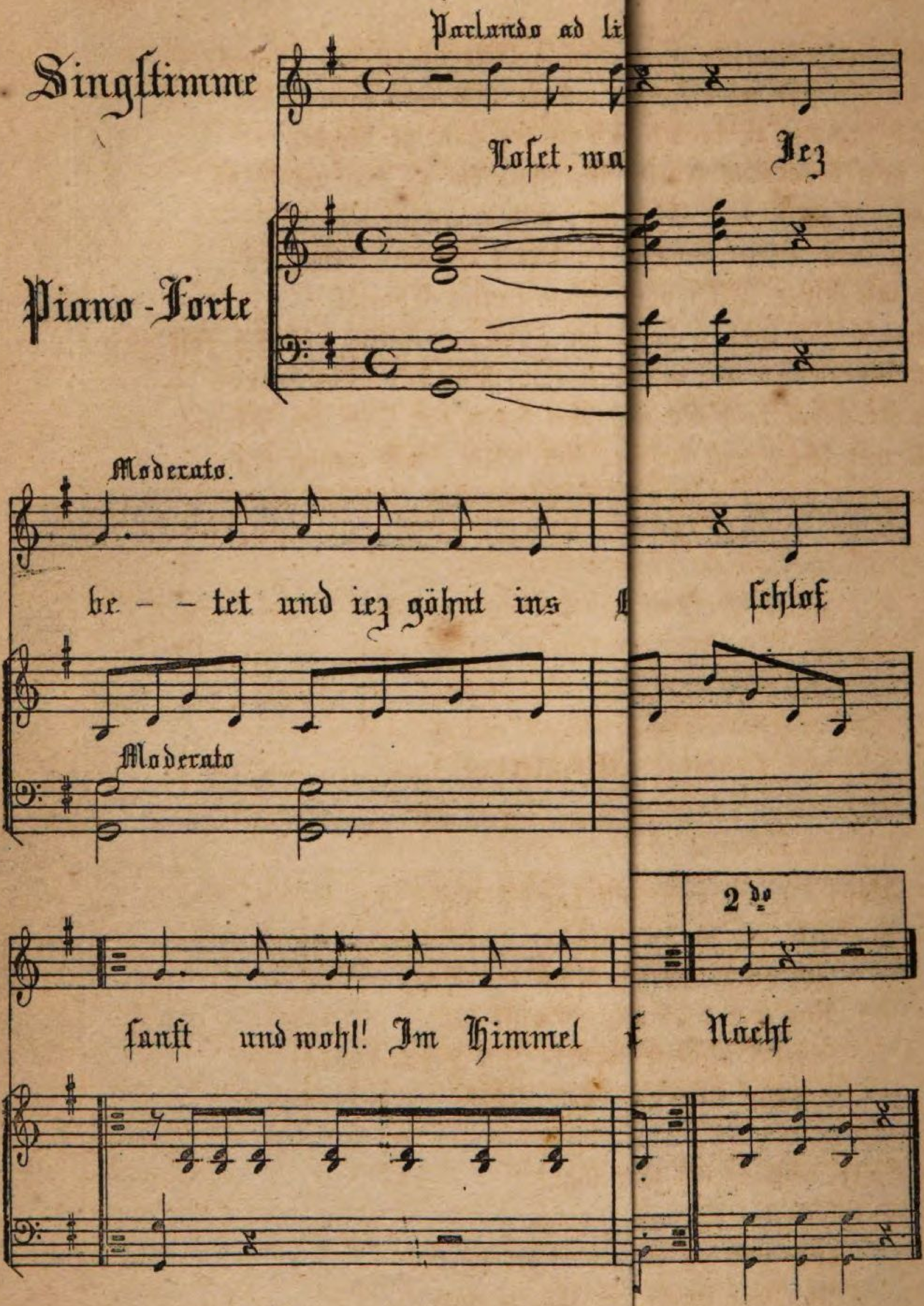
güggelet's zum Boden us, — Potz tausig, wie gfallts em!
Uise lieber Hergott, er schickt en Engeli abe:
„Bringem e Tröpfli Thau, und sag em fründli Gottwilche!"
Und es trinkt, und 's schmecktem wohl, und 's streckt si gar sölli.
Sieder strehlt si d'Sunnen, und wenn sie gwäschen und gstrehlt isch,
chunnt sie mit der Strickete füre hinter de Berge,
wandlet ihre Weg hoch an der himmlische Land=Stroß,
strickt und lueget aben, as wie ne fründligi Muetter
no de Chindlene luegt. Sie lächlet gegenem Chiimli,
und es thuet em wohl, bis tief ins Würzeli abe.
„So ne tolli Frau, und doch so güetig und fründli!"
Aber was sie strickt? He, Gwülch us himmlische Düfte!
's tröpflet scho, ne Sprützerli chunnt, druf regnets gar sölli.
's Chiimli trinkt bis gnueg; druf weiht e Lüftli und trochnet's,
und es seit: „Jez gangi nümmen untere Bode,
um ke Pris! Do blibi, geb, was no us mer will werde!"

Esset, Chindli, gsegn' es Gott! und wachset und trüeihet!
's wartet herbi Zit ufs Chiimli. Wulken an Wulke
stöhn am Himmel Tag und Nacht, und d'Sunne verbirgt si.
Uf de Berge schneits, und witer niede hurniglet's.
Schocheli schoch, wie schnatteret iez und briegget mi Chiimli,
und der Boden isch zue, und 's het gar chündigi Nahrig.
„Isch denn d'Sunne gstorbe, seit es, aß sie nit cho will?
„oder förcht sie au, es frier sie? Wäri doch bliebe,
„woni gsi bi, still und chlei im mehlige Chörnli,
„und deheim im Boden und in der füechtigi Wärmi."
Lueget, Chinder, so gohts! Der werdet au no so sage,
wenn der use chömmet, und unter fremde Lüte
schaffe müent und reble, und Brod und Plunder verdiene:
„Wäri doch deheim bi'm Müetterli, hinterem Ofe."
Tröstich Gott! 's nimmt au en End, und öbbe wirds besser,
wie's im Chiimli gangen isch. Am heitere Mai=Tag
weihts so lau, und d'Sunne stigt so chräftig vom Berg uf,

und sie luegt, was 's Chiimli macht, und git em e Schmützli,
und iez isch em wohl, und 's weiß nit z'blibe vor Freude.

Nootno prange d'Matte mit Gras und farbige Blueme;
nootno duftet 's Chriesi-Bluest, und grüenet der Pflum-Baum;
nootno wird der Rogge buschig, Weizen und Gerste,
und mi Häberli seit: „Do blibi au nit dehinte!"
Nei, es spreitet d'Blättli us, wer het em si gwobe?
und iez schießt der Halm, — wer tribt in Röhren an Röhre
's Wasser us de Wurzle bis in die saftige Spitze?
Endli schlieft en Aehri us, und schwankt in de Lüfte —
Sagmer au ne Mensch, wer het an sidene Fäde
do ne Chnöspli ghenkt und dört mit chünstlige Hände?
d'Engeli, wer denn sust? Sie wandle zwische de Furen
uf und ab vo Halm zue Halm, und schaffe gar sölli.
Jez hangt Bluest an Bluest am zarte schwankigen Aehri,
und mi Haber stoht, as wie ne Brüütli im Chilch-Stuehl.
Jez sin zarti Chörnli drin, und wachsen im Stille,
und mi Haber merkt afange, was es will werde.
D'Chäferli chömme und d'Fliege, sie chömme z'Stubete zue'nem,
luege, was er macht, und singen: Eie Popeie!
Und 's Schi-Würmli chunnt, Potz tausig mittem Laternli,
z'Nacht um Nüni z'Liecht, wenn d'Fliegen und d'Chäferli schlofe.

Esset, Chinder, segn' es Gott, und wachset und trüeihet!
Sieder het me gheuet, und Chriesi gunne no Pfingste;
sieder het me Pflümli gunne hinterem Garte;
sieder hen sie Rogge gschnitte, Weizen und Gerste,
und die arme Chinder hen barfis zwischen de Stupfle
gfalleni Aehri glesen, und 's Müüsli hetene ghulfe.
Druf het au der Haber bleicht. Voll mehligi Chörner
het er gschwankt und gseit: „Jez ischs mer afange verleidet,
„und i merk, mi Zit isch us, was thueni ellei do,
„zwische de Stupfel-Rüeben, und zwische de Grumbiere-Stude?


Parlando ad li
Singstimme
Loset, wa
Jez
Piano-Forte
Moderato.
be - - tet und iez göhnt ins
schlof
Moderato
2do
sanft und wohl! Im Himmel
Nacht

Druf isch d'Muetter usen und 's Eserfinli und 's Plunni,
's het ein scho an d'Finger gfrore z'Morgen und z'Obe.
Endli hemmer en brocht und in der staubige Schüre
hei sie'n dröscht vo früeih um Zwei bis z'Oben um Vieri.
Druf isch's Müllers Esel cho, und hetten in d'Mühli
g'holt, und wieder brocht, in chleini Chörnli vermahle;
und mit feister Milch vom junge fleckige Chüeihli
hetten 's Müetterli g'chocht im Tüpfi, — Geltet, 's isch guet gsi?
Wüschet d'Löffel ab, und bett eis: Danket dem Heren —
und iez göhnt in d'Schuel, dört hangt der Oser am Simse!
Fall mer keis, gent Achtig, und lehret, was menich ufgit!
Wenn der wieder chömmet, se chömmetder Zibbertli über.

Wächterruf.

(Mit einer Melodie.)

Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Zehni gschlage.
  Jez betet und iez göhnt ins Bett,
  Und wer e rüeihig G'wisse het,
  schlof sanft und wohl! Im Himmel wacht
  e heiter Aug die ganzi Nacht.

Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Oelfi gschlage.
  Und wer no an der Arbet schwitzt,
  Und wer no bi der Charte sitzt,
  dem bieti iez zuem letztemol, —
  's isch hochi Zit — und schlofet wohl!

Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Zwölfi gschlage.
Und wo no in der Mitternacht
e Gmüeth in Schmerz und Chummer wacht,
se geb der Gott e rüeihige Stund,
und mach di wieder froh und gsund!

Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Eis gschlage.
Und wo mit Satans G'heiß und Roth
e Dieb uf dunkle Pfade goht,
— i wills nit hoffen, aber gschiehts —
gang heim! Der himmlisch Richter sieht's.

Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Zwei gschlage.
Und wem scho wieder, eb's no tagt,
Die schweri Sorg am Herzen nagt,
Du arme Tropf, di Schlof isch hi!
Gott sorgt! Es wär nit nöthig gsi.

Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Drü gschlage.
Die Morgestund am Himmel schwebt,
und wer im Friede der Tag erlebt,
dank Gott, und faß e frohe Mueth,
und gang ans G'schäft, und — halt di guet!

Der Bettler.

En alte Ma, en arme Ma,
er sprichtich um e Wohlthat a.
e Stückli Brod ab euem Tisch,
wenns eue guete Willen isch!
He io, dur Gottes Wille!

Im Sturm und Wetter, arm und bloß,
gibore bini uf der Stroß,
und uf der Stroß in Sturm und Wind
erzogen, arm, e Bettelchind.
Druf woni chräftig worde bi,
und d'Eltere sin gstorbe gsi,
se hani denkt: Soldate-Tod
isch besser, weder Bettelbrod.
I ha in schwarzer Wetternacht
Vor Laudons Zelt und Fahne gwacht,
i bi bim Paschal Paoli
in Corsika Draguner gsi,
und gfochte hani, wie ne Ma,
und Bluet an Gurt und Säbel gha.
I bi vor menger Batterie,
I bi in zwenzig Schlachte gsi,
und ha mit Treu und Tapferkeit
dur Schwerd und Chugle 's Lebe treit.
Z'letzt hen si mi mit lahmem Arm
ins Elend gschickt. Daß Gott erbarm!
He io, dur Gottes Wille!

„Chumm, arme Ma!
I gunn der's wienis selber ha.
Und helf der Gott us diner Noth,
Und tröst' di, bis es besser goht."

Vergelts der Her, und dankder Gott,
du zarten Engel, wiiß und roth,
und geb der Gott e brave Ma! —
Was luegsch mi so biwegli a?
Hesch öbben au e Schatz im Zelt,
mit Schwerd und Roß im wite Feld?
Biwahr di Gott vor Weh und Leid,
und geb dim Schatz e sicher Gleit,
und bring der bald e gsunde Ma!
's goht ziemli scharf vor Mantua.
's cha sy, i chönnt der Meldig ge. —
Was luegsch mi a, und wirsch wie Schnee?
Denkwol i henk mi Bettelgwand,
mi falsche graue Bart an d'Wand?
Jez b'schau mi recht, und chensch mi no?
Geb Gott, i seig Gottwilche do!

„Her Jesis, der Friedli, mi Friedli isch do?
Gottwilche, Gottwilche, wohl chenni di no!
Wohl het mi bigleitet di lieblige Gestalt,
uf duftige Matten, im schattige Wald.
Wohl het di bigleitet mi b'chümmeret Herz
dur Schwerder und Chugle mit Hoffnig und Schmerz,
und briegget und betet. Gott het mer willfahrt,
und het mer mi Friedli und het mer en gspart.
Wie chlopfts mer im Buese, wie bini so froh!
O Muetter, chumm weidli, mi Friedli isch do!"

Der Storch.

(Nach dem Frieden.)

Willkumm, Her Storch! bisch au scho do,
und schmecksch im Weiher d'Frösche scho?
Und meinsch, der Winter heig si Sach,
und 's besser Wetter chömm alsgmach?

He io, der Schnee gieng überal;
me meint, es werd scho grüen im Thal.
Der Himmel isch so rein und blau,
und 's weiht ein a so mild und lau.

Nei loset, wiener welsche cha!
Verstoht men au ne Wörtli dra?
Drum chunnt er über Strom und Meer,
us wite fremde Ländere her.

Was bringsch denn Neu's us Afrika?
Sie hen g'wis au so Umständ gha,
und d'Büchse gspannt und d'Säbel g'wetzt,
und Freiheits-Bäum vor d'Chilche gesetzt?

De hesch so rothi Strümpfli a.
Isch öbbe Bluet vom Schlachtfeld dra?
Wo hesch die schwarze Fegge g'no?
Bisch öbbe z'nooch an d'Flamme cho?

Um das hättsch über Land und Meer
nit reise dörfe hi und her
vom Rhi'-Strom bis in Afrika;
De hättschs io in der Nööchi gha.

Mer wüsse leider au dervo,
und mengi Wunde bluetet no,
und 's druckt no menge Chummer schwer,
und menge schöne Trog isch leer.

Und witer an den Alpe hi,
ischs, Gott erbarms, no ärger gsi,
und Weh und Ach het usem Wald
und us de Berge wiederhallt.

Ans Wilhelm Telle Freiheits-Huet
hangt menge Tropfe Schwizerbluet.
Wie hets nit ummen blitzt und g'chracht,
und dundret in der Wetter-Nacht!

Doch öbben in der Wetter-Nacht
het Gottis Engel au no g'wacht.
„Jo frili," seit er, „Chlip und Chlap!"
und schwenkt der Schnabel uf und ab.

Gang, Muetter, und heiß 's Büebli cho!
Lueg, Chind, di Storch isch wieder do!
Sag: Grüeß di Gott! Was bringsch mer mit?
J glaub, bim Bluest, er chennt di nit.

's machts, weil d' so groß und sufer bisch,
und 's Löckli chrüser worden isch.
Fern hesch no so ne Jüppli gha,
iez hesch scho gstreifti Hösli a.

Er pepperet noch alliwil,
und 's schint, er wiß no sölli viel.
Es goht em au, wie mengem Ma,
Er het si Gfalle selber dra.

's isch gnueg, Her Storch! Mer wüsse's scho,
und was de seisch, mer glaube's io!
Es freut di au, aß 's Dorf no stoht,
und alles gsund isch — Dank der Gott!

He io, 's mag wieder ziemli go,
und 's Feld-Piket isch nümme do;
wo Lager gsi sin Zelt an Zelt,
goht iez der Pflueg im Ackerfeld.

Und de, wo d'Storche heißet cho,
und d'Rabe nährt, isch au no do,
Er schafft den Arme Brod ins Hus,
und heilt die alte Presten us.

Und wo me luegt und luege cha,
se lächlet ein der Frieden a,
wie Morgeliecht, wenn d'Nacht vergoht,
und d'Sunne hinter de Tanne stoht.

Gang, lueg e wenig d'Gegnig a!
I glaub, de wirsch e Gfalle ha.
Mi Matten isch der wohl bikannt,
am Brunnen abe linker Hand.

Und trifsch am Bach e Fröschli a,
sen ischs der gunnt. Verstick nit dra!
Und, was i bitt, loß d'Imme goh!
Mi Große seit, sie fliege scho.

Sonntagsfrühe.

Der Samstig het zum Sunntig gseit:
„Jez hani alli schlofe gleit;
„sie sin vom Schaffe her und hi
„gar sölli müed und schlöfrig gsi,
„und 's goht mer schier gar selber so,
„i cha fast uf kei Bei me stoh."

So seit er, und wo's Zwölfi schlacht,
se sinkt er aben in d'Mitternacht.
Der Sunntig seit: „Jez ischs an mir!"
Gar still und heimli bschließt er d'Thür.
Er düselet hinter d'Sterne no,
und cha schier gar nit obsi cho.

Doch endli ribt er d'Augen us,
er chunnt der Sunn an Thür und Hus;
sie schloft im stille Chämmerli;
er pöpperlet am Lädemli;
er rüeft der Sunne: „d'Zit isch do!"
Sie seit: „I chumm enanderno. —

Und lisli uf de Zeeche goht,
und heiter uf de Berge stoht
der Sunntig, und 's schloft Alles no;
es sieht und hört en Niemes goh;
er chunnt ins Dorf mit stillem Tritt,
und winkt im Guhl: „Verroth mi nit!"

Und wemmen endli au verwacht,
und gschlofe het die ganzi Nacht,

so stoht er do im Sunne-Schi',
und luegt eim zu de Fenstern i
mit sinen Auge mild und guet,
und mittem Meien uffem Huet.

Drum meint ers treu, und was i sag,
es freut en, wemme schlofe mag,
und meint, es seig no dunkel Nacht,
wenn d'Sunn am heit're Himmel lacht.
Drum isch er au so lisli cho,
Drum stoht er au so liebli do.

Wie glitzeret uf Gras und Laub
vom Morgethau der Silberstaub!
Wie weiht e frische Maieluft,
voll Chriesi-Bluest und Schleeche-Duft!
und d'Immli sammle flink und frisch,
sie wüsse nit, aß 's Sunntig isch.

Wie pranget nit im Garte-Land
der Chriesi-Baum im Maie-Gwand,
Gel-Veieli und Tulipa,
und Sterneblueme nebe dra,
und gfüllti Zinkli blau und wiiß,
me meint, me lueg ins Paradies!

Und 's isch so still und heimli do,
men isch so rüeihig und so froh!
Me hört im Dorf kei Hüst und Hott;
e Guete Tag und Dank der Gott,
und 's git gottlob e schöne Tag,
isch Alles, was me höre mag.

Und 's Vögeli seit: „Frili io!
„Potz tausig, io, do isch er scho!

„Er bringt io in si'm Himmels-Glast
„Dur Bluest und Laub in Hurst und Nast!"
Und 's Distelzwigli vorne dra
het 's Sunntig-Röckli au scho a.

Sie lüte weger 's Zeiche scho,
der Pfarer, schint's, will zitli cho.
Gang, brech mer eis Aurikli ab,
verwüschet mer der Staub nit drab;
und Chüngeli, leg di weidli a,
de muesch derno ne Meje ha!

Auf einem Grabe.

Schlof wohl, schlof wohl im chüele Bett!
De ligsch zwor hert uf Sand und Chies;
doch spürts di müede Rucke nit.
Schlof sanft und wohl!

Und 's Deckbett lit der, dick und schwer
in d'Höchi gschüttlet, uffem Herz.
Doch schlofsch im Friede, 's druckt di nit.
Schlof sanft und wohl!

De schlofsch und hörsch mi Bhüetdi Gott,
de hörsch mi sehnli Chlage nit.
Wärs besser, wenn de's höre chönntsch?
Nei, weger nei!

O 's isch der wohl, es isch der wohl!
Und wenni numme bi der wär,
se wär scho Alles recht und guet.
Mer tolten is.

De schlofsch und achtisch 's Unrueih nit
im Chilche-Thurn die langi Nacht,
und wenn der Wächter Zwölfi rüeft
im stille Dorf.

Und wenns am schwarze Himmel blitzt,
und Gwülch an Gwülch im Donner chracht,
se fahrt der 's Wetter übers Grab,
und weckt di nit.

Und was di früeih im Morgeroth
bis spot in d'Mittnacht bchümmeret het,
Gottlob, es ficht di nimmen a
im stille Grab.

Es isch der wohl, o 's isch der wohl!
und Alles, was de g'litte hesch,
Gott Lob und Dank, im chüele Grund
thuets nümme weh.

Drum, wenni numme bi der wär,
so wär io Alles recht und guet.
Jez sitzi do, und weiß kei Trost
mi'm tiefe Schmerz.

Doch öbbe bald, wenns Gottswill isch,
se chunnt mi Samstig z'Oben au,
und druf, se grabt der Nochber Chlaus
mir au ne Bett.

Und wenni lig, und nümme schnuuf,
und wenn sie 's Schloflied gsunge hen,
se schüttle sie mer's Deckbett uf,
und — Bhüetdi Gott!

I schlof derno so sanft wie du,
und hör im Chilch-Thurn 's Unrueih nit.
Mer schlofe, bis am Sunntig früeih
der Morge thaut.

Und wenn emol der Sunntig tagt,
und d'Engel singe 's Morgelied,
se stöhn mer mit enander uf,
erquickt und gsund.

Und 's stoht e neui Chilche do,
sie funklet hell im Morgeroth.
Mer gehn, und singen am Altar
Hallelujah.

Der Wächter in der Mitternacht.

„Loset, was i euch will sage!
„D'Glocke het Zwölfi gschlage."

Wie still isch Alles! Wie verborgen isch
was Lebe heißt, im Schooß der Mitternacht
uf Stroß und Feld! Es tönt kei Menschetritt;
es fahrt kei Wagen us der Ferni her;
kei Husthür gahret, und kei Othem schnuuft,
und nit emol e Möhnli rüeft im Bach.

's litt Alles hinterm Umhang iez und schloft;
und öb mit liichtem Fueß und stillem Tritt
e Geist vorüber wandlet, weißi nit.

Doch was i sag, ruuscht nit der Tiich? Er schießt
im Leerlauf ab am müede Mühli=Rad,
und näume schliicht der Iltis unterm Dach
de Tremle no, und lueg, do obe zieht
vom Chilchthurm her en Uihl im stille Flug
dur d'Mitternacht, und hangt denn nit im Gwülch
die groß̈i Nacht=Laterne dört, der Mond?
Still hangt sie dört, und d'Sterne flimmere,
wie wemmen in der dunkle Rege=Nacht,
vom wite Gang ermattet, uf der Stroß
an d'Heimeth chunnt, no keine Dächer sieht
und numme do und dört e fründli Liecht.

Wie wirds mer doch uf eimol so kurios?
wie wirds mer doch so weich um Brust und Herz?
As wenni briegge möcht, weiß nit worum;
as wenni 's Heimweh hätt, weiß nit — no was.

„Loset, was i euch will sage!
„D'Glocke het Zwölfi gschlage.

„Und ischs so schwarz und finster do,
„se schine d'Sternli no so froh,
„und us der Heimeth chunnt der Schi';
„'s muß lieblig in der Heimeth sy!"

Was willi? Willi dure Chilchhof goh
ins Unterdorf? Es isch mer, d'Thür seig off,
as wenn die Todten in der Mitternacht
us ihre Gräbere giengen, und im Dorf

e wenig luegten, öb no alles isch
wie almig. 's isch mer doch bis dato ken
bigegnet, aß i weiß. Denkwol i thue's,
und rüef de Todte, — nei, sell thueni nit!
Still willi uf de stilli Gräbere goh!
Sie hen io d'Uhr im Thurn, und weiß i denn,
isch au scho ihre Mitternacht verbei?
's cha sy, es fallt no dunkler alliwil
und schwärzer uf sie abe, — d'Nacht isch lang.
's cha sy, es zuckt e Streifli Morgeroth
scho an de Berge uf, — i weiß es nit.

Wie ischs so heimli do? Sie schlofe wohl,
Gott gunnene's! — e bizli schuderig,
sel läugni nit; doch isch nit Alles todt,
I hör io 's Unrueih in der Chilche; 's isch
der Puls der Zit in ihrem tiefe Schlof,
und d'Mitternacht schnuuft vo de Berge her.
Ihr Othem wandlet über d'Matte, spielt
dört mittem Tschäubbeli am grüene Nast,
und pfift dur d'Scheie her am Garte=Hag.
Sie chuuchet füecht an d'Chilche=Mur und chalt!
die lange Fenster schnattere dervo
und 's lopperig Chrüz. Und lueg, do lüftet sie
en offe Grab! — Du gueten alte Franz,
se hen sie au di Bett scho gmacht im Grund,
und 's Deckbett wartet uf di nebe dra,
und d'Liechtli us der Heimeth schine dri!

He nu, es gohtis alle so. Der Schlof
zwingt Jeden uffem Weg, und eb er gar
in d'Heimeth dure chunnt. Doch wer emol
si Bett im Chilchhof het, Gottlob er isch
zum letzte mol do niden übernacht,

und wenn es taget, und mer wachen uf
und chömmen use, hemmer nümme wit,
e Stündli öbben, oder nitemol. —
Se stolperi denn au no d'Stäpfli ab,
und bi so nüechter bliebe hinechtie.

„Loset, was i euch will sage!
„D'Glocke het Zwölfi gschlage.

„Und d'Sternli schine no so froh,
„und us der Heimeth schimmerts so,
„und 's isch no umme chleini Zit.
„Vom Chilchhof het me nümme wit."

Wo bini gsi? Wo bini echterst iez?
e Stäpfli uf, e Stäpfli wieder ab,
und witers nüt? Nei weger, witers nüt!
Isch nit 's ganz Dörfli in der Mitternacht
e stille Chilchhof? Schloft nit Alles do,
wie dört, vom lange müede Wachen us!
vo Freud und Leid, und isch in Gottis Hand,
do unterm Strauh-Dach, dört im chüele Grund,
und warte, bis es taget um sie her?

He, 's würd io öbbe! Und wie lang und schwarz
au d'Nacht vom hoche Himmel abe hangt,
verschlofen isch der Tag deswegen nie;
und bis i wieder chumm, und no ne mol,
se gen mer d'Gühl scho Antwort, wenni rüef;
se weiht mer scho der Morgeluft ins Gsicht.
Der Tag verwacht im Tanne-Wald, er lüpft
alsgmach der Umhang obsi; 's Morgeliecht,
es rieslet still in d'Nacht, und endli wahlt's
in goldne Strömen über Berg und Thal.

Es zuckt und wacht an allen Orte; 's goht
e Lade do und dört e Husthür uf,
und 's Lebe wandlet use frei und froh.

Du liebi Seel, was wirds e Firtig sy,
wenn mit der Zit die letzti Nacht versinkt,
und alli goldne Sterne groß und chlei,
und wenn der Mond und 's Morgeroth und d'Sunn
in Himmels-Liecht verinnen, und der Glast
bis in die tiefe Gräber abe dringt,
und d'Muetter rüeft de Chindlene: „'s isch Tag!"
und Alles usem Schlof verwacht, und do
ne Lade ufgoht, dört e schweri Thür!
Die Todte luegen use iung und schön.
's het menge Schade guetet übernacht,
und menge tiefe Schnatte bis ins Herz
isch heil. Sie luegen use gsund und schön,
und tunke 's Gsicht in Himmels-Luft. Sie stärkt
bis tief ins Herz — o wenns doch bald so chäm!

„Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Zwölfi gschlage.

„Und d'Liechtli brennen alli no;
„der Tag will iemerst no nit cho.
„Doch Gott im Himmel lebt und wacht,
„er hört wohl, wenn es Vieri schlacht."

Der zufriedene Landmann.

Denkwohl, iez lengi au in Sack,
und trink e Pfifli Rauchtubak,
und fahr iez heim mit Eg und Pflueg,
der Laubi meint scho lang, 's seig gnueg.

Und wenn der Kaiser usem Roth
in Feld und Forst ufs Jage goht,
se lengt er denkwol au in Sack,
und trinkt e Pfifli Rauchtuback.

Doch trinkt er wenig Freud und Lust,
es isch em näume gar nit iust.
Die goldne Chrone drucke schwer;
's isch nit, as wenns e Schie-Huet wär.

Wohl goht em menge Batzen i,
doch will au Menge gfuettert sy;
und woner lost, isch Bitt und Bitt,
und Alli tröste chaner nit.

Und wenn er hilft, und sorgt und wacht
vom früeihe Morge bis in d'Nacht,
und meint, iez heig er Alles tho,
se het er erst ke Dank dervo.

Und wenn, vom Treffe bluetig roth,
der Jenneral im Lager stoht,
so lengt er endli au in Sack
und trinkt e Pfifli Rauchtubak.

Doch schmeckts em nit im wilde Gwüehl,
bi'm Ach und Weh und Saitespiel;
er het turnieret um und um,
und Niemes will en lobe drum.

Und Fürio und Mordio
und schweri Wetter ziehnem no;
do lit der Granedier im Bluet,
und dört e Dorf in Rauch und Gluet.

Und wenn in d'Meß mit Guet und Geld
der Chaufher reist im wite Feld,
se lengt er eben au in Sack,
und holt si Pfifli Rauchtubak.

Doch schmeckts der nit, du arme Ma!
Me sieht der dini Sorgen a,
und 's Ei mol Eis, es isch e Gruus,
es luegt der zu den Augen us.

De treisch so schwer, es thuet der weh;
Doch hesch nit gnueg, und möchtisch no meh,
und weisch io nit, wo ane mit;
drum schmeckt der au di Pfifli nit.

Mir schmeckts, Gottlob, und 's isch mer gsund.
Der Weize lit im füechte Grund,
und mittem Thau im Morgeroth,
und mit sim Othem segnets Gott.

Und 's Anne Meile flink und froh,
es wartet mit der Suppe scho,
und d'Chinderli am chleine Tisch,
me weiß nit, welles 's fürnehmst isch.

Drum schmeckt mer au mi Pfifli wohl.
Denk wohl, i füllmers no ne mol!
Zuem frohe Sinn, zuem freie Mueth,
und heimetzue schmeckt Alles guet.

Die Vergänglichkeit.

(Gespräch auf der Straße nach Basel zwischen Steinen und Brombach, in der Nacht.)

Der Bueb seit zum Aetti:

Fast allmol, Aetti, wenn mer's Röttler Schloß
so vor de Auge stoht, se denki dra,
öbs üsem Hus echt au e mol so goht.
Stohts denn nit dört, so schudrig, wie der Tod
im Basler Todtetanz? Es gruset eim,
wie länger as me's bschaut. Und üser Hus,
es sitzt io wie ne Chilchli uffem Berg,
und d'Fenster glitzeren, es isch e Staat.
Schwetz, Aetti, gohts em echterst au no so?
I mein emol, es chönn schier gar nit sy.

Der Aetti seit:

Du guete Bursch, 's cha frili sy, was meinsch?
's chunnt Alles iung und neu, und Alles schlicht
sim Alter zue, und Alles nimmt en End,
und nüt stoht still. Hörsch nit, wie's Wasser ruuscht
und siehsch am Himmel obe Stern an Stern?
Me meint, vo alle rühr si kein, und doch
ruckt Alles witers, Alles chunnt und goht.

Je, 's isch nit anderst, lueg mi a, wie d'witt.
De bisch no iung; närsch, i bi au so gsi,

iez würds mer anderst, 's Alter, 's Alter chunnt,
und woni gang, go Gresgen oder Wies,
in Feld und Wald, go Basel oder heim,
's isch einerlei, i gang im Chilchhof zue, —
briegg, alder nit! und bis de bisch wien ich,
e gstandne Ma, se bini nümme do,
und d'Schof und Geiße weiden uf mi'm Grab,
Jo wegerli, und 's Hus wird alt und wüest;
der Rege wäscht der's wüester alli Nacht,
und d'Sunne bleicht der's schwärzer alli Tag,
und im Vertäfer popperet der Wurm.
Es regnet no dur d'Bühne ab, es pfift
der Wind dur d'Chlimse. Drüber thuesch du au
no d'Auge zue; es chömme Chindes-Chind,
und pletze dra. Z'letzt fuults im Fundement,
und 's hilft nüt meh. Und wemme nootno gar
zweitusig zehlt, isch Alles z'semme g'keit,
Und 's Dörfli sinkt no selber in si Grab.
Wo d'Chilche stoht, wo 's Vogts und 's Here Hus,
goht mit der Zit der Pflueg. —

Der Bueb seit:
Nei, was de seisch!

Der Aetti seit:
Je, 's isch nit anderst, lueg mi a, wie d'witt!
Isch Basel nit e schöni tolli Stadt?
's sin Hüser drinn, 's isch mengi Chilche nit
so groß, und Chilche, 's sin in mengem Dorf
nit so viel Hüser. 's isch e Volchspiel, 's wohnt
e Richthum drinn, und menge brave Her,
und menge, wonni gchennt ha, lit scho lang
im Chrüz-Gang hinterm Münster-Platz und schloft.
's isch eithue, Chind, es schlacht e mol e Stund,

goht Basel au in's Grab, und streckt no do
und dört e Glied zuem Boden us, e Joch,
en alte Thurn, e Giebel=Wand; es wachst
do Holder druf, do Büechli, Tanne dört,
und Moos und Farn, und Reiger niste drinn —
's isch schad derfür! und sin bis dörthi d'Lüt
so närsch wie iez, se göhn au Gspenster um.
d'Frau Faste, 's isch mer iez, sie fang scho a,
mer seits emol, — der Lippi Läppeli,
und was weiß ich, wer meh. Was stoßisch mi?

Der Bueb seit:

Schwetz lisli, Aetti, bis mer über d'Bruck
do sin, und do an Berg und Wald verbei!
Dört obe iagt e wilde Jäger weisch?
Und lueg, do niden in de Hürste seig
gwiß 's Eier=Meidli g'lege, halber fuul,
's isch Johr und Tag. Hörsch, wie der Laubi schnuft?

Der Aetti seit:

Er het der Pfnüsel, Seig doch nit so närsch!
Hüst Laubi, Merz! — und loß die Todte go,
sie thüen der nüt meh! — Je, was hani gseit?
Vo Basel, aß es au emol verfallt. —
Und goht in langer Zit e Wanders=Ma
ne halbe Stund, e Stund wit dra verbei,
se luegt er dure, lit ke Nebel druf,
und seit si'm Kamerad, wo mittem goht:
„Lueg, dört isch Basel gstande! Selle Thurn
„seig d'Peters=Chilche gsi, 's isch schad derfür!"

Der Bueb seit:

Nei, Aetti, ischs der Ernst, 's cha nit sy!

Der Aetti seit:

Je, 's isch nit anderst, lueg mi a, wie d'witt,
und mit der Zit verbrennt die ganzi Welt.
Es goht e Wächter us um d'Mitternacht,
e fremde Ma, me weiß nit, wer er isch,
er funklet, wie ne Stern, und rüeft: „Wacht auf!
„Wacht auf, es kommt der Tag!" — Drob röthet si
der Himmel, und es dundert überal,
z'erst heimlig, alsg'mach lut, wie sellemol
wo Anno Sechsenünzgi der Franzos
so uding gschosse het. Der Bode schwankt,
aß d'Chilch-Thürn guge; d'Glocke schlagen a,
und lüte selber Bett-Zit wit und breit,
und Alles bettet. Drüber chunnt der Tag;
o, b'hüetis Gott, mer brucht ke Sunn derzue,
der Himmel stoht im Blitz, und d'Welt im Glast.
Druf gschieht no viel, i ha iez nit der Zit;
und endli zündets a, und brennt und brennt,
wo Boden isch, und Niemes löscht. Es glumst
wohl selber ab. Wie meinsch, siehts us derno?

Der Bueb seit:

O Aetti, sag mer nüt me! Zwor wie gohts
de Lüte denn, wenn Alles brennt und brennt?

Der Aetti seit:

He, d'Lüt sin nümme do, wenns brennt, sie sin —
wo sin sie? Seig du frumm, und halt di wohl,
geb, wo de bisch, und bhalt di Gwisse rein!
Siehsch nit, wie d'Luft mit schöne Sterne prangt!
's isch iede Stern verglichlige ne Dorf,
und witer obe seig e schöne Stadt,
me sieht sie nit vo do, und haltsch di guet,
se chunnsch in so ne Stern, und 's isch der wohl,

und findsch der Aetti dört, wenn's Gottswill isch,
und 's Chünge selig, d'Muetter. Oebbe fahrsch
au d'Milchstroß uf in die verborgni Stadt,
und wenn de sitwärts abe luegsch, was siehsch?
e Röttler Schloß! Der Belche stoht verchollt,
der Blauen au, as wie zwee alti Thürn,
und zwische drinn isch Alles use brennt,
bis tief in Bode abe. D'Wiese het
ke Wasser meh, 's isch Alles öd und schwarz,
und todtestill, so wit me luegt — das siehsch,
und seihsch di'm Kamerad, wo mitder goht:
„Lueg, dört isch d'Erde gsi, und selle Berg
„het Belche gheiße! Nit gar wit dervo
„isch Wisleth gsi! dört hani au scho glebt,
„und Stiere g'wettet, Holz go Basel g'füehrt,
„und broochet, Matte g'raust, und Liecht-Spöh' g'macht,
„und g'vätterlet, bis an mi selig End,
„und möcht iez nümme hi.“ — Hüst Laubi, Merz!

Der Jenner.

Im Aetti setzt der Oeldampf zue,
Mer chönnte 's Aempeli use thue,
und d'Läden uf. Der Morge-Schi
blickt scho zuem runde Nastloch i. —
O lueget doch, wie chalt und roth
Der Jenner uf de Berge stoht.

Er seit: „I bi ne b'liebte Ma,
„der Stern am Himmel lacht mi a!
„Er glitzeret vor Lust und Freud,
„und mueß er furt, sen ischs em Leid,

„er luegt mi a, und cha's nit lo,
„und würd bizite wieder cho."

„Und unteher in Berg und Thal,
„wie flimmerets nit überal!
„An allen Ende Schnee und Schnee:
„'s isch Alles mir zue Ehre g'scheh,
„und woni gang im wite Feld,
„fin Stroße bahnt, und Brucke gstellt."

Er seit: „I bi ne frische Ma,
„i ha ne luftig Tschöpli a,
„und rothi Backe bis ans Ohr,
„e heiter Aug und Duft im Hoor,
„ke Wintergfrist, ke Gliederweh,
„und woni gang, se chracht der Schnee."

Er seit: „I bi ne gschickte Ma,
„lueg, wieni überzuckere cha!
„I chuuch, und an de Hürste hangts,
„und an de zarte Birche schwankts.
„Der Zuckerbeck mit gschickter Hand,
„mit Geld und Guet wärs nit im Stand.

„Jez lueg au dini Schiben a,
„und wieni Helgli chritzle cha!
„Do hesch e Blüemli, wenns der gfallt,
„do hesch e ganze Tannewald!
„Der Früehlig chönnts nit halber so,
„'s isch mit der Farb nit Alles tho."

Er seit: „I bi ne starche Ma,
„und zwing mi Näumer, wenn er cha!
„Der Forster gstablet uf der Jacht,

„Der Brunntrog springt, der Eichbaum chracht.
„D'Frau Sunne, mittem Gsichtli rund,
„het's Herz nit, aß sie füre chunnt."

's isch wohr, me weiß nit, was sie tribt,
und wo sie alli Morge blibt.
Wie länger Nacht, wie spöter Tag,
wie besser aß sie schlofe mag,
und blieb es bis um Zehni Nacht,
se chäm sie erst, wenns Oelfi schlacht.

Nei, het sie's ghört? Dört chunnt sie io!
Me meint, 's brenn Alles liechterloh! —
Sie stoht im chalte Morgeluft,
sie schwimmt im rothe Nebelduft.
Zeig, chuuch e wenig d'Schiben a,
's isch, aß me besser luege cha!

Der Nebel woget uf und ab,
und d'Sunne chämpft, sie loßt nit ab.
Jez het sie 's gunne. Wit und breit
strahlt ihri Pracht und Herlichkeit.
O lueg, wie's über d'Dächer wahlt,
am Chilche-Fenster, lueg, wie's strahlt.

Der Jenner setzt si Arm in d'Huft,
er ruckt am Huet, und schnellt in d'Luft.
Der Jenner seit: „I förch di nit.
„Chumm, wenn de mit mer baschge witt!
„Was gilts, de würsch bizite goh,
„und rüehmsch dim Büebli nüt dervo!"

Je, 's wär wohl hübsch und liebli so
im warme Stübli gfallts eim scho.

Doch mengi Frau, das Gott erbarm,
sie nimmt ihr nackig Chind in d'Arm,
sie het em nüt um d'Gliedli z'thue,
und wicklet's mittem Fürtuech zue.

Sie het kei Holz, und het kei Brod,
sie sitzt und chlagts im liebe Gott.
G'friert Stei und Bei, wohl thaut der Schmerz
no Thränen uf im Muetterherz.
Der Jenner isch e ruuche Ma,
er nimmt si nüt um d'Armeth a.

Gang, bring der arme Fischer-Lis
e Säckli Mehl, e Hemdli wiß,
nimm au ne Wellen oder zwo,
und sag! sie soll au zuenis cho,
und Weihe hole, wenn i bach,
und decket iez der Tisch alsgmach.

Der Knabe im Erdbeerschlag.

E Büebli lauft, es goht in Wald
am Sunntig Nomittag;
es chunnt in d'Hürst und findet bald
Erdbeeri Schlag an Schlag;
es günnt und ißt si halber z'tod,
und denkt: „Das isch mi Obebrod."

Und wie nes ißt, se ruuschts im Laub;
es chunnt e schöne Chnab.
Er het e Rock, wie Silberstaub,

und treit e goldne Stab.
Er glänzt wie d'Sunn am Schwizer Schnee.
Si lebelang hets nüt so gseh.

Druf redt der Chnab mi Büebli a:
„Was ißisch? i halts mit!"
„He, nüt!" seits Büebli, luegt en a,
und lüpft si Chäppli nit.
Druf seit der Chnab: „He, ißisch nüt,
Du grobe Burst, se battet's nüt!"

Verschwunden isch mi Chnab, unds stöhn
die nächste Hürst im Duft;
drus fliegt en Engeli wunderschön
uf in die blaue Luft,
und 's Büebli stoht und luegt em no,
und chratzt im Hoor, und lauft dervo.

Und sieder isch kei Sege meh
im Beeri-Esse gsi.
I ha mi lebtig nüt so gseh,
sie bschießen ebe nie.
Iß hampflevoll, so viel de witt,
sie stillen eim de Hunger nit!

Was gibi der für Lehre dri?
Was seisch derzue? Mer mueß
vor fremde Lüte fründli si
mit Wort und Red und Grueß;
und 's Chäppli lüpfe z'rechter Zit,
sust het me Schimpf, und chunnt nit wit.

Das Spinnlein.

Nei, lueget doch das Spinnli a,
wie's zarti Fäde zwirne cha!
Vas Gvatter, meinsch, chasch's au ne so?
De wirsch mers, traui, blibe lo.
Es machts so subtil und so nett,
i wott nit, aßi 's z'hasple hätt.

Wo hets di fini Riste g'no,
bi wellem Meister hechle lo?
Meinsch, wemme 's wüßt, wohl mengi Frau,
sie wär so gscheit, und holti au!
Jez lueg mer, wie's si Füeßli setzt,
und d'Ermel streift, und d'Finger netzt.

Es zieht e lange Faden us,
es spinnt e Bruck ans Nochbers Hus,
es baut e Land=Stroß in der Luft,
morn hangt sie scho voll Morgeduft,
es baut e Fueßweg nebe dra,
's isch, aß es ehne dure cha.

Es spinnt und wandlet uf und ab,
Potz tausig, im Galopp und Trab! —
Jez gohts rings um, was hesch, was gisch!
Siehsch, wie ne Ringli worden isch!
Jez schießt es zarti Fäden i,
wirds öbbe solle gwobe sy?

Es isch verstuunt, es haltet still,
es weiß nit recht, wo 's ane will.
's goht weger z'ruck, i sieh's em a;

's mueß näumis rechts vergesse ha.
Zwor denkt es, sell pressirt io nit,
i halt mi nummen uf dermit.

Es spinnt und webt, und het kei Rast,
so gliichlig, me verluegt si fast.
Und 's Pfarrers Christoph het no gseit,
's seig iede Fade z'semme gleit.
Es mueß ein gueti Auge ha,
wers zehlen und erchenne cha.

Jez putzt es sini Händli ab,
es stoht, und haut der Faden ab.
Jez sitzt es in si Summer-Hus,
und luegt die lange Stroßen us.
Es seit: „Me baut si halber z'todt,
„doch freuts ein au, wenn 's Hüsli stoht."

In freie Lüfte wogt und schwankts,
und an der liebe Sunne hangts;
si schint em frei dur d'Beinli dur,
und 's isch em wohl. In Feld und Flur
sieht 's Mückli tanze iung und feiß:
's denkt bi nem selber: „Hätti eis!"

O Thierli, wie hesch mi verzückt!
Wie bisch so chlei und doch so gschickt!
Wer het di au die Sache glehrt?
Denkwol, der, wonis alli nährt,
mit milde Händen alle git.
Bis z'frieden! Er vergißt di nit.

Do chunnt e Fliege, nei wie dumm!
Sie rennt em schier gar 's Hüsli um,

Sie schreit und winslet Weh und Ach!
Du arme Chetzer hesch di Sach!
Hesch keini Auge bi der g'ha?
Was göhn di üsi Sachen a?

Lueg, 's Spinnli merkts enanderno,
es zuckt und springt und het sie scho.
Es denkt: „I ha viel Arbet g'ha,"
„iez mueßi au ne Brotis ha!"
I sags io, der wo alle git,
wenns Zit isch, er vergißt ein nit.

Der Wegweiser.

Weisch, wo der Weg zuem Mehlfaß isch,
zuem volle Faß? Im Morgeroth
mit Pflueg und Charst dur's Weizefeld,
bis Stern und Stern am Himmel stoht.

Me hackt, so lang der Tag eim hilft,
me luegt nit um, und blibt nit stoh;
druf goht der Weg dur's Schüre-Tenn
der Chuchi zue, do hemmers io!

Weisch, wo der Weg zuem Gulden isch?
Er goht de rothe Chrüzere no,
und wer nit uffe Chrüzer luegt,
der wird zuem Gulde schwerli cho.

Wo isch der Weg zur Sunntig=Freud?
Gang ohni G'fohr im Werchtig no
dur d'Werkstatt und dur's Ackerfeld!
der Sunntig wird scho selber cho.

Am Samstig isch er nümme wit,
Was deckt er echt im Chörbli zue?
Denkwol e Pfündli Fleisch ins Gmües,
's cha sy, ne Schöpli Wi derzue.

Weisch, wo der Weg in d'Armeth goht?
Lueg numme, wo Taffere sin;
Gang nit verbei, 's isch guete Wi,
's sin nagelneui Charte d'rinn!

Im letzste Wirthshuus hangt e Sack,
Und wenn de furt gohsch, henk en a!
„Du alte Lump, wie stoht der nit
„der Bettelsack so zierlig a!"

Es isch e hölze G'schirrle d'rinn,
gib Achtig druf, verlier mer's nit,
und wenn de zue me Wasser chunnsch
und trinke magsch, se schöpf dermit!

Wo isch der Weg zue Fried und Ehr,
der Weg zum gueten Alter echt?
Grad fürsi gohts in Mäßigkeit
mit stillem Sinn in Pflicht und Recht.

Und wenn de amme Chrüzweg stohsch,
Und nümme weisch, wo's ane goht,
halt still, und frog di G'wisse z'erst,
's cha dütsch, Gottlob, und folg si'm Roth.

Wo mag der Weg zuem Chilchhof sy?
Was frogsch no lang? Gang, wo de witt!
Zuem stille Grab im chüele Grund
führt iede Weg, und 's fehlt si nit.

Doch wandle du in Gottis-Furcht!
i roth der, was i rothe cha.
Sel Plätzli het e gheimi Thür,
und's sin noch Sachen ehne dra.

Allemannische Gedichte.

Zweite Abtheilung.

An den Geheimerath v. Ittner,

Curator der Universität zu Freiburg,

bei dessen Gesandtschaftsreise in die Schweiz.

Se bhüetich Gott der Her, und zürnet nüt!
Me schwezt, wie eim der Schnabel gwachse isch.
Gern chönti's besser, aber 's will nit goh.
Doch was vom Herze chunnt, isch au nit schlecht.

Der Chrüterma vo Badewiler *) het
mer's mengmol gseit, und gfluecht derzu, es soll
kei Hypnum **) meh, kei Carex ***) in der Welt
vor sini Auge cho (der Teufel weiß,
sin's Buebe oder Meidli), wenn e Ma
wie Ihr in siebe Here-Ländere seig.
I wills nit repetiere. Besser wärs,
der Chrüterma hätt's au nit gseit; es isch
mit some Fluech nit z'spasse. Hets der Recht'
zum Unglück ghört, se glänzt mim Chrüterma
kei Sternli meh vom blaue Himmelszelt,
kei Blüemli meh im grüene Matte-Grund.

---

*) Gmelin, Verfasser der Flora Badensis, welchen Ittner zuweilen auf seinen botanischen Wanderungen begleitete.

**) Eine Art Laubmoos.

***) Riedgras.

Du arme Chetzer, Carer, Hypnum schießt
dim Aug ergege, wo de stohsch und gohsch.

I mach kei Gspaß, es isch mer selber so,
und woni näumen ane lueg, se stoht
was hent der gmeint? e Hypnum? Nei, se stoht
libhaftig Euer Bildniß vor mim Aug,
so fründlig und so lieb; und stirbi morn,
und siehnich nümme, bis am jüngste Tag,
se chummi in mim goldne Sunntigrock,
(es heißt, mer werden alli neu gstaffirt),
und sag mim Kamerad, wo mit mer goht:
„Isch sel nit der Herr Ittner, wo im Duft
„dört an der Milchstroß goht? Jez buckt er si,
„und bschaut e Blüemli, 's wird Dudaim*) sy."
Druf laufi, was i laufe cha, d'Stroß uf;
der Kamerad blibt z'ruck, er chunnt nit no.
Druf sagi: „Mit Verlaub! I mein emol,
„der seigets. Hani nit vor langer Zit
„bim Kaiserwirth e Schöpli mitich gha?
„Wie hent der gschlofe? Wohl? Der Morgen isch
„so heiter. Wemmer nit e wengeli
„do ane sitze zue dem Amarant?"

Jez bhüet ich Gott, und spar ich frisch und gsund
uf Euer lange Berg- und Schwizer-Reis.
's het d'Milchstroß uf, am jüngste Tag, no Zit
wohl hunderttausig Jahr, und isch denn dört
viel schöner echt, aß an der Limeth Gstad?
Wie glitzert uffem See der Silberstaub!
Wie wechsle hundertfältig Farb und Glanz,

*) Eine aus der Bibel bekannte Pflanze, nach der Meinung der Exegeten Alraun oder Mandragora.

Palläſtli, Dörfer, Chilchthürn, Bluemegſtad
am Ufer her, und wie ne Nebel ſtigt
dört hinte d'Nagelflue mit ihrem Schnee
zum Himmel uf durs Morgeduft! Es ſchnuuft
meng Geißli dört und menge ſchöne Bock.

Nu gunnich Gott der liebi Freude viel
mit eue brave Fründen in der Schwiz,
und grüeßet mer der Wieſe Gſchwiſter-Chind
d'Frau Limeth, und vergeſſet's Heimcho nit;
's ſin herwärts Schwarzwald gar viel bravi Lüt,
und hennich lieb, und ſchöni Jümpferli
(me ſeit, ſie heiße Muſe) warten au
am Treiſamgſtad. Es heißt, Ihr ſeiget io
ihr Vogtma z'Friberg, und ſie ſinge ſchön,
und rede mittich allerlei; 's verſtands
ke gmeine Ma, und menge Pfarer nit.

Die Feldhüter.

Hinte Wald und Berg bis an die duftige Wulke,
vorne Matte voll Chlee, und Saat und goldene Lewat,
ſtoht e Hütte im Feld und in der einſame Mittnacht.
Numme d'Sterne wache, und numme no d'Feldberger Wieſe,
und der Schuhu im Wald und öbbe Geiſter und Hirze.
Aber im Hüttli ſitze, und hüete die buſchige Felder
's Meiers muntere Fritz und 's Müllers lockige Heiner.
„Heinerli," ſeit der Fritz, „der Schlof goht liſli um d'Hütte.
„Lueg, iez chunnt er is inen, und lueg doch, weger, er het di!
„Weidli, chumm ins Grüen! Mer wen im lieblige Wechſel
„mitenander ſingen. Es weiht e luſtige Nachtluft,

„g'vätterlet mittem Laub, und exerziert mit de Halme:
„Rechts umkehrt euch! Links her stellt euch! Nonemol rechts um!"
Aber 's Müllers Heiner mit siner lockige Stirne
streckt si und stoht uf, und sucht si gläseni Röhre.
„Fritzli, stoß mi nit!" Jez stöhn sie gegen enander,
der am Chriesi=Baum, der an der duftige Linde,
und probiere d'Tön in ihrer Höchi und Tiefe,
setzen ab, und setzen a. „Sing, Heinerli, du z'erst!"
seit der Fritz, „de hesch doch, traui, näume ne Schätzli!"

Heiner.

Tränki früeih am Brunne, so holt au 's Meieli Wasser.
Wäscht es am Obe Salat, se chummi wieder an d'Tränki.
„Gueten Obe!" — „Dank der Gott! Mer treffe's doch ordli." —
„Jo mer treffes ordli; 's isch hüt e lieblige Tag gsi."

Fritz.

In der Chilchen im Chor, und wenn der Her Pfarer e Spruch seit,
luegi mi Vreneli a, öb es au ordeli Acht git,
und es luegt mi a, öb i au ordeli Acht gib.
Lauft au drüber 's Sprüchli furt, mer chönne's nit hebe.

Heiner.

Schön tönt d'Schopfemer Glocke, wenn früeih der Morgen in d'Nacht luegt,
süeß tönt d'Menscheſtimm wohl in der Schopfemer Orgle;
Schöner tönt es mi a, und süeßer goht's mer zue Herze,
wenn mi 's Meieli grüeßt, und seit: „Mer treffe's doch ordli."

Fritz.

Weiht der Früehlig ins Thal und riesle die lustige Bächli,
und der Vogel zieht, furt möchti riten, und d'Welt us.
Wenn i bi mi'm Vreneli sitz im heitere Stübli,
isch das Stübli mi Welt, und, Gott verzeih' mer's, mi Himmel.

Heiner.

Ziehni der Rüntelstei, gschickt baui Mühlen an Mühle,
„uf und zue, und mir die Chue!“ — Wer zeigt mer mi Meister?
Aber isch 's Meieli do, und höri si Stimm und si Rädli,
oder es lueget mer zue, ne Schuelerbüebli chönnts besser.

Fritz.

Cheigle mer ufem Platz, sitzt's Vreneli unter der Linde,
fallemer Siebe g'wiß. Doch seits: „zeig, trifsch mer der Chünig,“
triffi der Chünig allei. Doch seit's: „Jez gangi,“ und 's goht au,
und isch nümme do, blind lauft mer d'Chugle dur d'Gasse.

Heiner.

Lieblige Ton und Schall, wo hesch di Gang in de Lüfte?
Ziehsch mer öbben in's Dorf, und chunnsch ans Meielis Fenster,
weck mer's lisli uf: „Es loßt di der Heinerli grüeße.“
Frogt's mi früeih, so läugni's. Doch werde mi d'Auge verrothe.

Fritz.

Vreneli, schlof frei wohl in dim vertäflete Stübli,
in di'm stille Herz, und chummi der öbben im Traum vor,
lueg mi fründli a, und gieb mer herzhaft e Schmützli!
Chummi heim, und triff di a, i gib der en anders.

Heiner.

Her Schuelmeister, o Mond, mit diner wulkige Stirne,
mit di'm glehrte Gsicht und mit di'm Pflaster am Backe,
folge der dini Chinder, und chönne sie d'Sprüchli und d'Psalme?
Blib mer nit z'lang stoh bi sellem gattige Sternli.

Fritz.

Wülkli der chüele Nacht, in diner luftige Höchi,
seif mer der Schulmeister i mit diner venedische Seife,
mach em e rechte Schuum! So brav und allewil besser,
aß er sie nit chüße cha, die gattige Sternli.

Heiner.

Ruuscht scho der Morgen im Laub? Göhn d'Geister heim uffe Chilchhof?
Arme Steffi, du bisch tief in der Wiese vertrunke,
und di Chüngeli isch im heimlige Chindbett verschieden.
Aber iez chömmeter z'semen all Nacht am luftige Chrüz-Weg.

Fritz.

Füürige Mannen im Ried, und am verschobene Marchstei,
machetich numme lustig! Me weiß scho, werich zum Tanz spielt,
Chömm mer kein in d'Nöchi mit siner brennige Stange!
Daß di dieser und iener, du sappermentische Rothchopf! —

Fridli, seit der Heiner, gern ißi Eieren-Anke,
Ziebele-Weihe so gern. Doch chönnti Alles vergesse,
höri di lieblige Stimm und dini chünstlige Wise.
Chömme mer heim ins Dorf, o wüßti, was der e Freud wär!
Gell, de nimmsch mers ab? Vier neui weltliche Lieder
von des Sultans Töchterlein, der Schreiber im Korbe,
's dritt vom Doktor Faust, und 's viert vom Lämmlein im Grünen.
's isch nit lang, i ha sie neu am Chanderer Märt g'chauft. —

Heinerli, seit der Fritz, i schenk dir e sufere Helge.
d'Muetter Gottis luegt im goldene Helgen in Himmel.
„Jesis Mareie," seit sie, „wie isch's do obe so heiter!"
und ihr Gsicht wird sunnehell und lächlet so liebli,
aß me möcht katholisch werde, wemme sie aluegt.
Brings di'm Meili, weisch was, 's het au so fründligi Augen,
und biß nit so schüüch, und sag' em, wies der ums Herz isch.

Des neuen Jahres Morgengruß.

Der Morge will und will nit cho,
und woni los, schloft Alles no;
i weck sie nit, so lang i cha,
i lueg e wengeli d'Gegnig a.
Zeig, Wülkli, mach iez keini Streich!
Der Mond schint ohni das so bleich.

Kei Blüemli roth, kei Blüemli wiß!
An alle Bäume nüt as Ris!
Um alli Brunntrög Strau und Strau,
vor Chellerthür und Stallthür au.
Mi Vetter hets drum sölli g'macht,
und lauft iez furt in dunkler Nacht.

Das Ding das mueß mer anderst cho!
J bi der Ma, und 's blibt nit so.
Die Gärte müen mer g'süfert sy,
Aurikeli und Zinkli dri,
und neui Blüthen alli Tag,
was Hurst und Nast vertrage mag.

Es rüehrt sie nüt. Sie schlofe no. —
Nei, lueg, es sitzt e Spätzli do;
du arme Tropf bisch übel dra,
was gilts, er het e Wibli g'ha?
und druf isch Noth und Mangel cho,
sie hen si müeße scheide lo *).

---

*) Nach Versicherung der Naturforscher zieht das Weibchen des gemeinen Finken, besonders aus den nördlichen Gegenden, gleich andern Zugvögeln, in ein milderes Klima, und nur die Männchen bleiben zurück. Daher die naturhistorische Benennung Fringilla caelebs.

Jez het er e bitrüebti Sach,
kei Frau, kei Brod, kei Dach und Fach,
und stoht er uf, se spot er mag,
se seit em Niemes guete Tag;
und Niemes schnidt em d'Suppen i.
Wart, Bürstli, dir mueß g'hulfe si.

Es rüehrt si nüt. Sie schlofe nò. —
Ne gattig Chilchli hen sie do,
so sufer, wie in menger Stadt.
's isch Sechsi uffem Zifferblatt.
Der Morge chunnt. Bi miner Treu,
es friert ein bis in Mark und Bei.

Die Todte g'spüre nüt dervo;
ne rüeihig Lebe hen sie do.
Sie schlofe wohl, und 's friert sie nit:
der Chilchhof macht vo Allem quitt.
Sin echt no leeri Plätzli do?
's cha sy, me bruucht e paar dervo.

Ne Chindli, wo ke Muetter het,
denkwohl i mach em do si Bett.
En alte Ma, en alti Frau,
denkwohl, i bring di Stündli au.
Hesch mengi Stund in Schmerz verwacht,
do schlofsch und hesch e stilli Nacht.

Jez brennt emol e Liechtli a,
und dört en anders nebe dra,
und d'Läde schettre druf und druf,
do goht, bim Bluest, e Husthür uf!
„Grüeß Gott, ihr Lüt, und i bi do,
„i bi scho z'Nacht um Zwölfi cho.

„Mi Vetter het si Bündel g'macht,
„und furt bi Nebel und bi Nacht.
„Wär i nit uf d'Minute cho,
„'s hätt weger chönne g'föhrli goh.
„Wie g'fall ich in mim Sunntig-G'wand?
„'s chunnt fadeneu us Schniders Hand.

„E Rübeli-Rock, er stoht mehr wohl,
„zuem rothe Scharlach-Kamisol,
„und Plüschi-Hose hani a,
„e Zitli drin, e Bendeli dra,
„ne g'chrüslet Hoor, e neue Huet,
„e heiter Aug, e frohe Mueth.

„Es luegt do ein mi Schnappsack a,
„und 's nimmt en Wunder, was i ha.
„Ihr liebi Lüt, das sagi nit,
„wenns chunnt, so nimm verlieb dermit!
„'s sin Rösli drin und Dorne dra,
„me cha nit iedes b'sunders ha.

„Und Wagle-Schnüer, und Wickelband,
„e Fingerring ans Brütli's Hand,
„en Ehrechranz in's lockig Hoor,
„e Schlüssel au zuem Chilchhofthor.
„Gent Achtig, was i bitt und sag,
„'s cha Jede treffe alli Tag.

„E stille Sinn in Freud und Noth,
„e rüeihig G'wisse gebich Gott!
„und wers nit redli meint und guet,
„und wer si Sach nit ordli thuet,
„dem bring i au kei Sege mit,
„und wenni wott, se chönnte nit.

„Jez göhnt und leget d'Chinder a,
„und was i g'seit ha, denket dra.
„und wenn der au in d'Chilche wennt,
„se schaffet, was der z'schaffe hent.
„Der Tag isch do, der Mond vergoht,
„und d'Sunne luegt ins Morgeroth."

Geisterbesuch auf dem Feldberg.

Hani gmeint, der Denglegeist, ihr Chnabe vo Todtnau,
seig e böse Geist, iez wüßti andre B'richt z'ge.
Us der Stadt, das bini, und wills au redli bikenne,
mengem Chauf-Her verwandt vo siebe Suppe-ne Tünkli,
aber e Sunntig-Chind. Wo näume luftige Geister
uffem Chrüzweg stöhn, in alte G'wölbere huse,
und verborge Geld mit füürigen Augen hüete,
oder vergoße Bluet mit bittere Thräne wäsche,
und mit Grund verschare, mit rothe Nägle verchratze,
siehts mi Aug, wenns wetterleicht. Sie wimsle gar sölli.
Und wo heiligi Engel mit schöne blauen Auge
in der tiefe Nacht in stille Dörfere wandle,
an de Fenstere lose, und, höre sie liebligi Rede,
gegen enander lächlen, und an de Husthüre sitze,
und die frumme Lüt im Schlof vor Schade biwahre,
oder wenn sie, selb ander und dritt, uf Gräbere wandle,
und enander sage: „Do schloft e treui Muetter,
„do en arme Ma, doch het er Niemes betroge.
„Schlofet sanft und wohl, mer wennich wecke wenns Zit isch!"
siehts mi Aug im Sterneliecht, und höri sie rede.
Menge chenni mit Name, und wemmer enander bigegne,
biete mer is d'Zit, und wechsle Reden und Antwort:

„Grüeß di Gott! Hesch gueti Wacht?“ — „Gott dank der, so
ziemli.“
Glaubets oder nit! Ne mol, se schickt mi der Vetter
Todtnau zue, mit allerhand verdrießliche Gschäfte.
Wo mer's Kaffi trinken und Ankeweckli drin tunke:
„Halt er si nienen uf, und schwetz er nit, was em ins Muul
chunnt,“
rüeft mer der Vetter no, „und loß er si Tabatiere
„nit im Wirthshuus liege, wie's sust bim Here der Bruuch isch.“
Uf und furt, i gang, und was mi der Vetter ermahnt het,
hani richtig versorgt. Jez sitzi z'Todtnau im Adler —
und iez gang i spaziere und mein, i chönn nit verirre,
mein, i seig am Dorf; z'letzt chresmi hinten am Feldberg
d'Vögel hen mi glockt, und an de Bächlene d'Blüemli.
Selle Fehler hani, i cha mi an allem verthörle.
Drüber wird es chüel und d'Vögel sitzen und schwige.
's streckt scho dört und do e Stern am düstere Himmel
's Chöpfli usen, und luegt, öb d'Sunn echt aben ins Bett seig,
öb er echt dörf cho, und rüeft den andere: „Chömmet!“
und i ha kei Hoffnig meh. Druf leg i mi nieder.
's isch e Hütte dört, und isch en Aerfeli Strau drinn.
„O du liebi Zit,“ so denki, „wenn i deheim wär!
„Oder es wär scho Mitternacht. Es wird doch e G'spenstli
„nämme dohinte sy, und z'Nacht um Zwölfi verwache,
„und mer d'Zit vertribe, bis früeih die himmlische Liechter
„d'Morgeluft verlöscht, und wird mer zeige, wo's Dorf isch.“
Und iez, woni 's sag, und mittem vordere Finger
's Zitli frog, wo's Zeigerli stand, 's isch z'finster für's Aug gsi,
und wo's Zitli seit, 's gang ab den Oelfen, und woni
's Pfifli use leng, und denk: iez trinki no Tubak,
aß i nit vertschlof — bim Bluest, se fangen uf einmol
ihrer zwe ne G'spröchli a. I mein, i ha g'loset —
„Gell, ich chumm hüt spot? Drum isch e Meideli g'storbe
„z'Mambach. 's het e Fiberli g'ha und leidigi Gichter.

„'s isch em wohl. Der Todesbecher hani em g'heldet,
„aß es ringer gang! und d'Augen hani em zudruckt,
„und ha g'seit: Schlof wohl! Mer wenn di wecke, wenns Zit isch. —
„Gang, und biß so guet, und hol mer e wengeli Wasser
„in der silberne Schaale, i will iez mi Sägese dengle."
Dengle? han i denkt, e Geist? und düsele'n use.
Woni lueg, so sitzt e Chnab mit goldene Fegge
und mit wißem G'wand und rosefarbigem Gürtel
schön und lieblig do, und nebenem brenne zwei Liechtli.
„Alli guete Geister" sagi: „Her Engel, Gott grüeß di!"
„Loben ihre Meister" seit druf der Engel, „Gott dank der!" —
„Nüt für übel, Her Geist, und wenn e Frögli erlaubt isch,
„sag mer, was hesch du denn z'dengle?" — „D'Sägese," seit er.
„Jo, sel siehni," sagi, „und ebe das möchti gern wisse,
„wozue du ne Sägese bruuchsch." — „Zum Meihe. Was hesch g'meint?"
seit er zue mer. Druf sagi: „Und ebe das möchti gern wisse."
Sagi zuenem: „Ischs verlaubt? — Was hesch du denn z'meihe?" —
„Gras, und was hesch du so spot do hinte z'verrichte?"
„Nit gar viel," hani gseit, „i trink e wengeli Tubak;
„wäri nit verirrt, wohl wärs mer z'Todtnau im Adler.
„Aber mi Red nit z'vergesse, se sag mer, wenn d'witt so guet sy,
„was du mittem Gras witt mache." — „Fuetere," seit er.
„Eben und das nimmt mi Wunder, de wirsch doch, Gott will, ke Chue ha?"
„Nei, ne Chue just nit, doch Chalbele," seit er, „und Esel."
„Siehsch dört selle Stern? Druf het er mer obe ne Stern zeigt.
„'s Wienecht-Chindli's Esel, und 's heilige Friedeli's Chalble *)

*) Nach einer alten Sage hätte der heilige Fridolin (in der katholischen Schweiz und dem obern Schwarzwalde ein gefeierter Name) mit zwei jungen Kühen eine Tanne bei Säckingen in den Rhein geführt, und dadurch diesen Fluß von der einen Seite der Stadt auf die andere geleitet.

„othme d'Sterne-Luft dört oben, und warten ufs Fueter.
„Und dört wachst kei Gras! dört wachse numme Rosinli,"
het er g'seit, „und Milch und Hunig rieslen in Bäche,
„aber 's Vieh isch semper, 's will alli Morge si Gras ha,
„und e Löckli Heu! und Wasser us irdische Quelle.
„Dorburwille dengli iez, und willi gho meihe.
„Wärsch nit der Ehre werth, und seisch, de wellsch mer au helfe?"
So het der Engel g'seit. Druf sagi wieder zuem Engel:
„Lueg, 's isch so ne Sach. Es sott mer e herzligi Freud sy,
„d'Stadtlüt wisse nüt vo dem; mer rechnen und schribe,
„zähle Geld, sel chönne mer, und messen und wäge;
„laden uf und laden ab, und esse und trinke.
„Was me bruucht ins Muul, in Chuchi, Cheller und Chammer,
„strömt zu alli Thoren i, in Zeinen und Chretze;
„'s lauft in alle Gassen, es rüeft an allen Ecke:
„Chromet Chrisi, chromet Anke, chromet Andivi!
„Chromet Ziebele, geli Rüebe, Peterliwurze!
„Schwebelhölzli, Schwebelhölzli, Bodekolrabe!
„Paraplü, wer koof? Reckholderberi und Chümmi!
„Alles für baar Geld und Alles für Zucker und Kaffi, . .
„Hesch du au scho Kaffi trunke, Her Engel, wie schmeckt's der?" —
„Schwetz mer nit so närsch!" seit druf der Engel und lächlet.
„Nei, mer trinke Himmelsluft und esse Rosinli,
„Vieri alli Tag, und an de Sunntige fünfi.
„Chumm iez, wenn de mit mer witt, iez gangi go meihe,
„hinter Todtnau abe, am Weg, an grasige Halde."
„Jo, Her Engel, freili willi, wenn de mi mitnimmsch,
„'s wird afange chüel. J will der d'Sägese trage.
„Magsch e Pfifli Tubak rauche, stohts der zue Dienste."
Sieder rüeft der Engel: „Puhuh!" Ne füürige Ma stoht,
wie im Wetter, do. „Chumm, zündis abe go Todtnau"
Seits, und voris her marschiert der Puhuh in Flamme,
über Stock und Stei und Dorn, e lebigi Fackle.
„Gell, es isch chummli so," seit iez der Engel: „was machsch echt?

„Worum schlagsch denn Füür? Und worum zündisch di Pfifli
„nit am Puhuh a? De wirsch en doch öbbe nit förchte,
„so ne Fraufaste-Chind, wie du bisch, — het er di g'fresse?"
„Nei, Her Engel, g'fresse nit. Doch mueßi bikenne,
„halber hani'm numme traut. Guet brennt mer der Tubak.
„Selle Fehler hani, die füürige Manne förchi;
„lieber sieben Engel, as so ne brennige Satan." —
„'s isch doch au ne Gruus," seit iez der Engel, aß d'Mensche
„so ne Furcht vor G'spenstere hen, und hätte's nit nöthig.
„'s sin zwee einzigi Geister de Mensche g'fährli und furchtbar:
„Irrgeist heißt der eint', und Ploggeist heißt der ander;
„und der Irrgeist wohnt im Wi. Us Channe und Chruse
„stigt er eim in Chopf, und macht zerrütteti Sinne.
„Selle Geist führt irr im Wald uf Wegen und Stege,
„'s goht mit eim z'unterst und z'öberst, der Bode will unter eim breche!
„d'Brucke schwanke, d'Berg bewege si, Alles isch doppelt.
„Nimm di vorem in Acht!" Druf sagi wieder zuem Engel:
„'s isch e Stich, er bluetet nit! Her Gleitsma, i merk di.
„Nüechter bini gwis. I ha en einzig Schöpli
„trunke g'ha im Adler, und frog der Adlerwirth selber.
„Aber biß so guet und sag mer, wer isch der ander?"
„Wer der ander isch," seit iez der Engel, „das frogsch mi!
„es isch e böse Geist, Gott well di vorem biwahre.
„Wemme früeih verwacht, um Vieri oder um Fünfi,
„stoht er vorem Bett mit große füürigen Auge,
„seit eim guete Tag mit glüehige Ruethen und Zange.
„'s hilft kei das walt Gott, und hilft kei Ave Maria!
„Wemme bete will, enanderno hebt er eim's Muul zu.
„Wemmen an Himmel luegt, se streut er Aeschen in d'Auge;
„Het me Hunger, — und ißt, — er wirft eim Wermuth in d'Suppe;
„möcht me z'Obe trinke, er schüttet Gallen in Becher.
„Lauft me wie ne Hirz, er au, und blibt nit dehinte.
„Schlicht me wie ne Schatte, so seit er: Jo, mer wen g'mach thue.

„Stoht er nit in der Chilchen, und sitzt er nit zue der ins Wirthshuus?
„Wo de gohsch und wo de stohsch, sin G'spenster und G'spenster.
„Gohsch ins Bett, thuesch d'Auge zue, se seit er: 's pressiert nit
„mittem Schlofe. Los, i will der näumis verzehle:
„Weisch no, wie de g'stohle hesch, und d'Waisli betroge,
„So und so, und das und deis; und wenn er am End isch,
„fangt er vornen a, und viel will's Schlofe nit sage."
So het der Engel g'seit, und wie ne füürige Luppe
het der Puhuh g'sprützt. Druf sagi wieder: „I bi doch
„au ne Sunntig-Chind, mit mengem Geistli bifründet,
„aber b'hüet mi Gott der Her!" Druf lächlet der Engel:
„B'halt di G'wisse rein, 's goht über d'siebnen und d'segne,
„und gang iez das Wegli ab, dort nieden isch Todtnau.
„Nimm der Puhuh mit, und lösch en ab in der Wiese,
„aß er nit in d'Dörfer rennt, und d'Schüüre nit azündt.
„B'hüet di Gott, und halt di wohl!" Druf sagi: „Her Engel!
„B'hüet di Gott der Her, und zürn nüt! Wenn de in d'Stadt chunnsch,
„in der heilige Zit, se b'suech mi, 's soll mer en Ehr sy.
„'s stöhn der Rosinli z'Dienst und Hypokras, wenn er di animmt.
„d'Sterneluft isch rau, absunderli nebe der Birsig." *)
Drüber graut der Tag, und richtig chummi go Todtnau,
und gang wieder Basel zue im lieblige Schatte.
Woni an Mambach chumm, se trage sie 's Meideli use,
mittem heilige Chrüz und mit der verblichene Fahne,
mittem Chranz am Todtebaum, und briegen und schluchze.
Hent ders denn nit g'hört! Er wills io wecke, wenns Zit isch.
Und am Zistig druf, se chummi wieder zum Vetter,
d'Tubak-Dose hani richtig näume lo liege.

*) Birsig, ein kleiner Fluß, der durch Basel lauft.

Erinnerung an Basel.

An Frau Meville.

Z'Basel an mi'm Rhi,
io dört möchti sy!
Weiht nit d'Luft so mild und lau,
und der Himmel isch so blau
an mi'm liebe Rhi.

In der Münster Schuel,
uf meim herte Stuehl,
magi zwor iez nüt meh ha,
d'Töpli stöhn mer nümmen a
in der Basler Schuel.

Aber uf der Pfalz
alle Lüte gfallt's.
O wie wechsle Berg und Thal
Land und Wasser überal
vor der Basler Pfalz!

Uf der breite Bruck,
für si hi und z'ruck,
nei, was sieht me Here stoh,
nei, was sieht me Jumpfere goh,
uf der Basler Bruck!

Eins isch nimme do,
wo ischs ane cho?

's Scholers Nase, weie weh,
git der Bruck kei Schatte meh.
Wo bisch ane cho.

Wie ne freie Spatz,
uffem Peters Platz,
fliegi um, und 's wird mehr wohl,
wie im Buebe=Kamisol,
uffem Peters Platz.

Uf der grüene Schanz,
in der Sunne Glanz,
woni Sinn und Auge ha,
lacht's mi nit so lieblig a,
bis go Sante Hans.

's Seilers Nädli springt;
los, der Vogel singt.
Summervögeli iung und froh
ziehn de blaue Blueme no.
Alles singt und springt.

Und e bravi Frau
wohnt dört usen au.
„Gunnich Gott e frohe Mueth!
„Nehmich Gott in treui Huet,
„liebi Basler Frau!"

Auf die Insel bei Odelshofen

am Tage ihrer Einweihung. *)

Zeig Jumpfere us em Oberland,
mit diner Harpfen in der Hand,
flicht di Zirinke-Chranz ins Hor,
legs Halstuech a us Silberflor,
chumm sing e Liedli so und so!
De chasch nit viel. Mer wisse's scho.

Findsch echt der Weg ins Unterland?
Der Schwarzwald blibt uf rechter Hand,
mit sine Firste hoch und lang,
und 's Wasser links, 's goht au di Gang,
und obe Himmel rein und blau,
und unte frische Morgethau.

Doch wenn de n'über d'Chinzig gohsch,
und z'Offeburg am Scheidweg stohsch,
's goht links di Weg, und denk mer dra,
iez goht di d'Bergstros nüt meh a.
Lueg um di! Siehsch kei Insle do?
O b'hüet is Gott, do isch sie jo.

*) Hebels Freunde zu Kork gründeten im J. 1810 auf einer Insel in einem kleinen See bei Odelshofen eine Gartenanlage, und weihten sie in des Dichters Gegenwart als Hebels-Insel ein.

Wie isch das Inseli so nett,
aß wenn's e Engel zirklet hätt,
aß wenn's si eige Gärtli wär!
Wie badets in sim chleine Meer!
Wie badets in sim Bluemeduft,
und suunt si in der reine Luft!

's treit menge Her e Stern am Band,
het Geld wie Laub, und Lüt und Land,
er ißt Pastete, Fleisch und Fisch;
e goldne Bueb stoht hinterem Tisch;
es fehlt em nüt. Frog was de witt
doch so ne Plätzli het er nit.

Und heig er au; was isch derno?
Ihm singe d'Vögeli doch nit froh,
ihm blüehe d'Blüemli nit so blau,
der Nachtluft weiht em nit so lau.
's chunnt nit uf Luft und Vögel a,
me mueß es in ihm selber ha.

Ne frohe Sinn, e lustig Bluet,
in Freud und Leid e guete Mueth,
und wemme binenander sitzt,
und d'Freud eim us de Auge blitzt!
sel will e ander Röckli ha,
im gstickte Gala gohts nit a.

Bim Bluest, dört chömme Here-Lüt!
sing herzhaft furt, sie thüen der nüt.
Sag: Grüeß ich Gott und mach ich froh
in eurem nette Pärkli do;
und wenn si bi der dure göhn,
gang usem Weg und neig di schön.

So grüeß ich Gott und mach ich froh,
in eurem nette Gärtli do,
und spar ich gsund Johr i, Johr us,
o schenket mer e Blüemli drus.
I flicht mers in d'Zirinki i,
es soll mi fürnehmst Blüemli si.

Frau Sunne, was i z'bitte ha,
lueg lieb und süeß das Plätzli a,
und wärms frei wohl und tränks mit Luft,
us diner süeße Muetter-Brust.
Mer sin zwor nit elleinig do,
doch hen die Andre au dervo.

Herr Vollmo, und was d'Nacht erhellt,
wenn d'Sunne schloft im stille Zelt,
i will ichs au bifohle ha,
und luegt e Chnab si Schätzli a,
und wenns em au e Schmützli git,
sind still derzue, verrothets nit.

Jez Jumpfere mit dem Harpfespiel
mach, aß de furtchunsch. Z'viel isch z'viel,
und chunsch mer heim im Obedroth,
und 's frogt di eis: Woher so spot?
se sags, und rüehms frei do und dört,
und halt di redli. Hesch mers ghört?

Die Ueberraschung im Garten.

„Wer sprützt mer alli Früeih mi Rosmeri?
„es cha doch nit der Thau vom Himmel si;
„sust hätt der Mangeld au si Sach,
„er stoht doch au nit unterm Dach.
„Wer sprützt mer alli Früeih mi Rosmeri?

„Und wenn i no so früeih ins Gärtli spring,
„und unterwegs mi Morgeliedli sing,
„isch näumis g'schafft. Wie stöhn iez reihewis
„die Erbse wieder do am schlanke Ris
„in ihrem Bluest! I chumm nit us dem Ding.

„Was gilts, es sin die Jumpferen usem See!
„Me meint zwor, 's chömm, wie lang scho, keini meh.
„Sust sin sie in der Mitternacht,
„wenn Niemes meh als d'Sterne wacht,
„in d'Felder use g'wandelt usem See.

„Sie hen im Feld, sie hen mit frummer Hand
„de brave Lüte g'schafft im Garteland,
„und isch me früeih im Morgeschimmer cho,
„und het iez wellen an si Arbet go,
„isch Alles ferig gsi, — und wie charmant!

„Du Schalk dört hinte, meinsch, i seh di nit?
„Jo, duck di numme nieder, wie de witt!
„I ha mers vorgstellt, du würschs sy.
„Was falle der für Jesten i? —
„O lueg, vertritt mer mini Setzlig nit!"

„O Kätterli, de hesch's nit solle seh!
„Jo, dine Blueme hani z'trinke ge,
„und wenn de wotsch, i gieng für di dur's Füür
„und um mi Lebe wär mer di's nit z'thüür,
„und 's isch mer o gar sölli wohl und weh."

So het zuem Kätterli der Fridli g'seit,
er het e schweri Lieb im Herze treit,
und hets nit chönne sage iust,
und es het au in siner Brust
e schüüchi zarti Lieb zuem Fridli treit.

„Lueg, Fridli, mini schöne Blüemli a,
„'s sin numme alli schöne Farbe dra.
„Lueg, wie eis geg'nem andre lacht,
„in siner holde Früehligs-Tracht,
„und do sitzt scho ne flißig Immli dra." —

„Was helfe mer die Blüemli blau und wiß,
„O Kätterli, was hilft mer's Immlis Fliß?
„Wärsch du mer hold, i wär im tiefste Schacht,
„i wär mit dir, wo au kei Blüemli lacht,
„und wo kei Immli summst, im Paradies."

Und d'rüber hebt si d'Sunne still in d'Höh,
und luegt in d'Welt, und seit: „Was mueß i seh
„in aller Frücih?" — Der Fridli schlingt si Arm
um's Kätterli, und 's wird em wohl und warm.
Druf het em 's Kätterli e Schmüetzli ge.

Riedligers Tochter.

Spinnet, Töchterli, spinnet, und Jergli leng mer der Haspel!
D'Zit vergoht, der Obed chunnt und 's streckt' si ins Früeihjohr.
Bald gohts wieder use mit Hauen und Rechen in Garte.
Werdet nur flißig und brav und hübsch, wie 's Riedligers Tochter!

In de Berge stoht e Hus, es wachse iez Wesme
uffem verfallene Dach, und 's regnet aben in d'Stube.
Frili 's isch scho alt, und sin iez anderi Zite,
weder wo der Simme-Fritz und 's Eveli g'huust hen.
Sie hen 's Huus erbaut, die schönsti unter de Firste,
und ihr Name stoht no näumen am rueßige Tremmel.
Het me gfrogt, wer sin im Wald die glücklichsten Chlüt,
het me gseit: der Simme-Fritz und 's Riedligers Tochter,"
und 's isch dem Eveli grothe mit gar verborgene Dinge.

Spinnet, Chinder, spinnet, und Jergli hol mer au Trieme!
Mengmol, wo der Fritz no bi den Eltere glebt het,
het en d'Muetter gno, und gfrogt mit biwegliche Worte:
„Hesch di no nit anderst bsunne? Gfalle der 's Meiers
„Matte no nit besser zue siner einzige Tochter?"
Und der Fritz het druf mit ernstliche Worten erwiedert:
„Nei, sie gfalle mer nit, und anderst b'sinni mi nümme.
„'s Riedligers suferi Tochter zue ihre Tugede gfallt mer." —
„D'Tugede loß den Engle! Mer sin iez no nit im Himmel!" —
„Lönt de Chüeihe 's Heu ab's Meiers grasige Matte!
„D'Muetter isch e Her! — Und soll au d'Muetter e Her sy,
„Muetter hi und Muetter her, und 's Töchterli willi'" —
„'s Meidli soll's gwiß au scho tribe, d'Nochbere sage's." —
„Sel isch en alte Bricht, und dorum chani 's nit wende.

„Winkts mer, se mueß ich cho, und heißt es mi näumis, so thuenis.
„Luegt's mer no gar in d'Augen, und chummi em nöcher an Buese,
„wirds mer, i weiß nit wie, und möchti sterbe vor Liebi.
„'s isch ke liebliger Gschöpf, aß so ne Herli, wo iung isch.“ —

Näumis het d'Muetter gwüßt. Me seit, das Meideli seig gwiß
in sim zwölfte Johr e mol elleinig im Wald gsi,
und heb Erberi g'suecht. Uf eimol hört es e Ruusche,
und wo's um si luegt, se stoht in goldige Hoore,
nummen en Ehle lang, e zierlig Frauweli vorem,
inneme schwarze Gwand und g'stickt mit goldene Blueme
und mit Edelgstei. „Gott grüeß di, Meideli!“ seit's em,
„spring nit furt, und förch mi nit! I thue der kei Leidli.“
„'s Eveli seit: „Gott dank der! und wenn du 's Erdmännli's Frau bisch,
„willi di nit förche!“ — „Jo frili,“ seit es, „das bini.“ —
„Meideli, los und sag: chansch alli Sprüchli im Spruchbuch?“ —
„Jo, i cha sie alli, und schöni Gibetli und Psalme.“
„Meideli, los und sag: gohsch denn au flißig in d'Chilche?“ —
„Alli Sunntig se thueni. I stand im vorderste Stüehli.“ —
„Meideli, los und sag: folgsch au, was 's Müetterli ha will?“ —
„He, wills Gott der Her, und froget 's Müetterli selber!
„'s chennt ich wohl, i weiß es scho, und het mer scho viel gseit.“ —
„Meideli, was hesch g'seit? Bisch öbbe 's Riedligers Tochter?
„Wenn de mi Gotte bisch, se chumm au zu mer in d'Stube!“
Hinter der Brumberi-Horst gohts uf verschwiegene Pfade
tief dur d'Felsen i. Hätt 's Frauweli nit e Laternli
in der Linke treit, und 's Eveli sorgli am Arm g'füehrt,
's hätt der Weg nit g'funde. Jez goht e silberni Thür uf.
„O Her Jesis, wo bini? Frau Gotte, bini im Himmel?“ —
„Nei doch, du närrisch Chind. In mi'm verborgene Stübli
„bisch bi diner Gotte. Sitz nieder und biß mer Gottwilche!
„Gell, das sin chospere Stei an mine glitzrige Wände?
„Gell, i ha glatti Tisch? Sie sin vom suferste Marfel.

„Und do die silberne Blatten, und do die goldene Teller!
„Chumm, iß Hunig-Schnitten und schöni gwundeni Strübli!
„Magsch us dem Chächeli Milch? Magsch Wi im christalene Becher?"—
„Nei, Frau Gotte, lieber Milch im Chächeli möchti."

Wones gesse het und trunke, seit em si Gotte:
„Chind, wenn d' flißig lehrsch, und folgsch, was 's Müetterli ha will,
„und chunnsch us der Schuel und gohsch zuem heilige Nachtmohl,
„willi der näumis schicke. Zeig, wie, was wär der am liebste?
„Wärs das Trögli voll Plunder? Wärs do das Rädli zuem Spinne?"
„Bald ischs Plunder verrisse. Frau Gotte, schenket mer's Rädli!"
„'s Rädli will gspunne ha. Nimm lieber 's Trögli voll Plunder!
„Siehsch die sideni Chappe mit goldene Düpflene gesprenglet?
„Siehsch das Halstuech nit mit siebefarbige Streife,
„und e neue Rock, und do die gwässerti Hoorschnuer?" —
„Jo, 's isch mer numme z'schön. Frau Gotte, schenket mer's Rädli!" —
„Willsch's, se sollschs au ha, und chunnts, se halt mers in Ehre!
„Wenn de 's in Ehre hesch, solls au an Plunder nit fehle,
„und an Segen und Glück. I weiß em verborgeni Chräfte.
„Sieder nimm das Rösli und trag mers sorglich im Buese!
„aß denn au öbbis hesch von diner heimliche Gotte!
„Los, und verlier mers nit! Es bringt der Freuden und Gsundheit.
„Wärsch mer nit so lieb, i chönnt der iv Silber und Gold ge."
Und iez het sie's gchüßt, und wieder usen in Wald gfüehrt:
„Bhüet di Gott, und halti wohl, und grüeß mer di Muetter!" —
So viel isch an der Sach, und deshalb het me ne nogseit,
d'Muetter seig e Her, und nit viel besser ihr Meidli.

Nu das Meideli isch mit si'm verborgene Blüemli
hübscher vo Tag zu Tag und alliwil liebliger worde.
Und wo's us der Schuel mit andere Chindere cho isch,
und am Ostertag zuem Nachtmohl gangen und heim chunnt,
nei, se bhüetis Gott, was stoht im heitere Stübli?
's Rädli vo Birbaum-Holz, und an der Chunkle ne Riste

mitteme zierlige Band us rosiger Siden umwunde,
unte ne Letschli dra, und 's Gschirrli zuem Netze vo Silber,
und im Chrebs e Spüehli, und scho ne wengeli g'spunne.
D'Gotte het der Anfang gmacht mit eigene Hände.
Wie het mi Eveli gluegt! Was isch das Eveli gsprunge!
Gsangbuech weg und Meie weg und 's Rädli in d'Arm gno,
und het's g'chüßt und druckt. „O, liebi Frau Gotte, vergelts Gott!"
's het nit z'Mittag gesse. Sie hen doch e Hammen im Chöl gha.
's isch nit usen ins Grün mit andere Chindere gwandlet,
Gspunne hets mit Händ und Füeße; het em nit d'Muetter
's Rädli in Chaste gstellt, und gseit: „Gedenke des Sabbaths!
„Isch nit Christus, der Her, hüt vo de Todte erstande?"
Nu di Rädli hesch. Doch Eveli, Eveli, weisch au
wie mes in Ehre haltet, und was d'Frau Gotte wird gmeint ha?
Frili weisch's, worum denn nit, und het sie 'm verheiße:
„Wenn de 's in Ehre hesch, soll au an Plunder nit fehle
„und am andere Sege," se het sie's g'halte wie's recht isch.
Het nit in churzer Zit der Weber e Tragete Garn gholt?
Hets nit alli Johr vom finste glichlige Fade
Tuech und Tuech uf d'Bleiche treit und Strängli zum Färber?
He, me het io gseit, und wenns au dussen im Feld seig,
's Rädli spinn elleinig furt, und wie si der Fade
unten in d'Spuhle zieh', wachs' unterm rosige Bendel
d'Riste wieder no, — sell müßt mer e chummligi Sach sy; —
und wer het im ganze Dorf die suferste Chleider
Sunntig und Werchtig treit, die reinlichsten Ermel am Hemd gha,
und die suferste Strümpf und alliwil freudigi Sinne?
's Frauweli im Felse=G'halt si liebligi Gotte.
Drum het 's Simme's Fritz, wo 's achtzeh' Summer erlebt het,
zue der Muetter gseit mit ernstlige Mine und Worte:
„Numme, 's Riedligers Tochter zu ihre Tugede gfallt mer."
Muetterherz isch bald verschreckt, zwor sottis nit sage.
Wo sie wieder e mol vo 's Meiers Tochter und Matte
ernstlig mittem redet, und wills mit Dräue probiere:

„'s git e chräftig Mittel," seit sie, „wenn de verhert bisch.
„Hemmer für's Riedligers g'huust? Di Vater setzt di ufs Pflichttheil,
„und de hesch mi Sege nit, und schuldig bisch du dra." —
„Muetter," erwiedert der Simme, „soll euer Sege verscherzt sy,
„stand i vom Eveli ab, und gehri vom Vater ke Pflichttheil.
„Z'Stette sitzt e Werber, und wo men uffeme Berg stoht,
„lütet d'Türke-Glocke an allen Enden und Orte.
„Bluet um Bluet und Chopf um Chopf, und Leben um Lebe.
„Färbt mi Bluet e Türke-Säbel, schuldig sin ihr dra!"

Wo das d'Muetter hört, se sitzt sie nieder vor Schrecke:
„Du vermesse Chind, se nimm sie, wenn de sie ha witt;
„aber chumm mer nit go chlage, wenns der nit guet goht."
's isch nit nöthig gsi. Sie hen wie d'Engel im Himmel
mitenander g'lebt, und am verborgene Sege
vo der Gotte hets nit gfehlt im hüsliche Wese.
He, sie hen io z'letzt vo's Meiers grasige Matte
selber die schönsti g'meiht, 's isch Alles endli an Stab cho,
und hen Freud erlebt an frumme Chinden und Enkle.
Thüent iez d'Räder weg, und Jergli, der Haspel ufs Chästli!
's isch anfange dunkel und Zit an anderi G'schäfte.

Und so hen sie's gmacht, und wo sie d'Räder uf d'Site
stellen, und wen go, und schüttle d'Agle vom Fürtuech,
seit no 's Vreneli: „So ne Gotte möchti wohl au ha,
„wo eim so ne Rad chönnt helfen und so ne Rösli."
Aber d'Muetter erwiedert: „'s chunnt uf kei Gotten, o Vreni,
„'s chunnt uf 's Rädli nit a. Der Fliß bringt heimlige Sege
„wenn de schaffe magsch. Und hesch nit 's Blüemli im Buese,
„wenn de züchtig lebsch und rein an Sinnen und Werke?
„Gang iez und hol Wasser und glitsch mer nit usen am Brunne!"

Die glückliche Frau.

Erhalt mer Gott mi Fridli!
Wer het, wer het e brävere Ma,
Und meld si eini, wenn sie cha!
Er sitzt so gern bi siner Frau,
und was mi freut, das freut en au;
und was er seit, und was er thuet,
es isch so lieblig und so guet.
Wie sieht er nit so gattig us
in sine Locke schwarz und chrus,
mit sine Backe roth und gsund,
und mit de Gliedere stark und rund!
Und wenn mi näumis plogt und druckt,
und wenn e Weh im Herze zuckt,
und denk i wieder a mi Ma,
wie lacht mi wieder der Himmel a!
Erhalt mer Gott mi Fridli!

Erhalt mer Gott mi Güetli!
I ha ne Garte hinterem Hus,
und was i bruch, das holi drus;
am Feld in feister Fure schwankt
der Halm, an warme Berge hangt
der Trübel, und im chleine Hof
regiere Hüehner, Gäns und Schof.
Was bruchi, und was hani nit?
Frog was de weisch, lueg wo de witt!
Und wemme meint, 's well Mangel cho,
isch Gottes Sege vorem do;
und wenn der Fridli müed und still
vom Acker chunnt und z'Obe will,
se stoht mit Chümmich, rein und frisch,

e guete Ziger uffem Tisch.
Im grüene Chrüsli stoht der Wi,
i lueg en a, und schenk em i;
druf trinkt er und es schmeckt em guet,
und füllt em 's Herz mit Chraft und Mueth.
Erhalt mer Gott mi Güetli!

Erhalt mer Gott mi Stübli!
Es isch so heiter und so nett,
aß wenns e Engel zimmert het,
und puzt, aß wenns e Chilchli wär,
und wo me luegt, ischs nine leer.
Jo weger, und wenns blizt und chracht,
und wie mit Chüblen abe macht,
wenn usem Nebel füecht und chalt,
der Riesel an de Fenstere prallt,
und wenn no Wienecht chalt und roth
der Jenner uf de Berge stoht,
und dueftig an de Bäume hengt,
und Brucken übers Wasser sprengt,
und wenn der Sturmwind tobt und brüllt,
und 's Dolder ab den Eichen trüllt,
isch's Stübli bheb, und warm und still,
turnier' der Sturm, so lang er will.
Erhalt mer Gott mi Stübli!

Doch will mer Gott mi Fridli neh,
und chani nit, und mueß en ge,
sollsch Chilchhof du mi Güetli sy,
und bauet mer e Stübli dri.
Erhalt mer Gott mi Fridli!

Agatha,

an der Bahre des Pathen.

Chumm Agethli, und förcht der nit,
i merk scho, was de sage witt.
Chumm, b'schau di Götti no ne mol,
und brieg nit so, es isch em wohl.

Er lit so still und fründli do,
me meint, er los, und hör mi no,
er lächlet frei, o Jesis Gott,
as wenn er näumis sage wott.

Er het e schweri Chranket gha.
Er seit: „Es griift mi nümmen a!
„der Tod het iez mi Wunsch erfüllt
„und het mi hitzig Fieber gstillt."

Er het au menge Chummer gha.
Er seit: „Es ficht mi nümmen a,
„und wienes goht, und was es git,
„im Chilchhof niede höris nit."

Er het e böse Nochber gha.
Er seit: „I denk em nümme dra,
„und was em fehlt, das tröst en Gott
„und gebem au e sanfte Tod."

Er het au sini Fehler gha.
's macht nüt! Mer denke nümme dra.
Er seit: „I bi iez frei dervo,
's isch nie us bösem Herze cho."

Er schloft, und luegt di nümmen a,
und het so gern si Gotte gha.
Er seit: „Wills Gott, mer werde scho
„im Himmel wieder z'semme cho!"

Gang, Agethli, und denk mer dra!
De hesch e brave Götti g'ha.
Gang, Agethli, und halt di wohl!
Di Stündli schlacht der au ne mol.

Das Gewitter.

Der Vogel schwankt so tief und still,
er weiß nit, woner ane will.
Es chunnt so schwarz, und chunnt so schwer,
und in de Lüfte hangt e Meer
voll Dunst und Wetter. Los, wie's schallt
am Blauen, und wie's wiederhallt.

In große Wirble fliegt der Staub
zum Himmel uf mit Halm und Laub,
und lueg mer dört sel Wülkli a!
I ha ke große G'falle dra;
lueg, wie mers usenander rupft,
wie üser eis, wenns Wulle zupft.

Se helfis Gott, und b'hüetis Gott!
Wie zuckts dur's G'wülch so füürigroth
und 's chracht und toost, es isch e Grus,
aß d'Fenster zitteren und 's Hus.
Lueg 's Büebli in der Waglen a!
Es schloft und nimmt si nüt drum a.

Sie lüte z'Schlienge druf und druf,
ie, und 's hört ebe doch nit uf.
Sel bruucht me gar, wenns dundre soll
und 's lütet eim no d'Ohre voll. —
O, helfis Gott! — Es isch e Schlag!
Dört, siehsch im Baum am Gartehag?

Lueg, 's Büebli schloft no allewill
und us dem Dundre machts nit viel.
Es denkt: „Das ficht mi wenig a,“
„er wird io d'Auge binem ha.“
Es schnüfelet, es dreiht si hott
ufs ander Oehrli. Gunn ders Gott!

O, siehsch die helle Streife dört?
O los! hesch nit das Raßle g'hört?
Es chunnt. Gott wellis gnädig sy!
Geht weidli, henket d'Läden i!
's isch wieder akurat wie fern.
Gut Nacht, du schöni Weizen-Ern.

Es schettert uffem Chilche-Dach;
und vorem Hus, wie gäutschts im Bach!
Und 's loßt nit no — das Gott erbarm!
Jez simmer wieder alli arm. —
Zwor hemmer au scho gmeint, 's seig so,
und doch isch 's wieder besser cho.

Lueg, 's Büebli schloft no allewil,
und us dem Hagle machts nit viel!
Es denkt: „Vom Briegge loßt's nit no,
„er wird mi Theil scho übrig lo.“
He io, 's het au, so lang i's ha,
zue rechter Zit si Sächli gha.

O gebis Gott e Chindersinn!
's isch großе Trost und Sege drinn.
Sie schlofe wohl und traue Gott,
wenns Spieß und Nägel regne wott,
und er macht au si Sprüchli wohr,
mit sinen Englen in der G'fohr. —

Wo isch das Wetter ane cho?
D'Sunn stoht am heitre Himmel do.
's isch schier gar z'spot, doch grüeß di Gott!
„He," seit sie, „nei, 's isch no nit z'spot,
„es stoht no menge Halm im Bah',
„und menge Baum, und Oepfel dra." —

Potz tausig, 's Chind isch au verwacht,
lueg, was es für e Schnüfli macht!
Es lächlet, es weiß nüt dervo.
Siehsch, Friederli, wie's ussieht do? —
Der Schelm het no si G'falle dra.
Gang, richt em eis si Päppli a! —

Der Geist in der Neujahrsnacht.

1808.

Tochter, suech e Strumpf, und stopfen do hinte ins Fenster,
wo hütt 's Büebli mittem Stecke d'Scheibe verheit het.
G'schicht ich im neue Johr kei größer Unglück, aß das isch,
chönneter z'friede sy. Doch weihts mer so frostig in Aecke,
und i bi die letzti Nacht e wengeli z'jung gsi
für mi Alter, doch mit Zucht, und eimol isch keimol.
Will mer Geister erblicke, und heiligi Sache erfahre,

mueß me, wenns Zwölfi schlacht, nit in de Federe liege.
Nu mer hen is verspötet mit allerhand fründligi Gspräche
z'Heitersche an der Stros, und Uhr und Zeiger isch gstande.
d'Uhr het im alte Johr no welle ne wengeli Frist geh,
oder han is verhört, — „Guet Nacht, ihr Nochbere, sagi,
„mi Weg wird am witschte sy go Chrotzige," sagi,
„gebis Gott e glücklich Johr und freudige Sinne!"
„Das geb Gott der Her," so sage die Andere, „und schick di,
„sust trapiert di der Geist no näume, eb de deheim bisch,
„wo mit sim Chind im Arm am letzte Dezember an d'Stros stoht;
„d'Postknecht wisse's alli, und rite lieber e Feldweg." —
's isch so cho, und zmitts im Dorf, und woni ums Eck gang,
Nebe 's Xaveris Huus, bim Bluest, do stoht er am Brunne
gros bis fast ans Dach und inneme duftige Mantel,
gwobe us Wulke und Liecht, und mitteme Bändel im Chnopfloch,
und het in de Arme und halber im Mantel verborge
wunderschön e Büebli gha mit fründligi Auge,
chüeßts und lächlets a us sine ernstlige Mine,
wie us nächtligem Gwülch der Vollmond lieblig in d'Welt luegt.
Siehsch mi nit, so thuesch mer nüt — so denki und weih mi
mit em heilige Chrütz, und stell mi hinter de Brunnstock,
und will lose, was er seit, und wienerem zuspricht.
Wenig hani z'erst verstande; 's Wasser het bruuschet
us de Röhre in Trog, und us em Brunntrog ins Gräbli.
„Chilchhof" — hani verstande, und — „Nüt darf ewige Bstand ha." —
Und — „Jez gohsch in d'Welt mit dine Schmerze und Freude.
„Theil sie verständig us, und was i nimme cha schlichte
„bring zum guete End. Sie hen e freudige Herbst gha.
„Trinkt ein z'viel, und sitzt er lang im nächtliche Wirthshuus,
„gang, und bietem heim, und füehren, daß er kei Bei bricht!
„Nimm di der Armueth a, und sorg mer für Witwe und Waise,
„mach mer die Chranke gsund. — Die brave Soldate hani no
„mit Trumpete und Pauke und Ehren-Chränze ins Land gfüehrt.

„Loß du Freude und Tanz und Aepfelchüechli nit fehle,
„wenn sie im Urlaub sind deheim bi Vater und Muetter.
„Seig kei Fabelhans, und denk nit, wil e Kometstern
„duftig am Himmel hangt, so müeß isch Feldzueg und Schlachte,
„Hungersnoth und Sterbet bringe, Zetter und Elend.
„'s isch mi Ehrenstern. Siehsch nit mi Bändel im Chnopfloch?
„Roseroth isch Freud, und Grüen isch liebligi Hoffnig.
„Gang verdien der au so ein mit dine Merite,
„und schmück Jung und Alt mit frumme Sitte und Thate!"
Drüber schnurrts im Thurn in alli Räder am Schlagwerk,
und wies Zwölfi schlacht, so stellt er 's Büebli an Bode,
wie der Engel so schön, und wie der Morge so lieblig,
und seit: „das walt Gott! Jez gang uf eigene Füeße!
„gieb mer frei wohl Acht zum güetige Fürste in Karlsrueh,
„zue de Friburger Here, und zue de Landen im Brisgau,
„aß sie kei Leid erfahre, und bringene Freude und Gsundheit!"
Süeß, wie Sunneblick, het 's Büebli gächlet und Jo! gseit.
Aber mittem letzte Schlag im luftige Chilchthurn
goht er in große Schritte 's Dorf us, und gegenem Rhi zue,
alliwil gschwinder und größer, und alliwil bleicher und dünner,
wiene Nebelduft am Feldberg oder am Belche.
Und wie nootno in der Mitternacht d'Glocke verbrummt het,
het si der Duft verzoge, und isch vergange und weg gsi.
Chunnsch bal mit em Strumpf? 's zieht alliwil schärfer und chüeler.
Wenni lang verzehl, stohsch lang do umme und gohsch nit.

Die Hauensteiner Bauernhochzeit.

In Gegenwart der Frau Großherzogin Stephanie, auf einem Maskenballe aufgeführt, im Dezember 1814.

Ein Schulmeister tritt auf mit den Hochzeitleuten und spricht:

An das Gefolge:
Jez stelletich! — du doher, hani gseit!
Und du dört mit dim große Dreispitz links!
Und neig si ieds, und betet lisli no!

An die Großherzogin:
Do bringi, liebi gnädigi Fürste Frau,
ne ganzi Hochzit usem Hauestei
vo Herischwand. Vor vierzeh' Johre hen
sie alle 's A, B, C no bi mer g'lert
und treui Fürsteliebe. — Der do het
scho in der Schuel gern 's Marianli gseh,
und Töpli g'hobe für 's. Drum, d'Liebe het
kei Zit. Jez endli vor Micheli-Tag
hen's d'Väter usg'macht. — Loset, hani gseit,
lönts mittem Chilchgang, mittem Freudesprung
no Zit ha bis zum heilige Stephanstag!
Mer göhn go Carlisrueh! Wer weiß, es macht
der liebe Fürstinn au ne chleini Freud.
Sie isch io au zu üs cho. — Großi Freud
isch 's gsi im Land. — O, gnädige Fürste-Frau,
mer chönnes nie vergesse. D'Muetter seit's
im Chindli uffem Schooß, und 's Chindli lacht
und zuckt vor Freude. Dankich Gott der Her

für Eui Liebi, und was Euer Herz
erfreue mag, das gebich Gott! — 's erfreut
viel tausig tausig Herze. — Uiser eis
cha's nit so sagen, au ne Schuel-Her nit.
— 's isch viel g'seit. — Bring der lieb Gott gsund und froh
bald wieder üse Heren in sein Schloß,
und segne seine Kronen und sein Haus
auf späte Zit! — Sin Eui Chinder brav?
's gröst wird iez bald in d'Schuel go, denki wohl.
Erhalt Gott ihri Bäckeli frisch und roth,
und schenkene de Muetter chöstlig Herz
und bald e Brüederli. — Jez weihet au
mi Pärli do mit Euem liebe Blick,
und chömmet, wenn der Maie wieder grüent,
und Bluest zue neui Freude-Chränze bringt,
au wieder use! — 's g'rothe Frucht und Wi
nit, biß der wieder in der Nöchi sind,
und Sege bringet, wie im Jahrgang Oelf.
's isch Sege, wo der sind. —

An die Braut:

Jez, Marian,
Gang, gieb 's Papierli umme! Bis nit schüch!
(indem sie bereits vor der Großherzogin steht und sich von selbst neigt)
und neig di zimpfer! Zeig!

Der Abendstern.

De bisch au wieder zitli do,
und laufsch der Sunne weidli no,
du liebe, schöne Obestern!
Was gilts, de hättsch di Schmützli gern!

Es trippelt ihre Spure no,
und cha sie doch nit überchо.

Wo alle Sterne groß und chlei,
isch er der liebst und er ellei,
si Brüderli, der Morgestern,
sie het en nit ums halb so gern;
und wo sie wandlet us und i,
se meint sie, müeß er um sie sy.

Früeih, wenn sie hinterm Morgeroth
wohl ob em Schwarzwald ufe goht,
sie füehrt ihr Büebli an der Hand,
sie zeigt em Berg und Strom und Land,
sie seit: „Thue g'mach, 's pressirt nit so!
Di Gumpe wird der bald vergoh."

Er schwätzt und frogt sie das und deis,
sie git em B'richt, so guet sie's weiß.
Er seit: „O Muetter, lueg doch au,
do unte glänzts im Morgethau
so schön wie in di'm Himmelssaal!"
„He, seit sie, drum isch's Wiesethal."

Sie frogt en: „Hesch bald Alles gseh?
„Jez gangi und wart nümme meh."
Druf springt er ihrer Hand dervo,
und mengem wiße Wülkli no;
doch, wenn er meint, iez han i di,
verschwunden isch's, weiß Gott, wohi.

Druf wie si Muetter höcher stoht,
und alsgmach gegenem Rhistrom goht,
se rüeft sie'm: „Chumm und fall nit do!"
Sie füehrt en fest am Händli no:

„De chönntsch verlösche, Handumcher,
„Nimm, was mers für e Chummer wär!“

Doch, wo sie überm Elsis stoht,
und alsgmach ehnen abe goht,
wird nootno 's Büebli müed und still,
's weiß nümme, was es mache will;
's will nümme goh, und will nit goh,
's frogt hundertmol: „Wie wit ischs no?“

Druf, wie sie ob de Berge stoht,
und tiefer sinkt ins Oberoth,
und er afange matt und müed
im rothe Schimmer d'Heimeth sieht,
se loßt er sie am Fürtuech goh,
und zottlet alsgmach hinte no.

In d'Heimeth wandle Herd und Hirt,
der Vogel sitzt, der Chäfer schwirrt;
und 's Heimli betet dört und do
si luten Obedsege scho.
Jez, denkt er, hani hochi Zit,
Gottlob und Dank, 's isch nümme wit.

Und sichtber, wiener nöcher chunnt,
umstrahlt sie au si Gsichtli rund.
Drum stoht si Muetter vorem Hus:
„Chumm, weidli chumm, du chleini Muus!“
Jez sinkt er freudig niederwärts —
iez ischs em wohl am Muetterherz.

Schlof wohl, du schöner Obestern!
's isch wohr, mer hen di alli gern.
Er luegt in d'Welt so lieb und guet,
und bschaut en eis mit schwerem Mueth,

und isch me müed, und het e Schmerz,
mit stillem Frieden füllt er 's Herz.

Die anderen im Strahleg'wand,
he, frili io, sin au scharmant.
O lueg, wie's flimmert wit und breit
in Lieb und Freud und Einigkeit!
's macht kein em andre 's Lebe schwer
wenns doch donieden au so wär!

Es chunnt e chüele Obedluft
und an de Halme hangt der Duft.
Denkwol, mer göhn iez au alsgmach
im stille Frieden unter's Dach!
Gang, Liseli, zünd 's Aempli a
Mach kei so große Dochte dra!

Der Sperling am Fenster.

Zeig, Chind! Wie het sel Spätzli gseit?
Weisch's nümme recht? Was luegsch mi a? —
„'s het gseit: I bi der Vogt im Dorf,
„I mueß von Allem d'Vorles ha."

Und wo der Spötlig seit: 's isch gnueg!
Was thuet mi Spatz, wo d'Vorles het? —
„Er list am Bode d'Brösli uf,
„Sust müest er hungerig in's Bett."

Und wo der Winter d'Felder deckt,
Was thuet mi Spatz in siner Noth?

„Er pöpperlet am Fenster a,
„Und bettlet um e Stückli Brod. —“

„Gang, gib em, Muetter! 's friert en sust.“
Zeig, sag mer z'erst, 's pressirt nit so,
Wie chunnts der mit dem Spätzli vor?
Meinsch nit, es chönnt eim au so goh?

Chind, wird's der wohl, und 's goht der guet,
Sag nit: i bi ne riche Her,
Und iß nit Brotis alli Tag!
's chönnt anderst werde, Handumchehr.

Iß nit den chrosplig Ranft vom Brod,
Und loß de weiche Brosme stoh!
— De hesch's im Bruuch — es chunnt e Zit,
Und wenn de's hättsch, wie wärsch so froh!

Ne blaue Möntig währt nit lang,
Und d'Wuche het no mengi Stund,
Und mengi Wuche lauft dur's Dorf,
Bis Jedem au si letzte chunnt.

Und was men in si'm Früehlig lehrt,
Me treit nit schwer, und het's e mol,
Und was men in si'm Summer spart,
Das chunnt eim in si'm Spötlig wohl.

Chind, denk mer dra, und halt di guet!
„O Muetter lueg! der Spatz will goh!“
Se gang er! Leng die Hirse dört,
Und sträu'em! Er wird wieder cho!

An C. L.,

die Verfasserin eines allemannischen Gedichtes: die Biene.

Wer so ne Liedli mache cha,
Mueß selber schier en Immli sy.
Es leit so zarti Zellen a,
Und treit so reine Hunig dri.
Nei, in der Stube chunnts eim nit,
Und in de Büchere lehrt mers nit.

Wo's Immli sini Stiefel chauft,
Im Blueme-Schoß si Chöpfli tauft,
Dört findt me so schermanti Sache,
Und so ne Gmüethli zart und guet,
E frumme Sinn, e frohe Mueth,
Cha's au zuem nette Liedli mache.

Die Häfnet-Jungfrau.

Vetter, wo simmer doch echterst? Bald glaubi, mer seige verirret.
's schlacht kei Uhr, me hört ke Guhl; es lütet ke Glocke;
wo me lost und wo me luegt, se findt me ke Fueßtritt.
Chömmet do das Wegli ab! Es isch mer, mer seige
nümme wit vom Häfnet-Bugg. Sust gruſets mer, wenni
drüber mueß; iez wäri froh. Der Sunne no möcht es
schier gar Zehni sy. Sel wär kei Fehler, mer chäme
alliwil no zitli gnueg go Steine bis Mittag. —
Geltet, was hani gseit! Gottlob, do simmer am Häfnet,

und iez weißi Weg und Steg. Der hent doch au betet
hütte früeih, wills Gott, und hentich gwäschen und d'Hoor gstrehlt
mittem Richter? Mengmol müen au d'Finger der Dienst thue,
und der sehnt mer schier so us. Je, Vetter, i warnich,
wemmer bim Brunne sind, me würdich wäschen und strehle.
's stoht im Wiesethal und in den einseme Matte
no ne Huus, me seit em numme 's Steinemer Schlößli.
's thuet de Hamberchs-Lüten und 's thuet de Buure, wo gfrohnt hen,
bis es gstanden isch mit sine Stapflen am Giebel,
au kei Zahn meh weh. Doch liege sie rüeihig im Bode,
d'Häfnet-Jumpfere nit, wo vor undenkliche Zite
in dem Schlößli ghuset het mit Vater und Muetter.
's isch e Zwingher gsi, und 's het des Frohnes kei End g'ha,
bald ufs Tribe, bald zum Bauen oder an Acker,
z'Nacht zum Hüeten ins Feld, und het der Zwingher und d'Zwingfrau
nüt meh gwüßt, isch d'Tochter cho, ne zimpferig Dingli,
mitteme Zucker-Gsicht und marzipanene Hälsli.
Bald het ein go Basel müeßen oder no witers
Salbe hole, das und deis zum Wäschen und Strehle,
Schueh mit gstickte Bluemen und chosperi goldeni Chappe
mit Chramanzlete drum und sideni Hentschen und Bendel.
Meinet der denn, sie wär e mol go Steine in d'Chilche
uffem Bode gange mit ihre papierene Schuhne?
Oerliger, bim Bluest, vom thüürste, wo me cha finde,
hen sie müeße spreite vom Schlößli bis füren an Steine
und durs Dorf an d'Chilchhofthür und übere Chilchhof,
und am Möntig wäschen. Am nächste Samstig het Alles
müeße sufer sy, wie neu vom Weber und Walker.
's isch emol e alte Ma, 's heig Niemes si Heimeth
wüsse welle, neben an dem Oerliger-Fueßweg
gstanden an der Chilchhofthüre. „Loset, i warnich
„Jumpferli," heig er gseit, „'s isch mit dem Plätzli nit z'spasse.
„Goht me so in d'Chilchen und über die grasige Gräber?
„Wie heißts in der Bibel? Der werdets iemerst nit wüsse:

„Erde sollst du werden, aus Erde bist du genommen.
„Jumpfere, i förch, i förch!" — Druf seig er verschwunde.
Sel mol uf Oerliger-Tuech in d'Chilche gangen und nümme!
Nei, 's mueß Flanell her am nächste Sunntig mit rothe
Bendle rechts und links und unten und obe verbendlet.
O, wie mengmol hen doch d'Lüt im Stille der Wunsch gha:
„Nähm di numme ne Ma im Elsis oder im Brisgau,
„oder wo der Pfeffer wachst! Es sott der io gunnt sy."
Aber 's het sie Niemes möge. D'Muetter isch gstorbe,
der Vater au, sie liege nebenenander,
und 's chunnt z'letzt e Gang, wo 's Töchterli füren in Chilchhof
au ke Flanell bruucht und eineweg d'Schühli nit wüest macht.
Hen sie nit im Todtebaum vier Richter ins Grab treit?
's seig nit briegget worde. Ne Vater unser hen frilig
Alli betet, und gseit: „Gott geb der ewige Friede!"
Drum der Tod söhnt Alles us, wenns numme nit z'spot wär.
Aber der alt Ma seig eismol wieder am Chilchhof
gstanden und heig gseit mit schwere bidütseme Worte:
„Hesch nie das Plätzli birührt, so soll di das Plätzli nit tole.
„Wo du ane g'hörsch, weiß numme 's Geitligers Laubi."
's isch so cho. Der ander Morge, women ins Feld goht,
stoht der Todtebaum vor usse nebe der Chilchmuur.
Wer verbei isch, het en gseh, und 's heißt no dernebe,
's seige Grappe gnueg druf gsessen und heigen am Tuech pickt;
wie mes macht; wenn näumis isch, se lüegt me no meh dra.
Je, me hets wieder probiert, me het sie no tiefer vergrabe,
an en andere Platz. 's het alles nit ghulfen und battet.
Endli seit der Vogt: „Me müen go 's Geitligers Laubi
„froge, wo sie ane gehört." Me rüstet e Wage,
wettet d'Stieren i, und leit der Todtebaum ufe.
„Laufet, wo der went!" Sie hen si nit zweimol lo heiße.
Uf und furt zuem Häfnet-Bugg. Dört blibe sie b'hange,
z'allernöchst am Brunne (der wüssets) womer verbei sin.
In dem Brunne sitzt sie. Doch stigt sie an sunnige Tage

mengmol usen ans Land, strehlt in de goldige Hoore,
und wenn Näumer chunnt, wo selle Morge nit betet
oder d'Hoor nit gstrehlt, und wo si nit gwäschen und putzt het,
oder iunge Bäum verderbt und Andere 's Holz stiehlt,
seit me: sie nehm en in d'Arm, und ziehn en aben in Brunne.
Vetter, i glaub sel nit. Me seit so wege de Chinde,
aß sie süferli werden und niene näumis verderbe.
Vetter, wär es so gföhrli, bim Bluest, euch hätt sie in d'Arm gno,
wo mer neben abe sin, und gwäschen im Brunne,
und au wieder gstrehlt e mol. — Nei, loset, was höri?
's lütet z'Steine Mittag. Bal simmer dussen im Freie.
D'Zit wird eim doch churz im Laufe, wemmen au näumis
mitenander z'rede weiß und näumis z'erzähle.
Seigs denn au nit wohr, es isch nit besser, wenns wohr isch.
Sehnt der iez dört 's Schlößli mit sinen eckige Gieble?
Und das Dorf isch Steine. Do füre zieht si der Chilchweg.

An den Rechnungsrath Gyßer.

Wie? was sagetder, aß der seiget, in Eure Epistle?
Schatzigbleger *)? Nei, was mueß me für Sachen erlebe?
Hender d'Schatzig b'leit, Her Gyßer? Jesis, gent Achtig,
wenn sie iünglet, wie 's ich goht! Das chönnemer bruuche.
Was het selle gseit, wo g'hört het, d'Sunne heig g'wibet?
's stoht ins Vetters Fable. Er het mit schrundige Hände

*) Antwort auf ein Schreiben von Gyßer, in welchem sich derselbe, weil mit der Schatzungsrenovation des Oberamts Badenweiler beauftragt, als: „Schatzigbleger" (Schatzungs-Beleger) unterschrieben hatte.

in de Hore g'chrazt. „I mein, sie mach eim elleinig
„heiß gnueg, het er gseit, mit ihrem dunstigen Othem,
„und trinkt alli Brunnen us; 's würd sufere Arbet
„werde, wenn sie Jungi het, und hinter de Berge
„wie ne Gluckere füre chunnt mit Siebe und Achte."
Lueget, so wirds goh, wenn d'Schatzig Bueben und Meidli
überchunnt und lebig bhaltet, g'fräßige Chinder,
's wird nit z'bschribe sy, was für e Lamento ins Land chunnt.

Vetter Gyßer loset, der hent doch b'sundere Feste!
Jo i mueß es sage, und wenns mi gnädige Landsher
über churz und lang erfahrt, und henktich der Brodchorb
höcher, wie der selber förchet, nimmts mi nit wunder.
Ischs ich öbbe, wil der Moler*) z'Mülle ne weg chunnt,
gumperig, und meinet, iez lueg ich Niemes uf d'Ise?
Hen der gmeint, io wohl! Sie hen scho wieder en Andre
in der Macht! und er würd ich d'Zeche verlese.
Wie het Rehabeam gseit? „Mein Finger," seit er, „soll schwerer
„seyn, als meines Vaters Arm." Der werdets erfahre!
Sust e brave Her, und gschickt, er schribt si vo Spir her
ehnen am breite Rhi, wo iez der Premie-Consul
d'Schatzig bleit, und 's Volch regiert mit bluetige Hände.

Vetter Gyßer, 's fallt mer i, isch nit wohr, mer hen doch
mengerlei Heren im Land vo allen Enden und Orte,
und mir sin no als die brävste? Hättemer numme
näumis glehrt! Mer hätte doch so ordli der Zit gha.
Aber iez isch z'spot! Und mengmol wenn mini Schüeler
mehr verstöhn aß ich, und froge mi spitzigi Sache,
woni selber nit weiß, se sagi: „Loset, der müent ein
„nit gli z'Schande mache! 's isch almig nit gsy, wies iez isch,

---

*) Der damalige Oberbeamte in Müllheim, Geh. Hofrath Maler.

„mittem Lehre, und me het iust d'Glegeheit nit gha.
„B'haltets binich, was der wüsset! Wendets im stille
„a, und werdet brav, und saget, der heigets bi mir glehrt,
„aß i au no Ehr erleb, und dankbari Zite!"

Vetter Gyßer, hent der Buebe, soll ein e Pfarer
werde, hani nüt derwider. Rüeihig verlebt er
sini Stunden uffem Land. Ne freudige Wechsel
zwischen Arbet und Rueih, und zwische Studieren und Martsche,
zwischen Essen und Verdaue flicht si dur 's Lebe.
Ob em hangt der Himmel voll Sunne, Sternen und Gige;
unter em der Boden, er treit em fruchtbere Zehnte.
Uf de Matte weide d'Chüeih, ihm trage sie d'Milch zu;
an de Berge grase d'Schof, ihm chrüslet si d'Wulle;
in den Eichle chnarflet d'Sau, ihm leit sie der Speck a.
Färlet näume ne Mohr, het au der Pfarer si Säuli.
Meint der Fürst, er heig si Sach an Zinsen und Gfälle,
mueß er mittem Pfarer theilen oder Proceß ha.
Drum, Her Gyßer! was i sag, und wenn ein e Pfarer
werde will! und wenn e schöni mannberi Tochter
no nem Vikari luegt, und er luegt wieder no ihre,
und sie wechsle mitenander fründligi Rede,
löhnt sie mache! sagi. Doch vorem leidige Schuelstaub
soll der Himmel euer Chind in Gnade biwahre.

Aber mi Red nit z'vergessen, und euri Jesten und Rime,
io, i ha sie übercho; sie hemmer e Freud gmacht,
bsunders selli Frau. Wie ischs ere endli no gange?
Isch sie wieder z'Chräfte cho? I möchtere's gunne.
Oder het sie g'endet, und trinkt in blaue Reviere
Sterneluft und Himmelsthau, und mutteret nümme?
Helfis Gott! Mer werde au no 's Bündeli mache,
und ins himmlisch Canaan der Weg unter d'Füeß neh!
's seig e gangbari Stroß, sie gang gwis übere Chilchhof.

Sieder wemmer leben, und 's Lebe freudig verbruuche,
Trübli esse, Neue trinke, Chestene brote.
Vetter Gyßer, chunnt deim Buur si sunnige Rebberg
mit der Zit an Stab, se bietet für mi. Es chunnt mer
nit uf näumis a, und d'Morgesunnen isch viel werth.
Lueget, tez mueßt in d'Schuel, sust wotti no allerlei sage.
B'hüetich Gott! Vergelts Gott au! Und chömmet bal wieder.

Der Schwarzwälder im Breisgau.

Z'Müllen an der Post,
Tausigsappermost!
Trinkt me nit e guete Wi!
Goht er nit wie Baumöl i,
z'Müllen an der Post!

Z'Bürglen uf der Höh,
nei, was cha me seh!
O, wie wechsle Berg und Thal,
Land und Wasser überal,
z'Bürglen uf der Höh!

Z'Stauffen uffem Märt
hen sie, was me gehrt,
Tanz und Wi und Lustberkeit,
was eim numme 's Herz erfreut,
z'Stauffen uffem Märt!

Z'Friberg in der Stadt,
sufer ischs und glatt,

riche Here, Geld und Guet,
Jumpfere wie Milch und Bluet,
z'Friberg in der Stadt.

Woni gang und stand,
wärs e lustig Land.
Aber zeig mer, was de witt,
numme näumis findi nit
in dem schöne Land.

Minen Auge gfallt
Herischried im Wald.
Woni gang, se denki dra,
's chunnt mer nit uf d'Gegnig a
z'Herischried im Wald.

Imme chleine Hus
Wandlet i und us —
gelt, de meinsch, i sag der, wer?
's isch e Sie, es isch kei Er,
imme chleine Hus.

Der allezeit vergnügte Tabakraucher.

Im Frühling.

's Bäumli blüeiht, und 's Brünnli springt.
Potz tausig los, wie 's Vögeli singt!
Me het si Freud und frohe Mueth,
und 's Pfifli, nei, wie schmeckt's so guet!

Im Sommer.

Volli Aehri, wo me goht,
Bäum voll Aepfel, wo me stoht!
Und es isch e Hitz und Glueth.
Eineweg schmeckt 's Pfifli guet.

Im Herbst.

Chönnt denn d'Welt no besser sy?
Mit si'm Trübel, mit si'm Wi
stärkt der Herbst mi lustig Bluet,
und mi Pfifli schmeckt so guet.

Im Winter.

Winterszit, schöni Zit!
Schnee uf alli Berge lit,
uffem Dach und uffem Huet.
Justement schmeckt 's Pfifli guet.

Auf den Tod eines Zechers.

Do hen sie mer e Ma vergrabe.
's isch schad für sini bsundre Gabe.
Gang, wo de witt, suech no so ein!
Sel isch verbei, de findsch mer kein.

Er isch e Himmelsg'lehrte gsi.
In alle Dörfere her und hi
se het er gluegt vo Hus zue Hus:
hangt nienen echt e Sternen us?

Er isch e freche Ritter gsi.
In alle Dörfere her und hi
se het er g'frogt enanderno:
„sin Leuen oder Bäre do?"

E guete Christ, sel isch er gsi.
In alle Dörfere her und hi
se het er untertags und z'nacht
zuem Chrüz si stille Bueßgang g'macht.

Si Namen isch in Stadt und Land
bi große Here wohl bikannt.
Si allerliebsti Cumpanie
sin alliwil d'drei Künig gsi.
Jez schloft er und weiß nüt dervo,
es chunnt e Zit, gohts Alle so.

Des rheinländischen Hausfreundes Danksagung an Pfarrer Jäck in Tryberg. *)

Zeig wie, Her Peter! Wenn der 's Gläsli schmeckt,
voll Chirsiwasser, und der Chueche dri,
und 's Lied vo Triberg vom Her Pfarer Jäck,
weisch nit, was schön isch? Git men eim nit d'Hand,
zieht 's Chäpli ab, und seit: Vergelts ich Gott!
Du nit? Und trinksch, aß wenn di eigene Baum
die Chirsi treit hätt? Und de hesch doch kein.

---

*) Für drei Krüge Kirschwasser und Kuchen mit einer Zuschrift in allemannischer Sprache.

's isch wohr, Her Jäck, i ha kei eigene Baum,
i ha kei Huus, i ha kei Schof im Stal,
kei Pflueg im Feld, kei Immestand im Hof,
kei Chatz, kei Hüenli, mengmol au kei Geld.
's macht nüt, 's isch doch im ganze Dorf kei Buur
so rich, as ich. Der wüsset wie me's macht.
Me meint, me heigs. So meini au, i heigs
im süeße Wahn, und wo ne Bäumli blüeiht,
's isch mi, und wone Feld voll Aehri schwankt,
's isch au mi; wone Säuli Eichle frißt,
es frißt sie us mi'm Wald.

So bini rich. Doch richer bini no
im Heuet, in der Erndt, im frohe Herbst.
I sag: Jez chömmet Lüt, wer will und mag,
und heuet, schnidet, hauet Trübli ab!
I ha mi Freud an Allem gha, mi Herz
an allen Düften, aller Schöni g'labt.
Was übrig isch, isch euer. Tragets heim!

Herr Jäck, mir isch, der schüttlet eue Chopf,
und saget fürich selber: „Guete Fründ,
„so lebt men im Schlaraffeland.“ He io,
so lebi im Schlaraffeland, 's isch wohr.
Treit nit meng Immli süeße Hunig heim
um Triberg? Hangt nit menge Chirsibaum
voll schwarzi Chinder? Mir do niede fliegt
der Chuechen und der Chirsiwasser-Chrueg,
und drei für ein zum Fenster i. Do trink!
Und lueg, do fliegt e Blatt, 's isch schwarz uf wiiß.

Herr Jäck, viel Süeßi wohnt im Bluemechelch,
Viel Gwürz im brune Chirsichern, 's isch wohr.

Doch was im frumme Menscheherz ersprießt,
und ufgoht, und in schöne Liedere blüeiht,
wie euer Lied, goht übers Zuckerbrod
und Zimmetgeist. Das treit kei Immli heim,
das distellirt der Summer an keim Baum.
Drum dank ich Gott für alles Liebs und Guets.
Drum dank ich Gott für euer dreifach G'schenk,
und gebich Sunneschin un frohi Zit.
Der sehnt, i dank mit Chapeziner-Dank,
mit Segen und Papier. — —

Epistel an den Pfarrer Güntert zu Weil. *)

Vetter Vogt! Der Bammert (i muß ichs chlage) wird tägli
liederlicher, füler, versoffener; 's isch nümme z'lebe,
's isch nümme z'gschirre mit em; 's hilft weder strofe, no Zuspruch.
Looset, wiener mers macht! 's isch weg'neme Tubakpfifli,
weg'neme tusignette Pfifli; 's het mi ser Gulde
k'chost und ungradi Chrützer, no ohni 's Bschleg dra, und ohni
's Chetemli dra; sust seit mer der Gattig Pfiflene Meerschum.
Wiiß sin si, wie Chlabaster, und weich wie Anke, und wie ne
Fliegeschißli so liicht, wenn eim e Fliege 'n uff d'Hand . . .
Raucht me'n us so me Pfifli, se wirds wie länger wie schöner,
Z'erst wirds grüen am Bschleg, aß wie der libhaftig Chrüespon,
Alliwil witer abe, und alliwil grüener und dunkler,
bis es schwarz isch wie d'Nacht; doch brun wirds gegenem Chopf zue;

---

*) Hebel pflegte noch zu Lörrach seinen Freund Güntert im Scherze Vogt zu nennen, sich selbst nannte er Stabhalter, und einen andern Freund, der damals Amtsactuar zu Lörrach war, Bammert, d. i. Bannwart, Feldhüter.

und der Chopf blibt wiiß; 's isch nüt nutz, wenn er nit wiiß blibt.
Aber so e Pfifli isch wie e schaallos Eili,
wie e Sermonetchindli (doch nit der Landvögti ihres),
wo me's arührt, thuets em weh; im Augeblick het es
Moose, Chritzli, Löchli; me darf nit herzhaft dra chuche.
Het ein e Ruusch, se will i'm nit rothe us so me Pfifli
z'rauche, 's Pfifli wär hih, und überhaupt, wenn ein voll isch,
soll er 's rauche lo si; me het bitrübti Exempel,
's goht mit em z'underst und z'öberst, der Bode will unter em
breche.
D'Brucke schwanke, d'Berg biwege si, d'Lüt sicht er dopplet,
schwezt mit em selber — armsdicke Wort, — si schieße kem Pfarer
so vo de Lippe; der Ziehzero z' Rohm isch numme e Naar gsi.
Aber wider zum Pfifli. Wenn so e Pfifli versaut isch,
lueget, se cha me's butze, und wenn's so rueßig und schwarz isch,
wie der Michel mit vierzeh Striche, wirds ich doch wider
wie der g'falle Schnee, me glaubts nit, wemmes nit gseh het.
Schabe cha me's, und wenns so rublig wie's Here Faktore
Jokeb Friderli wär, se wird's ich so glatt und so glänzig,
's Suffilis Bäckli chönne nit glänziger, chönne nit glätter
si, — und wenn so e Pfifli recht g'schlacht soll blibe, se nimmt me
näumen e Tüpfi, wo no ke Eierenanke isch drin gsi,
loßt im Tüpfi War vergoh, wie finer, wie besser,
und chocht 's Pfifli im War; 's isch aber e bsundere Vortel,
's cha's nit iedwedi Chue! der werdets selber nit chönne!
Usem Fundement verstohts der Bammert, und sider
aß er d'Feldhuet verlore, und keini Einig meh z'zieh het,
butzt er Pfifli. Der Burscht het sust schier nüt meh z'verdiene.
's Stunde rüeffe treit nit viel i; zwor brüelt er enzezli,
er, und d'Chatze, und d'Gühl, und 's Wirths fuulärtige Hofhund
hen e Gragöl mit enander; der Mond am Himmel wird schüüch
drob.
d'Here bsegne si selber im ruessige Chemi und bette:
„das walt Gott, und b'hüetis Gott!“ — So grüseli brüelt er.

Aber brüele und suufe isch zweierlei. Gsoffe mueß doch si!
Und wie ärger er brüelt, wie ärger suuft er, bis d' Sterne
noo'tno verbleiche am graue Himmel, und enen am Turnberg
lisli der Morge verwacht, und was er mit Brüele verdient het,
het er vor Tag scho versoffe. Vo was iez lebe? Der Tag will
au si Sach, und der Bammert isch ken vo dene, wo 's Esse
obem Trinke vergessen, er frißt ich mit Vieren um d'Wetti,
wenn ers het, seigs Chees, seigs Brotis, Trübli und Strübli.
Aber so e Lebe chost Geld in iezige Zite!
D'Noth lert bette, d'Noth lert schaffe, d'Noth lert de Bammert
Pfifli butze. Es treit zwor wenig i, doch ischs so viel.
Loset iez, wie er mers macht! Mi Pfifli isch rublig, — i gib em's.
Vor zwölf Wuche, 's het no gschneit, 's het no ke Blüemli
's Chöpfli zeigt, se gib i'm mi Pfifli, und sagem: „Do hent er's!
„Schabet's, fiedet's, butzet's; gent Achtig druf, — 's chostet ser Gulde,
„ohni 's Bschleg dra, und ohni 's Chetemli. Bringet's bald wider!
„Wenn der's ordeli butzet, und zitli bringet, se hilf i ich
„wider zue enem Aemtli, und zahl ich extra zwo Halbi."
Sott's der Bursch nit thue? Was macht er? Er nimmt mer mi Pfifli.
„Jo, i will ich's butze und ordeli wider bringe!" —
Sellemols gseh, und nümme! J frog' en, wo i'm de Chopf sieh,
„Bammert, hent der mer's Pfifli?" — „J blos ich ufs Pfifli," isch d'Antwort.
„Hent er's verlohre?" -- „Nei!" — „se hen ders versoffe, bi- kennets!"
„Nei i ha's nit versoffe!" — „bringet's!" — „Morn will i's bringe."
Lueget, so trib is vo Faßnecht bis Ostre, vo Ostre bis Pfingste.
Wer mer's Pfifli nit bringt, das isch der liederlich Bammert,
Vetter Vogt! Drum meint i, der chönntet mer öppe do bi stoh!
Wenn der e scharpfe Bifehl im Bammert schicktet; der wüsset,
wie me mitem mueß rede! so dütli: „'s Dunder und 's Wetter

„fahr ich in Chrage denn au! Dir dunderschießige Chetzer!
„Het der Stabhalter si tusig schön Pfifli für euch chauft?
„'s Pfifli use! bi Gott! sust müenter sechs Wuche ins Hüüsli.
„Dixi! Güntert Vogt." — — Was gilts, er loßt's nit druf a cho!

Thüent mer der Gfalle, Her Vogt! — Der neu Vikari vo Löhrech
bringt ich d'Bollete, ne brave Her, und gmei mitte Lüte.
Sust sin die iunge Burst mengmol e wenig phatestig,
meine sie heigen ellei mit Löffle d'Glersemkeit gfresse.
Aber der neu Vikari isch ken vo dene. Er predigt
Gottes Wort, wie's si ghört, und füehrt e christliche Wandel,
het e tröstlige Zuspruch, und wenn er d'Bibel vom Schaft langt,
herefrisirt er eim d'Sprüch so dütli, as es e Freud isch.
Drum erwiset em Ehr — i will ihn grekhumedirt ha!

Stabhalter.

An eine Freundin,

bei Uebersendung einer Anzahl Räthsel und Charaden.

Nehmet das denn au,
liebi, frummi Frau!
's grothet just nit eins wie's ander,
Chorn und Spreu isch unterenander.
Leset 's Fürnehmst us,
's isch, cha sy, ne Fund;
's ander strichet us.
Gott erhalt ich gsund,
und Gott schenk ich alliwil
liebi süeßi Freude viel.

Dem aufrichtigen und wohlerfahrenen Schweizerboten an seinem Hochzeittage.

I ha 's io gseit, und 's isch so cho!
Was hani gseit? 's werd nit lang goh,
se bringt der Bott vom Schwizerland
es Brütli an der weiche Hand.
es lieblig Brütli mittem Chranz,
zum Chilchgang und zum Hochzit-Tanz.

's isch frili wohr, und so ne Ma,
es Fraueli, das mueß er ha.
Früeih, wenn er mittem Morgeroth
uf d'Stroß go Brugg und Basel goht;
wer nimmt en z'erst no lieb und warm,
zuem B'hüetdigott und Chuß in Arm?

Und wenn er mittem Obedstern
in d'Heimet chunnt, was hätt er gern?
's sött näumis an der Huusthür stoh,
es sött em lieb eggege cho,
und fründli säge: „Grüeß di Gott,
„du liebe Ma und Schwizerbott!"

Und säge sött's em: „Liebe Ma,
„chumm weidli, leg d'Pantofflen a,
„und 's Tschöpli! Uffem Tischtuch stoht
„di's Süppli scho vo wißem Brod.
„Chumm, liebi Seel, und iß iez z'Nacht!
„Und 's Bettli isch de au scho g'macht."

Das weiß er wohl mi Schwizerbott,
's isch nit, as wenni'm 's säge wott.
Drum het er au am lange Rhi
und Canton us und Canton i
meng Meidschi scharf in d'Auge g'no,
öb nit bald wöll die rechti cho.

Und Canton us und Canton i,
bald an der Limmeth, bald am Rhi,
wohl het er bravi Meidsch'ne gseh,
wie's Rösli roth, wiiß wie der Schnee,
so tusigschön und guet und froh.
Die rechti het nit wölle cho.

's macht nüt. Mi liebe Schwizerbott
het gseit: „I find sie doch, wills Gott!"
I glaub es schier, Her Bottema!
Längst heit er's in der Röchi gha.
Thüent d'Augen uf! Bim Saferlot,
sie chunnt nit selbst. Verzeih mers Gott!

Jez het er sie, und isch er froh,
Der Landamma ischs gwüs nit so. —
Gieb, was de hesch, biet, was de witt,
er tuuschte mit dem Kaiser nit.
Er lueget nu si's Brütli a:
„Jez bisch mi Wib und i di Ma!"

I säg es frei, und säg es lut:
Her Schwizerbott mit euer Brut,
Gott guntich wol e bravi Frau,
und wie's euch freut, so freuts üs au,
und geb' ich Gott denn alliwil
der liebe neue Freude viel.

Denk, wenn's no einist g'wintret het,
was streckt si do im chline Bett,
und lächlet lieb? Mi Bottema
er luegt si goldig Büebli a.
Er lengt e süeße Zuckerring:
„Lueg, was i der vo Aarau bring!"

Nu flink dur's Land, Her Bottema,
mit euer Taschen uf und a,
und bringet, wie mer's g'wohnet sin,
viel schöne B'richt und Lehre drin.
An Zuckerbrod und Marzipa
für d'Chindli solls nit Mangel ha.

Zu einer Bittschrift *).

'Ne Meideli usem Oberland
chunnt zuen'ich her und chüßt ich d'Hand.
Der sind io so ne brave Her.
I wüßt io kein, wo lieber wär.

's chunnt mengen usem Oberland
und het e Bittschrift in der Hand,
und Euer Gmüeth, wenns helfe cha,
sen isch er ein versorgte Ma.

---

*) Ein Gelegenheitsgedicht, welches von der Enkelin eines hochgestellten Staatsbeamten dem Großvater in der Tracht der Markgräferinnen mit günstigem Erfolge übergeben wurde. Es ist im Jahr 1819 niedergeschrieben.

Drum bringi au mi Bitte dar.
Mer singe gern, mir iungi Waar.
— d'Welt luegt is no so lustig a,
Mer hen io no kei Chummer g'ha —

Und spielte gern Clavier derzue
wie d'Jumpfere von Carlisruh,
doch sel isch d'Chunst — i ha io keis —
o sind so guet und gent mer eis!

Es isch e Mengs, wo singt und lacht,
und Ihr hends froh und glücklich gmacht —
do stoht so eins — und dankts ich viel,
het Vatergüeti doch kei Ziel.

Der Ehrentag Carl Friederichs, Markgraven zu Baden,

nach Aufhebung der Leibeigenschaft, den 23. Juli 1783, gefeiert im Oberland *).

I ha scho menge Sturm und Schnee,
i ha scho menge Frühlig gseh,
und Chrieg und Elend überal
im Rebland und im Wiesethal.
An so ne Zit, wo alles singt
und Jung und Alt in Freude springt,
an so ne Tag, wie Gott ein schenkt,
an so ne Freud het niemes denkt.

---

*) Dieses Gedicht war ursprünglich zu einem, das bezeichnete Fest darstellenden Gemälde bestimmt.

O wär er do, o chönnt er's seh,
der liebe Fürst, Gott het en ge!
Er isch so gnädig, isch so gut,
's wird Wohlthat, was er denkt und thut.
„Du Gott im Himmel sey sein Lohn,
und schirme seinen Fürstenthron."

Siehsch, Friederli, sel Engelsbild!
Wie luegts ein a so lieb und mild!
Es isch di Fürst, wo sorgt und wacht.
Er het is alle glücklich g'macht.
Das lohnt em Gott, und uf si Hus
gießt Gott si Huld und Segen us.

O Chind, de bisch no jung und zart,
und wenn di Lebe Gott bewahrt,
und bisch emol di'm Vater glich,
so wohnt di Fürst im Himmelrich,
und andere Zite chömme no.
Doch blibt si Geist und Liebe do,
und tröstet wieder treu und mild,
und segnet in sim Ebebild.

Gedichte

in

hochdeutscher Sprache.

Neujahrslied.

Mit der Freude zieht der Schmerz
Traulich durch die Zeiten,
Schwere Stürme, milde Weste,
Bange Sorgen, frohe Feste
Wandeln sich zur Seiten.

Und wo eine Thräne fällt,
Blüht auch eine Rose.
Schön gemischt, noch eh' wir's bitten,
Ist für Thronen und für Hütten
Schmerz und Lust im Loose.

War's nicht so im alten Jahr?
Wird's im neuen enden?
Sonnen wallen auf und nieder,
Wolken gehn und kommen wieder,
Und kein Wunsch wird's wenden.

Gebe denn, der über uns
Wägt mit rechter Wage,
Jedem Sinn für seine Freuden,
Jedem Muth für seine Leiden,
In die neuen Tage.

Jedem auf des Lebens Pfad
Einen Freund zur Seite,
Ein zufriedenes Gemüthe,
Und zu stiller Herzensgüte
Hoffnung in's Geleite.

Sommerlied.

Blaue Berge!
Von den Bergen strömt das Leben.
Reine Luft für Mensch und Vieh;
Wasserbrünnlein spat und früh
Müssen uns die Berge geben.

Frische Matten!
Grüner Klee und Dolden schießen;
An der Schmehle schlank und fein
Glänzt der Thau wie Edelstein,
Und die klaren Bächlein fließen.

Schlanke Bäume!
Muntrer Vögel Melodeien
Tönen im belaubten Reiß,
Singen laut des Schöpfers Preis.
Kirsche, Birn und Pflaum gedeihen.

Grüne Saaten!
Aus dem zarten Blatt enthüllt sich
Halm und Aehre, schwanket schön,
Wenn die milden Lüfte wehn,
Und das Körnlein wächst und füllt sich.

An dem Himmel
Strahlt die Sonn' im Brautgeschmeide,
Weiße Wölklein steigen auf,
Ziehn dahin im stillen Lauf;
Gottes Schäflein gehn zur Weide.

Herzensfrieden,
Woll' ihn Gott uns allen geben!
O dann ist die Erde schön.
In den Gründen, auf den Höh'n
Wacht und singt ein frohes Leben.

Schwarze Wetter
Ueberziehn den Himmelsbogen,
Und der Vogel singt nicht mehr.
Winde brausen hin und her,
Und die wilden Wasser wogen.

Rothe Blitze
Zucken hin und zucken wieder,
Leuchten über Wald und Flur,
Bange harrt die Kreatur.
Donnerschläge stürzen nieder.

Gut Gewissen,
Wer es hat, und wer's bewachet,
In den Blitz vom Weltgericht
Schaut er, und erbebet nicht,
Wenn der Grund der Erde krachet.

Abendlied,

wenn man aus dem Wirthshaus geht.

Jetzt schwingen wir den Hut.
Der Wein der war so gut.
Der Kaiser trinkt Burgunder Wein,
der schönste Junker schenkt ihm ein,
und schmeckt ihm doch nicht besser,
Nicht besser.

Der Wirth, der ist bezahlt,
und keine Kreide malt
den Namen an die Kammerthür
und hinten dran die Schuldgebühr.
der Gast darf wieder kommen,
Ja kommen.

Und wer sein Gläslein trinkt,
ein lustig Liedlein singt
im Frieden und mit Sittsamkeit,
und geht nach Haus zu rechter Zeit,
der Gast darf wiederkehren,
Mit Ehren.

Des Wirths sein Töchterlein
ist züchtig, schlank und fein,
die Mutter hält's in treuer Hut,
und hat sie keins, das ist nicht gut,
muß eins in Straßburg kaufen,
Ja kaufen.

Jetzt Brüder, gute Nacht!
Der Mond am Himmel wacht;
und wacht er nicht, so schläft er noch.
Wir finden Weg und Hausthür doch,
und schlafen aus im Frieden,
Ja Frieden.

Lied

für die Gesellschaft des Museums bei ihren freundschaftlichen Mahlen.

Melodie: Süße, heilige Natur rc.

Lieblich tönt zum Becherklang
Saitenspiel und Festgesang;
und im schönen Wechsel ziehn
Ernst und Scherz durchs Leben hin.

Ernst dort in dem Büchersaal,
fröhlich hier am Feiermal;
Freunde dort und Freunde hier,
forschen, scherzen, singen wir.

Das Metall aus Meriko
macht nicht weise, macht nicht froh;
hoch in lichten Räumen kreis't
Gern und froh der freie Geist;

sieht in seinem Eigenthum,
sieht von Pol zu Pol sich um,

Sonnen strahlen überhin,
Paradiese blüh'n um ihn.

An der Vorwelt Tafeln steht,
in die dunkle Zukunft späht,
in den raschen Strom der Zeit
Schaut der Sohn der Ewigkeit.

Thronen, Völker fern und nah,
tauchen nieder, waren da,
andre, nie genannt zuvor,
steigen aus der Fluth empor.

Wetterwolken kommen, gehn,
Waffen klirren, Palmen wehn;
Thränen fließen, Rosen blühn,
welken wieder rings um ihn.

Mit der Menschheit nah und fern
theilt er Schmerz und Freude gern,
ruht, gepreßt von Schmerz und Lust,
wieder an der Freunde Brust.

Inniger und enger zieht
sich sein Kreis, und reiner glüht,
als im regen Weltgewühl,
dann des Daseins Hochgefühl;

Und zur Seelenharmonie
tönt des Liedes Melodie,
und zum muntern Festgesang
tönt der reine Becherklang.

Manche Stunde lieb und froh,
Brüder, Freunde, schwand uns so;

Freundschaft macht das Leben süß,
wandelts in ein Paradies.

Aber ach! Ihr blickt umher!
Manche Biedre sind nicht mehr;
ihre Asche hat der Sand,
und den Geist sein Vaterland.

Reicht die Becher still hinab,
Ruhe schweb' auf ihrem Grab!
Im Gedächtniß leben sie;
Freunde sterben, Freundschaft nie.

Füllt die Becher wieder an!
Reicht sie her und stoßet an!
Unser schöner Bund sei heut,
hör's ein guter Geist — erneut!

Leget traulich Hand in Hand!
Fest und heilig sei dies Band
Jedem, der nach Wahrheit strebt,
und für Pflicht und Freundschaft lebt!

Manche Stunde werd' uns so,
noch, wie diese, lieb und froh!
Schnell flieht dieses Leben hin, —
Trinkt auf festen Freundes-Sinn!

Schluß-Chor:

„Auf der Freundschaft festen Sinn
über Welt und Zeiten hin!"

Kürze und Länge des Lebens.

Dumpf ertönte vom hohen Thurm das Trauergeläute
und der Leichengesang erscholl zum blumigen Hügel,
wo Bathyll und Damötas, noch beide blühend dem Leben,
beide kundig des Wechselgesanges, am Abhange saßen.
Dieser schaute jenen, der diesen schweigenden Blicks an,
bis im stillen Verein, unaufgefordert vom andern,
also Bathyll begann, und also Damötas ihm folgte.

Bathyll.

Kurz ist dein Leben, o Mensch, in einem Jahrhundert beginnt es,
und im nämlichen fällts. — Einst sah dort die grünende Eiche
Gustav Adolphs Heer, sieht jetzt des gallischen Cäsars
siegende Fahnen wehn, und harrt noch auf spätes Ereigniß.

Damötas.

Lang ist dein Leben, o Mensch. In einem lachenden Monat
ward die Blume des Hains; der nämliche Monat begräbt sie.
Kinder des lachenden Jahrs, buntfarbige Sylfen, die Aehre
keimt schon im zarten Gras, doch seht ihr nicht mehr die Erndte.

Bathyll.

Kurz ist dein Leben, o Mensch. Im kühnen Busen entfaltet
sich ein umfassender Plan. Der wollt unsterbliche Lorbeer
um die Schläfe sich winden; der Millionen sich häufen.
Kaum noch gekannt, entschlief der eine; dürftig der andre.

Damötas.

Lang ist dein Leben, o Mensch. Bescheiden baut sich das Hüttchen

hier eine fleißige Hand, und ein genügendes Gärtchen.
Arm begann das junge Paar; es spendet das Alter
reichen Segen des Fleißes den Kindern und blühenden Enkeln.

Bathyll.

Kurz ist dein Leben, o Mensch. Bald ist der Becher der Freude
ausgeschlürft. Es schwinden die fröhlichen Tage
unter Gesang und Tanz. Es schwinden die fröhlichen Nächte,
wie die leichten Wolken ziehn am herbstlichen Himmel.

Damötas.

Lang ist dein Leben, o Mensch. Ihr einsamen Stunden der Trauer
träufelt in bittern Sekunden langsam vom Dasein hernieder.
Auf dem Krankenlager, im öden, stillen Gefängniß
steht es drückend und schwer, wie das Gewitter im Sommer.

Bathyll.

Kurz ist dein Leben, o Mensch. Am Grabe wendet der Pilger
ins Vergang'ne den Blick. Ach, über öde Gefilde,
über verwelkte Blumen, nur wenige warens und arme,
sieht er, schon nahe dem Grabe, noch stehn die verlassene Wiege.

Damötas.

Lang ist dein Leben, o Mensch. Entsteigt der Säugling der Wiege,
welche Bahnen vor ihm! Es wallt der ahnende Knabe
blühende Höhen hinan. Weit dehnt sich dort sein Gesichtskreis,
Neues öffnet sich ihm, und ins Unendliche geht er.

Also sangen die Freunde. Es rauscht in dem nahen Gebüsche.
Aus dem Gebüsche trat mit heiteren Blicken Euphronos.

Lieblich, wie das Wiegen der Wipfel im Hauche des Zephyrs,
war mir euer Gesang. Ja kurz, ja lang ist das Leben.
Söhne, genießet es nur! o Söhne, nützet es weise!
Der hat lange gelebt, der froh und weise gelebt hat.

Zum neuen Jahr 1804.

Aufgewacht in deiner Halle,
wandelst du hervor;
schön in deiner Jugend walle,
neues Jahr, empor!

Unserm Vater auf dem Throne,
seinem hohen Haus,
lächle mild! Um seine Krone
breite Freuden aus!

Deine schönsten Feiertänze
seien ihm geweiht,
deine schönsten Lorbeerkränze,
holder Sohn der Zeit!

Wandle ohne Blut vorüber,
ohne Schwerdtgetön!
Heile du die Wunden lieber,
die noch offen stehn!

Von des Füllhorns goldnem Rande,
schwer in deiner Hand,
triefe Segen jedem Stande
in dem Vaterland!

Schöner Sonnen, schöner Sterne
Glanz umstrahle dich,
und die Menschheit nah und ferne
freue deiner sich!

Der Genesung Becher fülle
du dem heißen Schmerz,
Und in milde Hoffnung hülle
jedes kranke Herz!

Kröne froh den Sieg der Wahrheit
Und Gerechtigkeit!
Und so wall' in deiner Klarheit,
holder Sohn der Zeit!

Der Abendstern. *)

Willkomm, willkomm! Schon wieder da,
Und schon denselben Bergen nah,
Du lieber schöner Abendstern?
— Bei seiner Mutter wär er gern;
Er trippelt nach mit mattem Schein,
Und holt sie eben doch nicht ein.

Von allen Sternen groß und klein
Ist er der liebste, er allein.
Sein Brüderlein, den Morgenstern,
O nein, sie hat ihn nicht so gern.
Drum wo sie wandelt aus und ein,
Da muß ihr Liebling um sie sein.

*) Uebersetzung des allemannischen Gedichtes gleichen Namens.

Früh, wenn sie aus dem Schlaf sich hebt,
Und steigend überm Schwarzwald schwebt,
Sie führt ihr Knäblein an der Hand,
Sie zeigt ihm Berg und Strom und Land.
Er hüpft und springt. Doch warnt sie schon:
„Der Weg ist weit, gemach, mein Sohn!"

Er schaut sich um, fragt allerlei,
Sie lehrt ihn treulich, was es sei.
„O Mutter," ruft er, „Mutter schau!
Da unten strahlts im Morgenthau,
Schön, wie in deinem Himmelssaal."
„Drum," sagt sie, „ist's das Wiesenthal."

„Nun fort mein Sohn, und folge mir,
Wir haben nicht zu säumen hier."
Jetzt schlüpft er ihren Händen aus,
Springt manchem Wölkchen klein und kraus
Mit leichten Füßen nach, und schlägt
Das Hütchen drauf, — und — ist geneckt.

Doch wie die Sonne höher steigt,
Und unter ihr der Rhein sich zeigt,
So warnt sie ihn: „Hier ist Gefahr!"
Sie beut die Mutterhand ihm dar.
Sie knüpft ihm schnell das Röcklein ein,
Und führt ihn sorglich über'n Rhein.

Doch wie sie ob dem Elsaß steht,
Und mächtig wieder abwärts geht,
Wie wird das Bürschlein müd und still?
Es weiß nicht, wie sich's helfen will.
Sie tröstet ihn, sie spricht ihm zu:
„Bald kommst du heim in deine Ruh."

Doch wie sie ob den Bergen steht,
Am rothen Himmel tiefer geht,
Und er von weitem, matt und müd,
Die süße, liebe Heimath sieht,
Läßt er das Mütterchen voran,
Und zottelt nach, so gut er kann.

Zur Heimath wandeln Heerd und Hirt;
Der Vogel schweigt, der Käfer schwirrt.
Schon tönt die stille Flur entlang
Der Heimchen frommer Nachtgesang.
„Jetzt," denkt er, hab' ich hohe Zeit,
„Doch ist's, Gottlob, auch nimmer weit."

O seht ihn, wie er niedersinkt,
Und heller jetzt, und heller blinkt.
Die Mutter steht schon vor dem Haus,
Und streckt nach ihm die Arme aus;
Jetzt sinkt er freudig niederwärts,
Jetzt ist ihm wohl am Mutterherz.

Schon stehn Rosinlein rein und frisch,
Und Honigkuchen auf dem Tisch.
Bald trägt sie ihn in seine Ruh,
Deckt ihn mit leichten Wolken zu;
Sie küßt ihm Stirn und Wange roth:
„Schlaf wohl mein Kind, das walte Gott!"

Schlaf wohl, du schöner Abendstern!
Das Sternlein sehen Alle gern.
Er schaut herab so mild und gut,
Und wer ihn sieht mit schwerem Muth,
Dem lindert er den tiefen Schmerz,
Und stiller Friede füllt das Herz.

Die andern dort im Lichtgewand,
Ei freilich ja, sind auch scharmant.
O seht, wie's flimmert weit und breit!
In Lieb und Fried und Einigkeit
Wird jeder seines Lebens froh.
Wär's doch hienieden auch schon so!

Schon kühler wird die Abendluft,
Und an den Halmen hängt der Duft.
Auch wir gehn, denk ich, allgemach,
Im stillen Frieden unter Dach.
Geh, Lieschen, sachte du voran,
Und zünd geschickt das Lämpchen an.

Auf den Geburtstag eines Freundes. *)

Willkomm, willkomm! Da wandelt er,
Der liebe Tag, am Himmel her,
Der einst ein Knäblein (hab er 's Lob!)
Hold lachend in die Windeln schob.

Das Knäblein wuchs bei Speis' und Trank
Zum wackern Jüngling, groß und schlank,
Und wer ihn sah, und was er trieb,
Der war ihm gut, und hatt' ihn lieb.

---

*) Der Gefeierte war ein besonders in Untersuchungen gegen Jauner ausgezeichneter Beamter.

Ein Jauner höchstens fuhr zurück,
Und maß ihn schon mit scheuem Blick,
Und dachte bei sich, schweren Muths:
Aus diesem Früchtlein wird nichts Guts.

Drauf trieb der Jüngling viel Latein
Und sog den Geist der Weisheit ein,
und ward gelehrt, und wuchs heran
An Kraft und Muth ein fester Mann.

Und macht denn nun schon manches Jahr
Des Jauners banges Ahnden wahr,
Und schirmt, sein Landrecht in der Hand,
Die Ordnung in dem Vaterland.

Ernst ist er in Gerechtigkeit,
Und mild in Menschenfreundlichkeit,
Und erndtet dafür, ächt und rein
Der Guten Dank und Segen ein.

Doch was der Mann den Seinen ist,
Und wie er lieb die Gattin küßt.
Das weiß nur sie, und das sah noch
Kein Anderer durch's Schlüsselloch.

Erhalte Gott, und segne dich,
Du Bester, und so lieb' er mich!
An deiner Stirne Heiterkeit
Schwebt deiner Gattin Seligkeit.

Drum blicke dir der Himmel klar,
Im schönen neuen Lebensjahr,
Und mache dich und uns zugleich
An süßen Herzensfreuden reich.

Und du im heitern Morgenblick,
Kehr, holder Tag, noch oft zurück,
Und finde stets den Gatten froh!
Das Lied war diesmal nur so, so.

Auf die Hochzeit eines Freundes.

Seht unsern Freund! Nicht mehr allein
Will er in seinem Stüblein sein
Und Trübsal blasen. Lieb und warm
Nimmt er ein Weiblein in den Arm.

Fürwahr das hat er gut gemacht,
Denn immer länger wird die Nacht.
Der Winter kommt mit schnellem Schritt,
Und bringt viel trübe Stunden mit.

Und Schnee und Reif' und rothe Nas',
Und kommt der Frühling — wißt ihr was?
So sehr ihn Laub und Blüthe kränzt,
Ist auch nicht Alles Gold, was glänzt.

Und wenn der Vogel singend schwebt,
Bald mit der Sie ein Nestlein webt,
Und Alles liebt und thut sich schön,
Ist's auch kein Spaß, nur zuzusehn.

Und sonst, wie's in der Welt rumort,
Der Säbel haut, der Degen bohrt;
Das sahn wir, eh' es Jemand sah,
Wir setzens und wir druckens ja.

Drum wohl dem Mann zu dieser Frist,
Der klug, wie du o Freund es bist,
Mit einer Gattin lieb und traut
Sein eignes stilles Nestlein baut.

Heil sei dir und dem Weiblein zart,
Mit dem die Liebe dich gepaart,
Ein froher Muth Jahr ein und aus,
Und Gottes Segen wohn' im Haus!

Auf die eheliche Verbindung des Baumeisters J. J. C. A.... mit W. E....

am 13. Junius 1809.

Im Namen der Geschwister.

Der Künstler schaut sein Kunstwerk an:
„Fürwahr, das hab' ich gut gemacht."
Die Zinnen steigen Himmel an,
Es steigt der hohen Säulen Pracht,
Und der gefror'nen Musik Schall
Ist ganz harmonisch überall.

O süße Zauber-Symphonie!
Wie tönt Gesims und Postement,
Und schmelzt das Herz zur Sympathie!
Wie brummt der Baß am Fundament!
Und geht der Wind, wie kräftig schlagt
Der Fensterladen seinen Takt!

Die Ziegel singen wunderschön,
Und das Kamin gibt süßen Klang. —
Doch süßer, sagt er selber, tön'
Von Mädchen-Lippe Gruß und Dank,
Und das Duett im Herzverein,
Das Wort der Liebe: Ich bin dein.

So komm denn Bruder gut und treu,
Das Schwesterlein in Lieb' umfang!
Und Euer ganzes Leben sei
Ein rein harmonischer Gesang!
Bald tönt zu süßem Dreiverein
Das Eja und Popeja drein.

Grenadierlied.

1809.

Wohlauf, wohlauf! die Fahnen wehn,
Der Tambour zieht voran,
Er schaut nicht um, und schlägt die Trumm
Kennt seine Leut', 's kehrt keiner um
Auf seiner Siegesbahn.

Des Kriegers Heimath ist die Welt,
Sein Erbtheil tapf'res Blut;
In jeder Küche brennt sein Heerd,
In Feindes Land bezahlt das Schwert,
Die Münz, und die ist gut!

Das Schlachtfeld seine Werkstatt ist,
Sein Werkzeug Schloß und Hahn,
Tiroler nimm den Kopf in Acht,
Piff, paff, Tiroler, gute Nacht!
Habs nit mit Fleiß gethan.

Frau Wirthin, prasselts in der Pfann,
So legt die Bratwurst drein!
Der Feind ist fort, reicht Guten her!
Gilt's Badens Preis, gilt's Badens Ehr',
Und 's Schätzlein draus am Rhein.

Daheim am Rhein das Schätzlein weint,
Wie geht's dem Grenadier?
Schön Schätzlein seufze nicht so laut,
Im Schlachtfeld er den Feind zerhaut,
Die Bratwurst im Quartier.

Im Schwabenland manch Röslein blüht,
Manch Mädel schlank und fein,
Der lieblichsten mein Kuß begehrt,
Doch komm ich heim zu Haus und Herd,
So bist du wieder mein!

Und der dieß Lied gedichtet hat,
Bracht's zum Sergeant empor.
Sein Frau die schön Marketenderin war,
Hab's wohl gespürt, hab selbst fürwahr
Sechs Buben bei dem Corps!

Musquetierlied.

Steh ich im Feld,
  Mein ist die Welt!
Bin ich nicht Offizier,
Bin ich doch Musketier,
  Steh in dem Glied wie er,
  Weiß nicht, wo's besser wär!
Juhe ins Feld!

Steh ich im Feld,
  Mein ist die Welt.
Hab' ich kein eigen Haus,
Jagt mich doch Niemand naus,
  Fehlt mir die Lagerstätt,
  Boden bist du mein Bett,
Mein ist die Welt!

Steh ich im Feld,
  Mein ist die Welt,
Hab ich kein Geld im Sack,
Morgen ist Löhnungstag;
  Bis dahin jeder borgt,
  Niemand für's Zahlen sorgt.
Juhe ins Feld!

Steh ich im Feld,
  Mein ist die Welt;
Hab ich kein Geld im Sack,
Hab ich doch Rauchtabak;
  Fehlt mir der Tabak auch,
  Nußlaub gibt guten Rauch;
Mein ist die Welt!

Steh ich im Feld,
    Mein ist die Welt.
Kommen mir zwei und drei,
Haut mich mein Säbel frei;
    Schießt mich der vierte todt,
    Tröst mich der liebe Gott.
Juhe ins Feld!

Zum Geburtstag eines Kindes.

(Im September 1821 in Begleitung eines Trinknäpfchens.)

Das Näpflein, Kind, will nicht viel sagen.
Es soll Dir nur ein Sinnbild sein.
Gott schenke Dir zu Deinen Tagen
Viel reinen süßen Freudenwein
In Deinen Schicksalsbecher ein!
Schlürf ihn mit Sinn und Wohlbehagen.
Der frömmste Engel pflege Dein!

Neujahrswunsch

des Wochenblattträgers.

1812.

Als wenns nie da gewesen wär,
Ist wieder eins hinunter,
Begraben in das tiefe Meer,
Bei Fusel und Burgunder.

Bei Saitenspiel, Pistolenschuß
Und krachenden Petarden,
Bei Händedruck und Liebes-Kuß
In Sälen und Mansarden.

'S hats wohl verdient das gute Jahr
Für viele schöne Gaben,
Daß wir an seiner Todten-Bahr
Valet getrunken haben.

Was will ich lange Seiten voll
Sie alle recitiren,
Ich hoff, das liebe neue soll
Sie selber repetiren.

Mit Blüthen war der März geschmückt,
Mit Blüthen der Oktober,
Manch Kindlein in der Wiege liegt,
Mit Bäcklein wie Zinnober.

Vor allem ist der liebe Wein
Nach Herzenswunsch gerathen,
Und mancher schmollt im Kämmerlein,
Und zählet die Dukaten.

An unser einen kommt es spät,
Auch etwas zu erhaschen,
Und wenn man auf der Gasse geht,
Zu klimpern in den Taschen.

Doch was mir werden soll, das war
In guter Hand indessen,
Ich weiß, das gabenreiche Jahr
Hat mich nicht ganz vergessen.

Neujahrswunsch

des Wochenblattträgers.

1815.

Viel Neues wieder alt
In anderer Gestalt
Verschwund'nes wieder da!
Ein großer Aufschluß nah, —
Und plötzlich wieder fern!
Der Zukunft goldner Stern
Bald in den Wolken, bleich,
Bald wieder strahlenreich!
Des Wünschens immer viel,
Und nie erreicht das Ziel,
Und stets die Menschen gleich!
Ein wunderlich Geschlecht,
Getäuscht von Wahn und Schein,
Nie mit sich im Verein!
Kein Engel machts ihm recht.
Das alte Rad der Zeit,
Wie dreht es sich herum
Schon manches Seculum,
Und dennoch kommts nicht weit.
Wohl dem, der sich vertraut,
An seinem Nestlein baut,
Und was mein frommes Blatt,
Nicht was die Zeitung hat,
Mit stillem Sinn beschaut,
Nicht in die Zukunft schwebt,
Und, — geh es wie es geh,
Zu Land und auf der See, —
Des eignen Friedens lebt.

So spreche Fried und Ruh
Im lieben neuen Jahr,
Das uns die Zeit gebahr,
Geehrte bei euch zu!
Zum höchsten Glücke weiht
Nicht Kiste, voll und schwer,
Nicht Macht und Glanz und Ehr',
Nur die Zufriedenheit!

An einen Freund zu Hausen

bei Uebersendung der allemannischen Gedichte.

Hoch von der langen schwarzen Möhr *) herab,
Vom Platzberg her, auf wohlbekanntem Pfad
Erschein ich dir, o Freund, den Blumenkranz
Dir bringend, den ich jüngst in Wald und Flur
Und von der Wiese duftigem Gestad
Und um die stillen Dörfer her gepflückt.
Zwar nur Gamänderlein und Ehrenpreis,
Nur Erdbeerblüthen, Dolden, Wohlgemuth,
Und zwischendurch ein dunkles Rosmarin,
Geringe Gabe. Doch so gut sie kann,
Hat lächelnd und mit ungezwungner Hand
Des Feldes Muse sie in diesen Kranz
Gewunden, und der reine Freundessinn,
Der dir ihn bietet, sei allein sein Werth.
Und hieng er nur hier unterm Spiegel schön,
So schwankt er schöner doch am Lindenast,

*) Möhr und Platzberg, Berge bei Hausen.

In freier Weitung, leichter Weste Spiel.
Dort schwank' er denn! Und sammelt um sich her
Die Linde unterm Sonntagshimmel=Blau
Das frohe Völklein aus dem nahen Dorf,
Das gute Völklein, das dich liebt und ehrt,
Und unter ihnen mancher mir von Blut
Verwandt, und mancher aus der goldnen Zeit
Der frohen Kindheit mir noch werth und lieb,
So theilst du gern des kleinen Spaßes Freuden
Mit ihnen. „Seht, zu diesem leichten Strauße,"
So sagst du, „sind die besten Blümlein doch
Von unsrer Flur, und unser Eigenthum
Mit Recht." — Jo weger uffem Alzebühl,
Jo weger uffem Maiberg hen sie blüeiht;
Und bini nit im frische Morgethau
Dur d'Matte gstreift, und über d'Gräbe gumpt?
Und hani nit ab mengem hoche Berg
Mit nasse Auge abe gluegt ins Dorf —
Und hanich Fried und guete Stunde gwünscht?
S'isch weger wohr, und glaubsch mers nit, se frog,
De Bammert, mengmole het er mi verscheucht
Im Habermark und im verhängte Wald.
Se b'schauet denn mi Bluemechränzli au
Am Lindenast, und 's freut mi, wenn's ich gfallt;
Und nehmet so verlieb; es isch nit viel.

Epigramme.

1. Rude donandus.

Mich in Ruhe setzen? Hört den klaren
Unsinn! Mich, den Präsident von Essen?
(Ein Assessor seitwärts:)
Klarer Unsinn! Denn seit dreißig Jahren
Seines Amts ist er in Ruh gesessen.

2. Undank.

Gestern Abend starb der Doktor Engel;
Tod, er ist ein undankbarer Bengel.

3. Herzensanliegen.

Vater. Was liegt dir auf dem Herzen,
Mein Kind, du scheinst so bang?
Tochter. Ach, unterm Herzen liegt mirs
Nun schon sechs Monden lang.

4. Am Grabe eines Kapuziners.

Betet Ave! Pater Quardian
Ist's der unter diesem Steine rastet.
Tröst ihn Gott! Er hat am Laberdan
Und an Erbsen sich zu todt gefastet.

5. Am Grabe eines Chirurgus.

Gott woll' ihm Ruhe geben!
Er war ein unbescholt'ner Mann,
Und hat in seinem ganzen Leben
Nicht einem Menschen weh gethan.

6. Krankenbesuch.

Ist sein Herr allein,
So meld er den Freund Hain!
— „Ganz allein, bis auf den Doktor Felber."
Adjeu, Freund: der bringt mir ihn schon selber!

7. Xenien.

Xenien sind Geschenke, dem Gastfreund traulich geboten,
Dichtet was ihr wollt, aber nennts was es ist!
Sollens Xenien sein, recht schön! Vergesset nur Eins nicht,
Widmet den Gästen den Witz, nicht dem Witze den Gast.

Lateinische Uebertragung

von

Kirchenliedern.

1.

Wie groß ist des Allmächtigen ꝛc.

O, quanta bonitas potentis!
An homo est, quin moveat,
Qui gratias furore mentis
Suppresserit, quas debeat?
Non ita — quantam sit largitus
Meminero bonorum vim.
Me Jova numquam est oblitus,
Oblitus ego ejus sim?

Quis me mirifice paravit?
Qui mei non indiguit.
Quis me indulgens observavit?
Qui frustra saepe monuit.
Quis placat animum vexatum,
Quis mentis vires recreat,
Quis reddit ter quater beatum,
Ni, omnia qui generat?

Hinc sursum spectes! restat vita,
Cui anima prognata es,
In qua coronis redimita
Coelipatrem adspicies.

En habes ius in istam sortem
Est tua Dei gratia;
Id circo subit Christus mortem
Ut sis saluti reddita.

Hunc ego Deum non adorem?
Quam bonus sit, non sentiam?
Vocanti huic non geram morem?
Non sequar ejus semitam?
Est scripta lex in corde meo,
Confirmant sacrae literae,
Ut Deum amem, quantum queo
Et fratrem meum, sicut me.

Hae grates sunt, hoc est mandatum,
Ut ipse praeit, diligam.
Quod cum a me sit observatum,
Exemplum ejus induam.
In corde vigens amor purus
Me movet ad officia
Infirmus sum, hinc peccaturus
Sed non praepollent crimina.

Sit Deus mihi amor tuus
Ob oculos perpetuo,
Ut menti constet ardor suus
Voventi se obsequio
Hic mihi molliat dolores,
Hic rector adsit hilari,
Et hic in animo pavores
Momenti vincat ultimi.

2.

Erblaßt, in Todesbanden ꝛc.

In mortis vincla datus
Pro nostra Jesus lite
Latebat. Suscitatus
Nunc suos reddit vitae.
Fas est nos concinere
Gratesque summas solvere
Hoc pretio redemtos.
Hallelujah!

Serpebat mors per crimen
In omnem stirpem adae;
Non erat hic discrimen,
Immunis nullus clade,
Nec redemtor aderat,
Mors captos secum duxerat
Mancipia sepulcri.
In Deo spes!

Hic generi perverso
Benignus praestat natum,
Qui sanguine disperso
Redemit nos in statum
Vitae. Mortem subigit,
Nunc forma tantum decipit,
Aculeus est fractus
Hallelujah!

Io latronem istum
Victoria absumsit!

Io triumphe! Christum
Laudemus, vita dum sit!
Ciebit olim vocis vi
Defunctos: Suscitamini!
Videbunt eum, vivent
In Secula.

Huic palmas complicate,
Devoti, laetabundi,
Eumque prospectate
In fide, moribundi!
Suos in hiatibus
Sepulcri firmat coelitus:
Ut vivo, vos vivetis,
Confidite!

Sit festum celebratum!
Tu clange Hosianna!
Et domini effatum
Sit animorum manna!
Veritatis iubare
Existant mentes lucidae!
Erroris umbra cedat.
Hallelujah!

Huic nos sanctificamus,
Qui pellit mortem fuga
Peccati detrectamus
Molesta prorsus iuga
Jesus vult deliciae
Suorum esse unice,
Et mihi es o Jesu
In Secula!

3.

Sei mir o Tag des Herrn gegrüßt rc.

O salve dies Domini
Quo vitae sol reluxit,
Ut miseris solatii
Et novae spei dux sit;
Et me lux circumfluit,
Ne animus, cum aeger sit,
Tristitiae succumbat. Hall.

Quis liber Jesu vulnere
De gratia desperet?
Quis a divina pace me
Excludere auderet?
Fidens et in aspero
Ad Canaanem peragro
Nec terret me desertum. Hall.

Hunc mundum missum facio
Ut Israel Egyptum
Ad dominumque abeo
In corde mihi scriptum.
Cursum Jesu adiuvas
Ut vitae post miserias
In tuo regno degam. Hall.

Tu mihi vives Domine
Fac ut et tibi vivam
Totumque tibi reddam me
Et animam votivam.

Quidquid divimit abs te,
Detestor, donec placide
Consopiar et vivam. Hall.

Nam quia suscitatus es
Et ego suscitabor,
Et ero, ubi resides,
Te, patre delectabor.
Ad Te spiro indies
Hinc quondam me suscipies
Ad altiores plausus. Hall.

4.

Jesus wird einst wiederkommen ꝛc.

Jesus olim revertetur,
Ut cultor ejus liberetur
A seculi miseria.
Quando dies illucescit
Piorum planctus obmutescit
Explentur desideria.
Sis laetus Christi grex
Non abest tuus rex,
Vindex tuus.
Doloris has nubeculas
Aeterna salus excipit.

Haec momenta cruciatus
Quid estis? Nullus finis datus

Aeternae vitae Jubilo
En corona! Concertate!
En meta splendet, occupate,
Ad quos fit evocatio!
Sit licet asperi
Decursus stadii
  Superate!
Jam imminet, qui finiet
Labores vestros, terminus.

  Suos qui vos nuncupavit,
Lacrimulasque numeravit
In pugna quoque perstitit;
Anxius ad mortem usque
Luctatus est, sanguineusque
Guttatim sudor decidit,
Ad mortem flectitur,
Necdum confunditur
  Vultus metu;
In Deo spes, ad coelites
Patremque victor abiit.

  Jam participes dolorum
Nos manet olim praemiorum
Victoriae consortium
Euge boni, decertemus
Regisque nostri penetremus
Victores ad Palatium.
In eo fides stet,
Qui nos non deseret.
  Hallelujah!
Confidimus, videbimus
Quam suos bene duxerit.

Ergo Jesu adventabis
Tuosque tibi vindicabis;
Laetamur, grates agimus.
Eant sine sole dies,
Et premat nox, stat alta quies,
Te reducem prospicimus.
Qui novit te quis sis,
Redemtus tibi, is
Acquiescit.
Humanae res in cineres
Vertantur, nobis superes!

5.

Halte dich nicht länger, fließe ꝛc.

Ne continearis! flue
Flue pia lacryma!
Corque gratum, rue, rue
In devota carmina!
Ad aeterna procreatus,
Qualis olim coelo datus
Sim futurus sentio,
Dum in terris habito.

Gaudia quaecunque dies,
Quaevis hora suggerit;
Licet et turbetur quies
Turbo salutaris fit.
Reddunt rupes imminentes
Rivulos scaturientes
Sol cum die occidit
Noctem lux non deserit.

Quae voluptas omnem sensum
Circumfusa penetrat?
Ecquis praeter te propensum,
Deus cuncta bono dat?
Hosce sensus quis instruxit?
Fonte vero quo affluxit,
Quod cum res poposcerit,
Satis et abunde sit.

Et quot dies, quibus nulla
Vitae bona deerant,
Bone Deus sine ulla
Cura laeti fluxerant!
Nubilus sin unus quidem
Fuerit, defluxit idem;
Novus sol ut prodiit,
Nova bona attulit.

Quid quod bone Tu non praestes,
Animus optaverit?
Cibum, potum, tegmen, vestes,
Opem dies habuit.
Annos, menses, dies, horas,
Quamvis gratias decoras
Animus neglexerit,
Faustas tamen transigit.

His abundans voluptate
Ni contentus expleor,
Gratibus, sobrietate
Unice destituor.
Manant gratiae proclivi,
Fontes, ego fastidivi
Insolens, quae affluunt
Tamen non deficiunt.

Patriam et tutum penus
Tutum domicilium,
Jura, leges, quibus genus,
Continetur hominum,
Dulce decus amicorum,
Quod lenimen est dolorum,
Opem si qua haesito,
Tibi pater debeo.

His dotatus, brevi mora
Admodum exerceor,
At, quae dabis laetiora
Cum in coelum avocor?
Ad aeterna procreatus
Qualis olim coelo datus
Sim futurus, sentio
Dum in terris habito.

6.

Gott sei mit Dir! Amen, Amen!

Deus tecum! Amen, Amen!
Obdormi! Tuum est tutamen,
Quem coelum terra suspicit.
Instat vitae meta tibi,
Sed spiritum creator sibi,
Qui suus erat recipit.

Heus liber vinculis,
Qui sursum ageris,
Jesus Christus
Pacificat, coronas dat
Fiduciaeque praemia.

Ut peccatis agiteris,
Miserrimis adnumereris,
Pressumque sese damnet cor;
Brevi te non agitabunt,
Nec miseris adnumerabunt,
Est Deus te clementior.
Ah, plura precibus
Majora fletibus
Tibi dabit.
Perfecit! Hae iam tenebrae
Funestae retro fugiunt.

Quis te splendor occupabit,
Cum dies tibi radiabit
Et lux post mortis tenebras!
Ergo vale! Amen, Amen!
Obdormi! Tuum est tutamen
Qui obtulit inferias.
Hic solus purgat te
Totumque crimine,
Neque peccas
Nunc amplius; exercitus
Te angelorum suscipit.

Valeas! Extremum vale!
Inibis iter sepulcrale
Sed animus ne trepidet.

Terra sibi vindicabit
Terrenum. Est qui suscitabit,
Cum noctem lux excipiet.
Descende cubitum!
Hinc dormitorium
    Jesus claudit.
Mox cubitu defuncte tu
Ad vitam suscitaberis!

Räthsel, Charaden

und

Logogriphen.

1.

Mancher hats am Stiefel, Mädchen wohlgemuth
Liebens vor dem Busen, beiden steht es gut.

2.

Ich trage der Furien Schlangengestalt,
Ich bin wie die Schlangen gewunden und kalt.
Die Farbe, vor welcher Jedermann graut,
Die schwarze des Todes, bedeckt meine Haut.
Ich folge, wie die zürnende Rach',
Tagtäglich euch auf dem Rücken nach.

3.

Der arme Tropf
Hat keinen Kopf.
Das arme Weib
Hat keinen Leib.
Die arme Kleine
Hat keine Beine.
Sie ist ein langer Darm,
Doch schlingt sie einen Arm
Bedächtlich in den andern ein,
Was mag das für ein Weiblein sein?

4.

Ein rothes Vorlegschloß hängt mir am Mund,
Sonst thät ich euch was Neues kund.

5.

Ein Anderer wird durch Blei und Zinn
Das, was ich durch die Zeitung bin.

6.

S macht mich zum König, und P zum künstlichen Weber,
M zum Bastardgeschöpf, G zum Pflüger im Feld.

7.

Das Ding, von dem die erste spricht,
Freund, dem man's macht, der sieht es nicht.
Die zweite schneidet euch zu Ellen oder Stab,
Nachdem ihr lange her und hin geboten!
Der Kaufmann in dem Laden ab;
Das Ganze hat der Färber schwarz gesotten;
Es deckt — was meint ihr? Etwa Sarg und Bahre?
Gott bewahre!

8.

In kühler Luft,
Durch Morgenduft,
Ging in das Feld der M
Mit seiner lieben S.
Er sprach: wie steht die Saat so schön!
Sie sprach: das wird nicht lang so steh'n!
Nun, liebe Freunde, rathet es,
Wer ist der M? wie heißt die S?

9.

Krieger liebt's,
Minne gibt's,
Bei dem Pfarrer nennt man's Pfründe,
Und der Tod ist's für die Sünde.

10.

Rath, o Lieber,
An der Tiber
Schlummert mein Gebein.
Hell erwacht ich
Freuden bracht ich,
Später dir am Rhein.
Hohe Würden,
Schwere Bürden,
Gab ich an dem Main.

11.

Ob er gleich starb mit seinem grauen Haar,
Kein Menschenkind minder auf Erden war.

12.

Wie wird's dir armer Wittwer geh'n?
Wenn Mann und Weib sich wiederseh'n,
Und neu sich knüpfen alle Ehen,
Wird deine Frau nicht auferstehen.

13.

Mein Körper ist von Holz, sehr leicht zu brechen,
Mein Herz kann ohne Stimme mit euch sprechen.

14.

Das O und Ach vom müden Handwerksmann
Spricht in der ersten Sylbe euch nicht an.
Die Axt, der Hammer schweigt in ihr;
Nur Sterne flimmern sehet ihr.
Irrt ihr im Dunkeln, wißt nicht aus noch an,
Hilft euch die zweite wieder auf die Bahn.
Ihr meint, ihr habt's, und in dem Krankenzimmer
Erblickt ihr schon des Nachtlichts milden Schimmer.

Für diesmal nicht, drum rathet nur aufs neu.
Das Ganze lebt und sitzt auf der Kanzlei.

15.

Wer frevelnd die Gesetze bricht,
Dem droht ein strafendes Gericht;
Wer kann nun ein Gesetzbuch nennen,
Das mit Gerichten lohnt, die sich zu ihm bekennen?
Kluge Frauen schreibens,
Brave Mädchen treibens.

16.

In eine lichte Rotunde schaut
Hinauf mein staunender Blick,
Von Adams Erzeugten hat's keiner gebaut,
Dies künstliche Meisterstück.
Seine Säulen sind nicht von Marmor, von Holz,
Von keinem Metall, doch schwebt es stolz
In freier Weite, trotzt furchtbar'n Gewalten,
Sich selber vermögend im Sturme zu halten.
Wer mißt seine Balken, wer zählet die Menge
Der luftigen Hallen, der schwebenden Gänge?
In der Mitte die waltende Herrscherin wohnt,
In strahlender Mitte die Herrscherin thront.
Nun melde mir Kunde,
Wie heißt die Rotunde?
Sie ist nicht des Himmels lasurener Bogen,
Der sich spiegelt und bricht in den Meereswogen,
Eine Mördergrube meine Rotunde ist,
Den Pilgrim zu ihr die Herrscherin frißt.

17.

Ein Sylbenpaar zieht jährlich hin und her,
Bald ist's bei uns, bald wieder überm Meer,

Und kommt's in's Land,
Weiß von Gewand,
Dann wehe den Schlangen und Kröten;
Nur stille Flucht
Dahin, wo Niemand sie sucht,
Kann sie retten von entsetzlichen Nöthen.
Die dritte wird nicht schwer mehr scheinen;
Zwei Große wohnen drin mit ihren Kleinen,
Sie wandeln ein, sie wandeln aus,
Wie jeder pflegt im eig'nen Haus.
Das Ganze ist ein künstliches Geflecht,
Für die Bewohner eben recht.
Dem Storchennest dies Räthsel gleicht?
Allein wir machens nicht so leicht.
Wir steigen nicht, wir bleiben auf der Erde,
Wenn fern von uns der Storch entfliegt,
Sich jeder wärmt am eignen Heerde,
Und Schnee im öden Neste liegt,
Wird erst das Ganze lieb und werth;
Die Schnitterin es leicht entbehrt.

18.

Dem Schlitten nütz ich nichts, es geht durch mich der Wagen,
Und fehl ich mancher Uhr, so kann sie nicht mehr sagen,
Was ihr Besitzer sich von ihr verspricht;
Ich bin verwandt dem Hochgericht.
Nun rathet, was ihr wollt. — Ein Rad? Das bin ich nicht.

19.

Die erste ändert Jahr für Jahr
Die liebe Zeit oft sonderbar;
Der trägt sie schwarz, der grau.
Hier wirds beschnitten, dort gekräust,
Mit Band umwunden und besträußt,

Ziert Mädchen, Mann und Frau.
Zuviel schon! — Steht das zweite Paar
Dem Leichtsinn offen, dann fürwahr
Ist 's Muttersöhnchen in Gefahr.
Das Geldlein fliegt dem Kukuk zu,
Mit ihm die Tugend und die Ruh.
Zum Ganzen braucht des Künstlers Hand
Nur schwache Seide und Verstand.
Die Mode hängt's dem Ersten an,
Wie man bereits vermuthen kann.
Ihr meint ihr habt's, ihr habt es schwerlich;
Wär' die Kokarde nicht ersonnen,
So hätte man es nie gesponnen!
Der Titus macht es nicht entbehrlich.

20.

Arm ist sie, wie die Kirchenmaus,
Sie hat kein Stücklein Brod im Haus,
Ihr Haus hat nur ein einzig Fach,
Kein Ziegel liegt auf ihrem Dach.
Doch, was ich bitt, beklagt sie nicht,
Verschwendet wäre das Gefühl,
Das leicht die zarten Herzen bricht.
Sie hat der nächtlichen Freunde viel.
Der Kaiser und das Bäuerlein
Gesteh'n ihr gute Freundschaft ein.
Am Tage kennt sie keinen mehr.
Fällt euch vielleicht die Lösung schwer,
So will ich helfen, wie ich kann;
Sie ist kein Weib, sie ist ein Mann.

21.

Kennt ihr, vor Frost und Sonnenschein
Geschützt, ein Häuslein zart und klein,

Kennt ihr die wundervolle Stadt,
Die tausend solcher Häuser hat?
Sie ist mit Garnison besetzt,
Die täglich ihre Waffen wetzt;
Sonst treibt sie reich Gewerb, es blühen
Weit ihre reichen Colonien;
Douanen ein, Douanen aus,
Führt sie ihr süßes Gut nach Haus,
Und lehret uns, daß eitle Triebe,
Daß stiller Fleiß und Ordnungsliebe,
Daß Treu und Ehrfurcht vor dem Throne
Am liebsten unterm Strohdach wohne.

22.

Seht die edle Ordens-Dame!
Sagt, wie heißt ihr hoher Name?
Es flattert an ihrem weiten Gewand
Ein langes und weißes Ordensband,
Es funkelt auf ihrem Kleide
Viel köstliches Ordensgeschmeide.
Ihr Wappenmantel streift ans Meer,
Mit Gold bordirt, vom andern Hemisphär.

23.

Wer kann mir meinen Namen sagen,
Bald bin ich blau, bald roth, bald grün,
Wem ich zu Theil geworden bin,
Der darf mich in dem Knopfloch tragen.
Ich ziere fürstliches Gewand,
Doch trägt mich auch der Bauer auf dem Land.

24.

Die erste bringt unangenehme Stunden
Die zweite schmückt ein überirdisch Licht,
Und wär' das Ganze nicht erfunden,
So kennte man den Ritter Linné nicht.

25.

Rathet aus, rathet ein!
Wie heißt des Kaisers Töchterlein?
Wie heißt das grausame Mädchen?
Einst spann es am blutigen Rädchen,
Einst schürt' es hell die Flamme an,
Zum Menschenbraten lobesan;
Dann zeichnet es rothe Stickerei
Auf Judenhaut zu guter Frist;
Anjetzt es eine alte Jungfer ist,
Und doch sind ihm noch Männer treu.

26.

Hast du einmal dich etwas unterwunden,
O lieber Mann,
Und hast du etwa mich darin gefunden,
Bist übel dran,
Noch schlimmer aber, wenn du dann mit nassen
Gesetzt auch trocknen Augen mich mußt lassen.

27.

Mein Vater ist ein harter Mann,
Die Mutter Asche; — Jedermann
Hat einst dies Schicksal zu erfahren.
Ich selber bin ein räthselhaftes Kind,
Wohlthätig schon seit vielen Jahren.
Ich bringe Licht in düstre Hallen,
Bin gern dabei, wo frohe Menschen sind,
Und lustige Gesänge schallen.
Dem Kranken bring' ich heilende Arznei,
O seht, er athmet wieder frei,
O seht, der kranke Mann gesundet.
Doch traut mir nicht, schon oft hab' ich verwundet:

Und lügen kann ich, trotz den wohlbekannten
Frau Basen beim Kaffee, beim Spinnen oder Stricken.
Aus Elephanten mach' ich Mücken,
Und aus den Mücken Elephanten.

28.

Den Reichen trägt das Thierlein durch den Koth,
Das Pflänzlein ißt der Arme auf dem Brod.

29.

Heut wie morgen und wie gestern,
Sitzen neun und neunzig Schwestern;
Keine geht vom Ort,
Keine spricht ein Wort;
Ihren Mund verschließt ein Schloß,
Tod und Leben sind in ihrem Schooß.

30.

Nun rathet, was ist das?
Ein Spiegel ohne Rahm und Glas.
Habt ihr ein ehrlich Angesicht,
Schaut herzhaft drein, ihr seht euch nicht.
Drin sieht sich nur ein Bösewicht;
Und sieht er sich, so lauft er fort,
Und flieht an einen andern Ort.
Auch schaut er nie daheim hinein,
Er muß auf einer Reise sein.

31.

Die erste Sylbe habt ihr allerwegen,
Sie flammt euch aus der Feuersbrunst entgegen,
Sie strömt euch aus der Ueberschwemmung zu;
Die zweite liebt der Wächter und die Kuh.
Das Ganze ist bedeckt mit Eis und Schnee,
Und doch dabei ein wasserloser See.

32.

Holde, die ich meine,
Niedliche und Kleine,
Ich liebe dich, und ohne dich
Ist mir das Leben fürchterlich.
Und mehr als dreißig Jahre schon,
Nicht sieben erst, wie Isaaks Sohn,
Dien' ich um deiner Minne Lohn.
Auch gönnst du mir,
Ich dank' es dir,
Gar manchen wonnigen Genuß.
Doch bald bekommst du Ueberdruß,
Und laufst, zu meiner tiefen Schmach,
Als feiles Mensch dem Juden nach.
Und dennoch, Falsche, aus und ein,
Hörst du nicht auf, mir lieb zu sein.

33.

Man kauft mich theuer, legt mich dann aufs Stroh.
Verliert man mich, so ist man herzlich froh.
Schreibt mich nicht aus. In zweifelhafter Wahl
Kauft man mich lieber noch einmal.

34.

Die erste findet ihr in jeder Schaar.
Ade! so ruft die zweite immerdar
Den Scheidenden, wenn sie uns lieb gewesen.
Das Ganze habt ihr eben jetzt gelesen.

35.

Mit wenigen bin ich bekannt,
Doch hab ich drei schon verbrannt,
Schon öfters mit vieren gespielt,
Und Ehrfurcht vor vielen gefühlt.

36.

Täglich bewirth ich die Hirten und nächtlich grausige Geister,
Schnee bedeckt mir das Haupt, Wolken hüllen es ein.
Wer kann Berge versetzen? Napoleon kann es, der Starke.
Einst stand in Oestreich ich; jetzo im badischen Land.

37.

Als Wein hat er mich krank gemacht,
Als Apotheker mir Genesung wieder bracht.

38.

Sie lauft die langen Straßen aus,
Schleicht unverschämt in jedes Haus,
Verrathet Alles, was sie kann,
Lügt Alle, die ihr glauben, an.
Und ziert sich noch mit Fürstenschmuck die Stirne;
Wie heißt die freche Gassendirne?

39.

In der ersten wogt das Leben;
Sinkt das eure drein,
Wird's am Ende seyn,
Dürft dem Todtengräber nicht viel geben.
Oft schmiert man die zweite euch um die Nase,
Lieber seht ihr sie im vollen Glase.
Und dem Ganzen dankt ihr, wenn ihr's kennt,
Eine Göttin und ein Instrument.

40.

Meine Mutter ist ein dummes Thier,
Aber große Weisheit fließt aus mir.

41.

Arabien ist mein Vaterland,
In Deutschland werd ich braun gebrannt,

In einer Mühle klein gemahlen,
Dann fühl' ich heiße Wasserqualen,
Zuletzt gießt man noch Milch mir zu.
Trinkt mich, und raucht Tabak dazu.

42.

Gruß und Heil zuvor!
Leiht meinem Schwietchen euer Ohr!
Wenn eine Erl' und ich im schönen Städtchen Bingen
Uns am geschickten Ort mit Ast und Arm umschlingen,
Dann werden wir im Dreiverein,
O Wunder! bald sonorisch sein,
Und wie ein Heldenname klingen.

43.

An der ersten wohlbekannten
Hängen Uhr und Elephanten;
Und die zweite wohnt im Finger,
Im Gewissen und im Dünger.
Schütz' euch Gottes weise Führung
Vor der ganzen Einquartierung!

44.

Da kommt ein Knabe gegangen,
Mit klingenden Glocken behangen,
Sagt, Müßiggang heiße ihm Pflicht;
Und was ihm die Brüder mit Darben,
Mit Mühe und Sorgen erwarben,
Verzehrt er im leckern Gericht.
Sonst schön wie ein Engel und heilig dazu,
Und dennoch mißgönnt er dem Pfarrer die Ruh.

45.

Was auf der Erde steht, das muß die erste haben,
Und was der Weise denkt und spricht.

Die zweit' und dritte sind Pomona's Gaben,
Die gern am Weg der Wand'rer bricht.
Das Ganze ist ein seltsam Ding,
Ihr achtet Blüth' und Frucht gering,
Werft weg den Stengel und das Blatt,
Die Wurzel auch, und dennoch macht's euch satt.

46.

Die erste strömt von Anbeginn
Der Welt bis an ihr Ende hin.
Die zweit' und dritt' entscheiden
Im blinden Augenblick oft über Reu' und Freuden.
Das Ganze
Ist eine Pflanze.

47.

Bist du das Erste durch Blut,
Wohlan, so heiß' ich es gut;
Bist du es nur durch Papier,
So bist du ein seltsames Thier;
Bist du es aber durch Werke,
So acht' ich es höher als Stärke.
Hast du das Zweite im Leib,
Macht's traurigen Zeitvertreib.
Doch trägst du das Ganze am Finger,
So trägst du niedliche Dinger.

48.

Er ist, so oft er kömmt, ein unwillkomm'ner Gast.
Doch kömmt er nicht, verzweifl' ich öfters fast,
Und sprech' zum Diener: Lauf, bis du ihn hast!

49.

Oft begleit' ich euch zu Schmerz und Leide
An die stille Gruft;
Oefter schwing' ich mich zu eig'ner Freude
In die Frühlingsluft.

50.

Nachdem er in Jerusalem gewesen,
Ist längst schon sein Gebein verwesen,
Gut, daß ihn nicht aus seiner Gruft
Zurück die Frau von Endor ruft,
Den Kahlen ohne Zopf und Schopf.
Er wär' im Stand und packt' euch an,
Und spräche: hör' er, fremder Mann,
Was soll das seyn? Er trägt ja meinen Kopf.

51.

Mein Kopf ist klein,
Lang ist mein Bein;
Mein Fuß ist spitzig,
Macht manchen witzig;
Der Mägdlein Brust
Ist meine Lust;
Der ernste Mann
Mich missen kann.

52.

Wer hoch will stehn, wie ich,
Nimmt oft zum Muster mich;
Es gehe wie es will,
Ich bin zu Allem still,
Am hellen Tage blind,
Und dreh mich nach dem Wind.

53.

Mit zwei Sylben tröstet der Gläubiger gerne den Schuldner;
Jener setzet zum Kreuz oft die dritte hinzu,
Und ein Sacrament. Noch stehet das Ganze am Himmel;
Einst schlug's in der Schlacht kräftig den Gegner aufs Haupt.

54.

Zwei Apostel, ein König und ein gefürchteter Amtmann
Kommen zusammen bei mir, viele Romane schrieb ich.

55.

Einen römischen Kaiser, und Papst, und einen der Zwölfe
Denk' ich in einem Wort. Rathet es, wenn's euch beliebt.

56.

Das Erste blinkt im weißen Schein
Gar schön und rein;
Es wird aus vieler Berge Nacht
Ans Licht gebracht,
Und hat schon Manchen reich gemacht;
Aus Deutschland zog's als großes Loos
Der Herr Franzos.
Das Andre ward vom ersten Erdensohne
Und seinem Weib in Edens Siedelei
Nur still begangen, zweifelsohne,
Denn kein Herr Pfarrer war dabei;
Seitdem ist's in der Welt bekannt.
Das Mädchen wird nach ihm nicht wie zuvor genannt;
Und manchen Mann
Kam Reue an,
Weil er zu schnell den Schritt gethan.
Wie wird's nun um das Ganze stehn?
Ihr werdet in die Kirche gehn,
Um eine Silberhochzeit anzusehn.

O nein! Gehört nur kann es werden
In wenig Kirchen auf der Erden.
In Gottes höchstem Tempel steht's,
Und über schroffe Felsen geht's,
Es donnert wie der jüngste Tag
Schlag auf Schlag.

57.

Viel leisten kann ich euch in euerm ganzen Leben,
Und wer mich neunmal will,
Der muß mich einmal geben.

58.

Seid so schlau,
Und nennt mir meinen Bau;
Die Hausthür liegt den breiten Weg,
Es geht zu ihr nicht Pfad noch Steg.
Vier Tagelöcher offen stehn,
Doch kann man nicht durch alle sehn.
Der Erker hat zwei Fensterlein,
Doch scheint die Sonne nie hinein.

59.

Der frohe Geist war mir entflohn,
Und da erst ward ich lieber Sohn.
Womit das Schwert im Schlachtfeld tobt,
Das wird an mir und an dem Aug' gelobt.
Und wenn nicht der Geburtsschein leugt,
Werd ich vom Mütterchen und es von mir gezeugt.

60.

Auf freier Wildbahn wohlgemuth
Jag ich par force, die Jagd ist gut.
Kein Fröhner treibt, ich steh' nicht an,
Ich treib' und fang' mit eignem Zahn.

In Sturm und Wetter wohlgemuth
Trag' ich und nähr'. Mein Kind ist gut;
Es sauget sich an Freuden reich,
Nicht für sich selber, nur für euch.

Nun laßt zum dritten Mal euch sagen,
Ich selbst werd' hin und her getragen,
Und wie ein feurig Meteor,
So steig' oft zürnend ich empor.
Dann bebt ein treues Volk und flieht,
Das mich doch sonst so gerne sieht.

61.

Nehmt vornen mir ein M und hinten mir ein l,
Dann wandelt sich, wie im Ovid so schnell,
Ein weiblich Bild, verschmitzt und fein,
In ein bekanntes Vögelein.

62.

General Bein
Exercirt, commandirt
Den Rekruten Stein.
Eins und zwei, eins und zwei.
Stein wollt' gern bleiben stehn,
Nein, er muß weiter gehn.
Jetzt will er weiter gehn,
Nein, er muß bleiben stehn;
Also will's Bein.
Und nach beliebtem Brauch
Wird viel geschlagen auch.
Rath' nun, o Bruder Matz!
Meinen Paradeplatz!

63.

Ich armer Sklave
Erleide harte Strafe,
Und komme nie zum Schlafe.
Den Pferden gleich im Brunnenhaus,
Geh ich ringsum Jahr ein, Jahr aus;
Und fang' ich auch zu schlummern an,
Kommt ein metallener Mann heran,
Und treibt zu neuer Arbeit an;
Und wo der Starke, der mich rette?
Das Haus, das mich verschließt, liegt selber an der Kette.

64.

Ich weiß ein dunkles Kämmerlein
Von Holz, der Schreiner hat's gemacht;
Drin liegt ein wenig todtes Bein, —
Und jetzt wird an den Sarg gedacht.
Allein in diesem Kämmerlein
Verwandelt ihr das Holz in Stein;
Ihr leert darin die Becher aus,
Und schlagt euch, wenn ihr könnt, hinaus,
Und darum kann's der Sarg nicht sein.
Wenn Stein und Bein zusammen frör',
Dies Kämmerlein den Werth verlör'.

65.

In welchem Zelt,
In welchem Theil der Welt
Logirt der König und die Sau
Im Bett, zusammt des Königs Frau?

66.

Drei Laute wähl' er, Lieber, sich,
Dann hat er in St. Gallen mich.

Ein S dazu, dann schwinget mich,
Die Hand der Circe fürchterlich.
Nun dreht mich wieder hinter sich,
Dann trillt das Rad des Seilers mich.

67.

Zweimal mach' ich verliebt die Knaben, zweimal die Mädchen,
Während neunmal mich speiset der leckere Gast.

68.

Wohlan, ihr Herrn, errathet mich,
Ein Siebtheil von mir selbst bin ich,
Und habe links und habe rechts
Noch drei des nämlichen Geschlechts.
Rechts strahlt mir hohes Himmelslicht,
Und Luna's freundliches Gesicht;
Doch beut im ärmlichen Gewand
Ein müder Sklave mir die Hand.
Links rollt der Donner um und an;
Doch muthig steht ein freier Mann,
Und ein maskirtes Angesicht;
Was dem im Kopf steckt, weiß ich nicht.

69.

Mit einem e fall' ich vom Himmel nieder,
Und ohne e hab' ich auf Erden viele Brüder;
Ein r hinaus,
Bin ich ein Haus;
Man kocht in mir
Zur Speise dir
Fleisch von dem Kalb und Lamm und von Gefieder.
Trink dazu, wenn du magst, ein Gläschen Cider,
Sing dazu, wenn du magst, fidele Lieder,
Und wärme, ist es kalt, am Ofen deine Glieder;

Verscheuche, wenn sie kommt, der Schwermuth Hyder.
So that mein Freund Aleth, und alsdann schied er,
Begleitet von Herrn Macklot und Herrn Schmieder.
Der Köchin aber schenkt' er einen Mieder;
Sie sprach: Adieu mein Freund, komm' er bald wieder!
Er war ein feiner Kauz, doch immer bieder,
Und was mein Herz verdroß, das Alles mied er.
Da steck' er auf den Hut den schönen Flieder,
Und dieses Würstlein brat' er oder sied' er.

70.

Das Erste war der Andacht stets geweiht,
Und Thränen ihm. — Dasselbige erfreut
Jedoch auch das Verdienst, und oft die Eitelkeit.
Des Zweiten Kleeblatt heiligt Ehen,
Befreit von tiefen Herzenswehen,
Und wird verehrt aus Ernst und Mode,
Weiht ein zum Leben und zum Tode.
So heilig sie auch sind, das Erste und das Zweit',
Sprecht ihr das Ganze aus, ist jegliches entweiht.

71.

Gott gibts im Mutterleib, ein Anderer auf's Papier,
Das Eine putzt oft uns, das And're putzen wir.

72.

Mild strahl' ich euch in's Angesicht,
Entzückt betrachtet ihr mein Licht,
Und doch, was gilt's, ihr seht mich nicht,
Und oft, wann ihr mich seht, so bin ich's nicht.

73.

Rathet, liebe Leser, was hab' ich im Sinn?
Einer trägt's am Kopf, ein And'rer hat's darin.

74.

Des Ersten Werth
Wird oft begehrt
Von Weisen und von Thoren;
Doch kommen Katzen noch dazu,
Ist aller Werth verloren.
Das Zweite ist von andrer Art,
Ein Er und eine Sie sind still darin gepaart;
Er führt euch zu der Weisheit Hochaltären,
Sie aber hilft den Weisen oft bethören.
Das Ganze steht dem Weisen schön,
Doch kann man's auch an Thoren seh'n.

75.

Ich weiß ein kleines Klösterlein,
's hat mehr als zwanzig Brüder;
Die Armen stehn Jahr aus Jahr ein,
Und keiner setzt sich nieder.
Der Eine zischt, der Andre brummt,
Der Dritte lallt, der Vierte summt,
Der Fünfte mit dem Sechsten murrt,
Der Siebente mit dem Achten knurrt.
Doch dieser Hader währt nicht lang,
Schon ahn' ich frommen Chorgesang.
Jetzt stimmen sie das Credo an,
So rein, als je der Papst es kann;
Jetzt beten sie das Pater Noster
So gut, als je in einem Kloster.
Sie beten dies, sie beten das,
Sogar das fromme Gratias.
Das Klösterlein hat keine Uhr,
Auch weiß es nichts von der Clausur;
Kein Maurermeister hat's gemacht,
Kein Zimmermann daran gedacht,

Doch hat's gefügt ein Handwerksmann,
Der noch viel Andres fügen kann.
Nun rathet auf und rathet nieder;
In schwarzen Kutten stehn die Brüder.

76.

Zwar war ich nie ein Theil von dir,
Doch gabst du deinen Namen mir,
Und ich geh in das Grab mit dir.

77.

Die erste Sylbe ist nicht zu ersäufen,
Die zweit' und dritte nicht wohl anzugreifen
Das Ganze geht bei stiller Nacht auf's Streifen.

78.

Hinter Berg und Wald und Brunnen sollst du mein Freund sein,
Hinter den Wasen postirt, hebe dich, Satan, von mir.

79.

Nehmt immer mir den Kopf, und setzt ihn an den Schwanz,
Ich bleib, wie der Polyp, dasselbe Ding und ganz;
Ihr kennt mich wohl; in stiller Nacht,
Wenn nur der treue Wächter wacht,
Umstrahlt mich milder Glanz.

80.

Die erste ist ein Held,
Doch ritt sie nie in's Feld.
Sie dient zu Fuß, und wie?
Bei der Cavallerie.
Die zweite galt in Rom
Einst mehr, als jetzt der Dom.
Im Ganzen überlisten
Sich Juden schlau und Christen.

81.

Ein r macht mich zum Herrn der Universität,
Indeß ein blutig ſ ſchlecht am Theater ſteht;
Ihr findet's leicht, und Niemand fehlt,
Wenn ihr ſtatt pro nicht contra wählt.

82.

Immer ſteh ich umgeben von Todten,
Und immer geh ich, wie andere Boten.

83.

Die erſte iſt von altem Blut,
Obgleich ſie hat kein Rittergut,
Und mehr als tauſend Ahnen waren
Beim naſſen Reichstag in der Vorzeit Jahren,
Mit Schildern, Federbuſch, mit Stacheln und mit Haaren.
Und in der zweiten tanzt das frohe Mädchen,
Und in derſelben dreht es auch ſein Rädchen.
Das Ganze ſtrahlt zwar um und um am Himmel,
Doch der es taufte war ein Lümmel.
Sag, Jungfrau mit dem goldnen Strahlenſchein,
Wer führte dich in dieſes Kränzlein ein?

84.

Ich hab' ein Ding im Sinn,
Wohl lieben es die Mädchen traut,
Es liegt um ihre zarte Haut,
Doch ſtecken Nägel drin.

85.

Ich helfe Kiſten laden,
Doch mach ich auch Charaden.

86.

Mit Zweien fährt der Bürgersmann,
Der Edelmann spannt Viere an,
Die Potentaten lieben
Das reichgeschmückte Sechsgespann;
Nun sagt: wer fährt mit Sieben?

87.

Die erste schützte manchen Christen
Schon oft vor bösen Fleischeslüsten,
Er mochte wollen oder nicht.
Gebet und Buße sind dann besser,
Als Leckermaul und volle Fässer,
Und Mädchenbrust und Angesicht.
Doch was die erste nur mit Zwang erreicht,
Das wird der zweiten Sylbe leicht.
Wohl dem, den jene vor der Thorheit schützt,
Wohl dem, der ohne jene die besitzt!
Doch daß in schwarzer Unglücksnacht,
Vom bösen Dämon angefacht,
Nicht Beides in dem Ganzen sich entzünde,
Sonst weh, o weh dem armen Kinde!

88.

Die erste mildert eine Winterplage,
Und dies sei Alles, was ich von ihr sage.
Die zweite und das Weberschiff bewegen
Sich eins dem Zweck des anderen entgegen.
Das ganze Dinglein aber ist vonnöthen,
Das Erste zu beleben und zu tödten;
Doch kommt die zweite auch von einem Thier.
Der Kapuziner und der Kürassier
Entbehrt sie leicht. Das Ganze zeigt euch an,
Der, der es habe, sei ein armer Mann.

Doch, wenn ihr wollt, das Ganze zeigt euch an,
Der, der euch habe, sei kein armer Mann.
Indessen hat auch wohl zu guter Stunde
Ein gelber Mensch die zweite an dem Munde,
Und Mancher drin, und beißt daran.
Das Ganze aber ist ein Mann,
Dem ist ein kleines Werk gelungen;
Doch hat er sich den Ruhm damit errungen,
Daß Mancher ihn noch als Verbess'rer nennt,
Der andere Verbesserer kaum kennt.

89.

Die erste Sylbe rumort im Spiel,
Die nämliche wachset auf Bäumen,
Macht Manchem der schneidenden Schmerzen viel,
Und läßt ihn nicht schlafen, noch träumen.
Doch Mancher sieht sie im lieblichen Traum,
Und freut sich kindisch der Gaben,
Sie wohnt in der Erde verborgenem Raum,
Und ist im Ganzen zu haben.
Die zweite Sylbe sieht Niemand gern,
Doch helfen ihr Ambos und Esse,
Der Seckler, des Friedens goldener Stern,
Und künstliche Rechnungsprozesse.
Im Ganzen liegen die Ehrenpfort',
Altäre, Paläste und Städte;
Korinthische Säulen liegen dort
Im tiefgeschichteten Bette.

90.

Das Ding schmückt manchen großen Herrn,
Und Mancher sieht's und hätt' es gern;
Und Mancher, der's nicht hat noch mag,
Macht's siebenmal in einem Tag;

Und Mancher setzt sich selber drein,
Und sauft darin Liqueur und Wein,
Doch sprichts bei dem und jenem an,
So sagt man: O du armer Mann!

91.

Zwei Sylben blühn, doch wenn ihr sie wollt brechen,
Nehmt euch in Acht! sie wehren sich und stechen.
Die dritte wählet selber, liebe Leute!
Umwindet sie die Schläfe holder Bräute,
So braucht das Ganze, — nun ihr merkt mich schon, —
Zum Beten braucht's der Kirche frommer Sohn.
Wie aber, wenn die dritte Flügel schwänge,
In Feld und Hain zwar etwas kunstlos sänge?
Dann hat das Ganze einen rothen Kopf,
Und singt im Kerker noch der arme Tropf.

92.

Kein Kluger hält mich für gering,
Ich bin ein unverträglich Ding;
Drum bringt mich nicht in eure Taschen,
Wollt ihr noch etwas drin erhaschen;
Sonst freß ich's weg, und werde doch nicht satt,
Ich fresse immer mehr, je länger man mich hat.

93.

Die erste nimmt am Himmel zu und ab,
Bald ist sie da, bald sucht ihr sie vergebens,
Und so ist sie das Bildniß eures Lebens,
Ihr nehmt auch zu und ab.
Die zweite, nehmt euch wohl vor ihr in Acht,
Hat manchen Sichern schon um Hals und Bein gebracht.
Dem Ganzen danken wir ein Bischen Helle.
Nun wißt ihr's, meint ihr. Ei nur nicht so schnelle!

Es wird vom Mondschein selber mit erhellt,
Und wohnt auf eurem Dach. Nun rathet, wenns gefällt.

94.

Das Ding hat Jemand an dem Fuß
Und duldet's, weil er's dulden muß.
Ein Andrer hats, doch nicht im Fuß,
Froh, wenn er's nicht entbehren muß.
Ein Dritter hat's sogar im Kopf,
Und ist ein lächerlicher Tropf.

95.

Ich Nimmersatt freß Pflanzen,
In meinen hohlen Ranzen,
Und ohne lang zu kauen,
Kann ich sie schnell verdauen;
Mein After stoßt zu mancher Dame Graus
Unausgesetzt die Flatus aus.

96.

Die erste seht ihr nur im Winterkleide,
Die zweit' und dritte liefert uns Getreide,
Das Ganze ist ein Kind der grünen Haide.

97.

Der Vogel will fliegen im hellen Schein,
Von Wien hinaus zum langen Rhein,
Da rührt ihn mit dem Talisman
Der große Zauberer Merlin an.
Blitzschnell der Vogel zum Leuen ward,
Der Leu flog nach des Vogels Art.
Da rührt ihn mit dem Talisman
Der große Zauberer wieder an.
Jetzt stieg heran mit manchem Dorn

Aus seinem Kopf ein dreifach Horn.
Der Löwe schnell verschwunden ward,
Jetzt flog das Horn nach des Löwen Art.
Da rührt mit seinem Talisman
Das dreifach Horn der Zauberer an,
Und alle Dornen fielen ab;
Dreieinigkeit eine Einheit gab,
Und alles Runde eckigt ward,
Nach Zimmermanns Manier und Art.
Jetzt fliegt das eckigt Ding am Rhein,
Des Vogels Weg im gelben Schein.

98.

In den bunten Karten steh' ich,
Doch nur einer von den Herrn,
Nicht der andre sieht mich gern.
Oft in falben Bergen geh' ich
Sonnig an und schmutzig aus,
Bring euch Liebes in das Haus.
Nur kehrt mich nicht um, ich bitte,
Solch' ein Ohr taugt nicht in eure Mitte.

99.

Deine Weisheit trägst du auf Papier,
Was daran zu viel ist, schenkst du mir,
Dennoch sag' ich, bist du mir gehässig,
Denn du tränkest mich mit schwarzem Essig.

100.

Dem ersten wird es mit der Zange
Hinweggekneipt und oft währts lange;
Der Zweite schneidets leicht und keck
Mit Messer oder Scheere weg;
Der Dritte hälts mit festem Glauben
Und läßt's um keinen Preis sich rauben.

101.

Durch Hitze, nicht durch Frost von Norden,
Bin ich aus Wasser Schnee geworden.

102.

Dreistöckig steht mein Haus!
Wer einmal drinnen wohnt,
Der zieht sobald nicht aus.
Sehr hohe Fenster hats, doch schaut er nicht hinaus.
Sie glänzen nie im Sonnenschein;
Kein Hagel schlägt die Scheiben ein;
Kein Ziegel von dem Dache fällt.
Das Haus wird stehn im weiten Feld.

103.

Dem Knaben bin ich oft zum Spielen gut,
Dem Zornigen dien ich zur Kühlung seiner Wuth,
Den Angegriff'nen kann ich schützen,
Den müden Greisen unterstützen.

104.

Drei Sylben, liebe Mädchen, sind
Zwar ungleich sich am Werthe;
Die erste macht die Menschen blind,
Die andern zwei die Pferde.

105.

Ihr schlaft oft kaum,
Und es besucht euch auf dem weichen Flaum,
Mein Erstes bald,
Umgaukelt euch in lieblicher Gestalt;
Ein leis Geräusch, und ihr erwacht,
Verschwunden ist es, einsam ist die Nacht.
Das Zweite kommt im Druck ans Licht;

Es wird verlegt von Jahr zu Jahr;
Vom Ganzen gibts manch Exemplar.
Ihr meint, ihr habts? ein Traumbuch ist es nicht.
Wenn nicht ein Sprichwort lügt!
So soll es in des Krämers Nischen
Sich öfters mit dem Pfeffer mischen.

106.

Ich schaff euch Korn zum Brod; — dafür
Weist ihr mir, wenn ich euch besuch, die Thür.

107.

Von Elfenbein stößt man mich fort,
Von Gold steckt man mich ein,
Von Fleisch und Blut war Mancher froh,
Mein Bräutigam zu sein.

108.

Orgelum, Orgelei! Schattenspiel an der Wand.
Schaut her! im felsigen Land,
Wie raucht der Berg! des Ewigen Blitze
Zucken um seine heilige Spitze. Org. Org.

Orgelum, Orgelei! Schattenspiel an der Wand.
O König Israels, im blutigen Sand,
Ringt mit dem Tode das Leben.
Fürder wachse dort weder Hopfen noch Reben! Org. Org.

Orgelum, Orgelei! Schattenspiel an der Wand.
Eines Königs Burg! Seine Hand
Greift in die goldenen Saiten,
Sie klingen auf ewige Zeiten. Org. Org.

Orgelum, Orgelei! Schattenspiel an der Wand.
Die Woge braust, von des Schiffes Rand
Stürzt ein Prophet. Hat nichts zu sagen,
Nicht jede Speise verdaut jeder Magen. Org. Org.

Orgelum, Orgelei! Schattenspiel an der Wand.
Ein muthiger Grieche soll lösen das Pfand,
Er hat es gelöst und obendrein
Den Gürtel des Königs Töchterlein. Org. Org.

Orgelum, Orgelei! Schattenspiel an der Wand.
Ein römischer Dichter, das Schnupftuch in der Hand,
Geht zu Schiff. Madame bekümmert
Sagt ihm Adjeu, der Scheidende wimmert. Org. Org.

Orgelum, Orgelei! Schattenspiel an der Wand.
Ein gekrönter Heide im höllischen Brand,
Der gegen die Wahrheit wüthend gekriegt,
Ihn hat der Galiläer besiegt. Org. Org.

Orgelum, Orgelei! Schattenspiel an der Wand.
Diese Juden und Heiden vereinigt ein Land,
Das längst seiner Väter Rechte verloren.
O Colon, Colon, wärst du nicht geboren! Org. Org.

109.

Leer bin ich so schwer, als ob ich voll wär.
Voll bin ich so schwer, als wenn ich leer wär.

110.

Herr Cajus bläst mich voll, Herr Titus bläst mich leer.
Dem schaff ich süßen Ton, dem süße Düfte her.

111.

Gar wunderschöne Lieder sang er,
Den ich mir denk! Doch aufwärts schwang er
Längst zu den Sternen sein Gefieder,
Und schaut auf Rom und Tibur nieder.
Acht Lettern bilden seinen Namen,
Sucht aus vier Wörtern sie zusammen!

Das erste wünscht zum Höllenfluß
Die Bratwurst und Laurentius.

Die Langeweil und die Begier,
O zweites, schauen oft nach dir.

Das dritte, leichter Vöglein Wiege,
Hat oft mit Säg' und Hobel Kriege.

Das vierte hat bald die Agenden,
Bald hat es die Schalmei in Händen.

112.

Das Ding hat keinen Kopf, doch eine dicke Nase,
Das Ding rühmt sich mit der hetrurischen Vase
Verwandt zu sein. Vermindert und zerlegt
Das halbe Dutzend Laute, die es trägt,
So ist's ein Dämon, den kein Gut noch Geld
Der alten und der neuen Welt
Versöhnt, daß er die arme Seele,
Die seine Beute ward, nicht fürder quäle.
Es ist ein Thier, von dem sich ungescheut
Ein Gott die Form, und selbst der Teufel leiht.
Und noch ein Thier; ihr saht es wohl von ferne,
Doch wett' ich, ihr berühret es nicht gerne.
Ein Wundarzt ohne Instrumenten,

Der selber sich an seinen Patienten,
Die ihm vertraun, den Tod kurirt.
Dann Farbe, die den Tempel einst geziert,
Doch jetzt verblichen ist, und nimmer existirt.

113.

Die erste ist erquickend, wenns
So fällt um den August herum.
Die zweite kühlet übrigens
Die Glut der Erde auch nicht dumm.
Das Ganze wirft per consequens
Im Winter gern die Leute um.
Von Rausch und Wein,
Soll gleichwohl nicht die Rede sein.

114.

Auf Freuden folgt gar oft als dumpfes Weh
Die erste, englisirt zwar um ein **e**:
Bald weiß auf schwarz, bald schwarz auf weiß,
Macht sie dem jungen Leichtsinn heiß;
Mit scheuen Blicken schleicht er fort,
Und jeder Bergmann kennt das Wort.

Die Andacht ruft das zweite Paar zur Messe,
Oft führt es mit sich selbst Prozesse,
Gewinnt es sie, so hat es sie verloren,
Bald wirds aus Mutterleib, bald aus dem Wein geboren.

Des Ganzen patriot'scher Sinn
Gibt Hab' und Gut der Krone hin,
Dem Kaiser und dem Könige von Preußen,
Schon seltener dem Großherrn aller Reußen;
Und was dem Armen übrig bleibt, verzehren
Die Löwen und die Bären.

115.

Wo kommt der Musen Zahl mit dem Verbrecher zusammen,
Der mit Schwert und Dolch stach in das fünfte Gebot?

116.

Ich faß mich kurz, acht Laute hat mein Wort;
Ich nenne sie; gebt jedem seinen Ort,
So steh ich da, nicht schwarz, noch gelb, noch grün,
Wiewohl ich farblos auch nicht bin.
Nun werft das Netz, nun schöpft im Born;
Hilft Sanftmuth nicht, so helfe Zorn.
Zerlegt das Zinn, zerschlagt die härtre Bronze;
Fragt nach, euch hilft vielleicht sogar ein Bonze,
Vielleicht Herr Job, vielleicht der weise
Herr Zeno zu der Stoa Preise;
Fragt überall, mir Angehörige wohnen
In Bozen, Bern und Bonn und allen Zonen.

117.

O das Wollige und Kleine
Trächtig mit viel Most und Weine!
Nährt es, daß es wohlgedeihe
Und erfreue,
Mütter, die ich meine!

O das Goldne und das Feine,
Schimmernd in dem Sonnenscheine!
Und ihr könnt's am Bürzel tragen
Mit Behagen,
Stolze, die ich meine!

O das Liebliche und Reine
In dem süßen Zauberscheine!
Könnt ich stets dir mit Entzücken
Darein blicken,
Holde, die ich meine!

118.

Laßt sinken, was sinkt,
Stets aber die erste Sylbe blinkt
Gesetzen und Mandaten,
Im Reiche der Moden und der Staaten.
Wir rufens von dem finnischen Meer,
Und von den Ufern des Ebro her,
Und freuen uns doch darüber nicht sehr.

Durch's Zweite ziehn der Sämann und der Schnitter,
Wohl ziehn vorüber Sonnen und Gewitter,
Es selber in der Zeiten Raum
Schlägt seinen ew'gen Burzelbaum,
Jetzt aufrecht, wie wir alle gehen,
Schnell unten den Kopf und oben die Zehen.
Das Ganze ist nicht weit von hier;
Euch kommts zum süßen Punsch, im stillen Schlafe mir.
Es mög euch allen froh erscheinen,
Und, was es Liebes hat, in eurem Schooß vereinen.

Auflösungen

der

Räthsel, Charaden und Logogriphe.

1. Rittersporn.
2. Haarzopf.
3. Bretzel.
4. Brief.
5. Kannengießer.
6. Saul, Paul, Maul, Gaul.
7. Zopfband.
8. Michel, Sichel.
9. Sold.
10. Römer.
11. Adam.
12. Lot.
13. Bleistift.
14. Hofrath.
15. Kochbuch.
16. Spinngewebe.
17. Winterschuhe.
18. Sand.
19. Hutschlinge.
20. Schildwache.
21. Bienenkorb.
22. Nacht.
23. Knopf.
24. Nordstern.
25. Carolina.
26. Haar.
27. Glas.
28. Schimmel.
29. Apothekerbüchsen.
30. Steckbrief.
31. Schreckhorn.
32. Die Besoldung.
33. Rausch.
34. Charade.
35. König, auf dem Thron, auf der Tabaksetiquette (Dreikönig), im Kartenspiel.
36. Feldberg.
37. Der Neunundneunziger.
38. Zeitung.
39. Meerschaum.
40. Feder.

41. Kaffee.
42. Berlichingen.
43. Bandwurm.
44. Sonntag.
45. Grundbirne.
46. Zeitlose.
47. Edelsteine.
48. Barbier.
49. Trauermantel.
50. Titus.
51. Stecknadel.
52. Wetterhahn.
53. Morgenstern.
54. Johann Paul Friedrich Richter.
55. Julius.
56. Rheinfall.
57. Finger.
58. Gesicht.
59. Weinessig.
60. Kamm.
61. Mamsell, Amsel.
62. Bretspiel.
63. Das Rad in einer Taschen-Uhr.
64. Bretspiel.
65. Kartenspiel.
66. Abt, Stab, Bast.
67. Augen, Neunaugen.
68. Mittwoch.
69. Tropfe, Tropf, Topf.
70. Kreuzsacrament.
71. Nase.
72. Scheinwurm.
73. Haarbeutel.
74. Silberlocke.
75. Fibel.
76. Hemde.
77. Fischotter.
78. Meister.
79. Lampe, Ampel.
80. Roßmarkt.
81. Prorector, Prosector.
82. Zeiger auf dem Zifferblatt.
83. Thierkreis.
84. Handschuh.
85. Hebel.
86. Siebmacher.
87. Nothzucht.
88. Ballhorn.
89. Steinbruch.
90. Kreuz.
91. Distelfink.
92. Loch.
93. Tagloch.
94. Nagel.
95. Tabakspfeife.
96. Schafgarbe.
97. Die Post durch Oestreich, Baiern, Württemberg und Baden.
98. Die Lese.
99. Streusand.
100. Nagel.
101. Salz.
102. Galgen.
103. Stock.
104. Liebhaber.

105. Mausdreck.
106. Flegel.
107. Carolina.
108. Sinai, Saul, Sion, Jonas, Jason, Naso, Julian, Louisiana.
109. Blasbalg.
110. Pfeife.
111. Horatius, Rost, Uhr, Ast, Hirt.
112. Ziegel, Geiz, Ziege, Igel, Egel, Gel.
113. Thauwetter.
114. Zechbruder.
115. Neuntödter.
116. Zinnober.
117. Aug, am Weinstock, am Pfauenschweif, im Gesicht.
118. Neujahr.

Worterklärungen

zu

dem Texte der allemannischen Gedichte.

A.

Aecke, der Nacken.

Aetti, Vater. Altdeutsch: **Atta. Atta unsar**, im gothischen Vater unser. Id. **Atti, Aette.**

Afange, verb. Anfangen. Aber **Afange**, adv. Endlich, Nach und nach.

Agle, subst. plur. Steife, stechende Spitzen, z. B. an den Aehren. Aculei Sch. Agle, Agel. Id. Achel.

Alder, Oder (auf dem Wald). Sch. Ald. Alder, Alt.

Almig, Ehemals.

Ane, Hin. **Woane?** Wohin?

Anke, frische Butter. Altdeutsch: **Anka.**

Arfel, subst. Ein Arm voll. **Aerfeli**, deminut.

As, Als. **Aß**, Daß.

B.

Bah, 1) Bahn, 2) Bann, Gemarkung.

Balge, Vorwürfe machen. Altdeutsch: zürnen; von **Balg**, Zorn. Sch. Balg, stomachus. Balgen, irasci, iurgari.

Bammert, Feldhüter, Bannwart. Sch. Bannwarth, Custos banni.

Baschge, verb. neut. Im Ringen die Kräfte gegen einander messen, act. bezwingen. Id. schmettern, zwingen.

Basseltang, Kurzweil. Passe le temps.

Batte, Nützen, fruchten. Goth. **Botan**, verwandt mit **Baß, Besser.**

Baum, außer den gewöhnlichen Bedeutungen, bei einem gewissen Kartenspiel der Valet in Treffle, Kreuz dem Baum, Herausforderung dieser Karte durch ein ausgespieltes Treffle-Blatt.

Bause, Aufgeblasen sein, daher: Großthun. Verbausen, Verschwenden. Das Primitiv zu Verbutzen, wie Chraue zu Chratze (Kratzen), Bause zu Bitze &c. Sch. Baussen, largiter potare.

Bederthalbe, adv. Auf beiden Seiten. Daher: Bederthalbe, subst. Ein Zwerchsack. Von Beide und Halb, altdeutsch: die Seite.

Belche, subst. propr. Hoher Berg des Schwarzwaldgebirges im Breisgau. (Auch Schweiz und Elsaß haben Belchen.) Sch. Belch, Boelchen, cacumina montium. Nach Ad. von Berg, durch Verwechslung des r und l, wie Kirche und Chilche.

Bis. Imperativ zu Sein. Sei!

Bitzeli, Wenig.

Bluest, Blüthe. Bi'm Bluest! Eine mißstellte Betheuerungsformel, dann ein Ausdruck der Verwunderung, besonders bei unangenehmen Ueberraschungen. Eigentlich: Bei dem Blut (des Sacraments)! wie: Bi Gost!

Bohle, Werfen. *βαλλειν*. Sch. Pollen, Polen, projicere.

Bosge, Eine Bosheit verüben. Id.

Bosget, Bosheit, auch im unschuldigen Sinn, Muthwille.

Brenz, subst. masc. Branntewein. Gebranntes.

Briegge, Weinen. *Βρυχειν*, *Βρυχμος*?

Briggem, Bräutigam. (Basel.)

Bringe, 1) Bringen, 2) Zutrinken.

Brös'll, Brodsamen.

Bruttle, verb. 1) mit dem Hilfswort Haben: Halblaut reden, besonders im Unwillen. 2) mit Sein: Halblaut redend fortgehen.

B'scheid, Bescheid. B'scheid thue, Einen zugebotenen Trunk annehmen.

B'schieße, Zureichen, Sättigen, gedeihlichen Fortgang haben. Par. Joh. 6. Was erscheußt das unter so viele? Sch. Beschiessen, proficere.

Büeßli, Zehnkreuzerstück. Piece.

Bugg, Hügel.

Bühni, 1) obere Decke des Zimmers; 2) der oberste Boden des Hauses; 3) Raum zwischen demselben und dem Dache.

Bunte, Pfropfer, Spunte. Sch. Punten.

Busper, munter, besonders von Vögeln. Etwa so viel als buschbar, wenn die Hecken buschig werden und die Vögel nisten?

Butsche, mit dumpfem Ton anstoßen.

Büttene, großes hölzernes Gefäß zum Einsalzen des Fleisches rc. Von Bute, Sch. Butten.

C.

Carfunkel, 1) jeder rothe Stein von Glanz; 2) rother Ausschlag im Gesicht.

Cheri, Reihe, Ordnung dessen, was regelmäßig wieder kommt. Daher: Die Cheri, Diesmal. En anderi Cheri, Ein andermal. Von Kehren.

Chetteneblume, Kettenblume. Leontodon taraxacum Lin.

Chib, Neid, Verdruß, auch Feindschaft. Daher: Chibe, verb. verwandt mit Keifen. Chibig, adject. Sch. Kip. Keib. Id. Kipp.

Chilche, Chille, Kirche. Altdeutsch: Chilcha. Sch. Kilch.

Chilchelueger, Kirchenaufseher. Von Luege, Schauen.

Chilchspel, Kirchspiel. Aehnliche und gebräuchliche Zusammensetzungen in Volkspiel, Leutspiel, Geldspiel rechtfertigen die Ableitung von Spiel im Sinn der leichten Bewegung. Daher: 1) die zu einer Kirche ein- und ausgehende Menge; 2) die Abtheilung des Volks, das zu

Einer Kirche gehört; 3) der District, den sie bewohnt. Vergl. Ab.

Chlimse, Spalte. Verwandt mit Klemm, Klemmen. Sch.

Chlöpfe, Knallen, Krachen. Par. Tonderchlapf. Id. Klapf.

Cholt, schwarzes Pferd.

Chölsch, Leinwandzeug von blau gefärbtem Garn. Cöllnisch? Daher: chölschblau.

Chresme, Klettern.

Chretze, 1) geflochtener Hängkorb, von Chratte, Handkorb. Crates. Sch. Kratt und Kretze; 2) über die Achsel gehendes Tragband für die Beinkleider.

Chriesi, Kleine Waldkirschen. Chirsi, Große Veredelte.

Chrome, 1) einkaufen; 2) zum Geschenk vom Markt ꝛc. bringen.

Chrosplig, Eigenschaft der Rinde des frisch gebackenen Brodes.

Chruse, Krug mit Bauch und weiter Oeffnung. Chrüsli, deminut. Sch. Id.

Chülbi, Kirchweihe, Sch. Kilchwine, Kilwihe etc.

Chummli, Chummlig, Bequem, von Kommen. Kommlich. Sch. Kommlich, convenienter.

Chündig, Aermlich. Sch. Kundig, kundiglich, Parcus.

Chüngi, Kunigunda.

Chuuche, Hauchen.

D.

Deis, Jenes.

Dengle, Dengeln, Sensen und Sicheln durch Hämmern schärfen. Schwedisch: Danga. Sch. Tengeln. Id. Danglen. Dänglen.

Dinge (zu Jemand), Dienste nehmen. Sch. Ding Pactum. *Dingen*, Pacisci.

Distelzwigli, Distelfink. Sch. „Alle Geschöpfe und alles, das do lebet, begehrt Freiheit, ein Fögelein, ein Distelzwiglin. Geil. v. Keysersb.

Dolder, Gipfel eines Baumes, Strauches. Noch übrig in Dolde. Sch. *Dolde*, Told etc.

Dordurwille, um deswillen.

Dosch, Kröte.

Dose, verb. Schlummern.

Dotsch, ein Ungeschickter.

Dunders= — verstärkt in der Zusammensetzung mit einigen Adverbien. Dundersnett, Ueberaus nett.

Dunte, Unten, mit Beziehung auf einen gewissen Ort.

Duran, Ueberall. Aus: Dur; Durch, und: Ane, Hin.

Dure, adv. Hindurch, Hinüber, Herüber. Verschieden von Dur' e, Dur' en, durch ihn, den, einen. —

Düsele, Schlummern, Halbschlafend gehen. Deminut. von Dosen. Jd. Duselicht, Schläfrig, Taumelnd.

Dusse, Draußen.

Düssele, 1) act. Leise reden; 2) neutr. Leise gehen. Von Dussen, verwandt mit Tosen. Sch. *Dussen* Murmur edere.

Duure, verb. impers. Bedauren. Es duurt mi, Ich bedaure es.

E.

Echt, Echter, Echterst, Etwa, Doch, Wohl? Sch. Echt, Echter, Echtern.

Egerte, Ungebauter Feldplatz. Sch. Egerd, incultus.

Ehne, Jenseits, drüben.

Eiere=Anke, subst. Eier in Butter gebacken.

Eis Gangs, Eines Ganges, Unmittelbar.

Eithue, Einerlei, gleichviel. Ein Thun.

Enanderno, Unmittelbar, Geschwinde. Einander nach.

Engelsüeß, die Wurzel von Polypodium vulg. Lin. (Vorderösterreich). Sonst Süßwurz.

Eninne, Gewahr. Entinnen.

Erlustere, Erlauschen.

Ermel, subst. plur. Weibliches Kleidungsstück zur Bedeckung der Arme.

F.

Fatzenetli, Sacktuch. Aus dem Italienischen Fazoletto. Jd. Fazeile, Fazeneitle.

Fegge, Flügel.

Fern, Vor einem Jahr. Sch. Jd.

Firſt, Das Oberſte. Daher 1) Rücken des Daches, beſonders an Strohdächern; 2) fortlaufender Bergrücken. Sch. Jd.

Flöſch, Schwammicht von Leibesconſtitution. Flaccus.

Frauemänteli. Alchemilla vulgaris Lin.

Fraufaſte, Ein berüchtigtes Geſpenſt in Baſel und der umliegenden Gegend. Aus Frohnfaſten.

Fraufaſtechind, ſo viel als ſonſt Sonntagskind, das die Geſpenſter ſieht.

Frech, 1) Frei, wahrſcheinlich das Intenſivum zu dieſem; 2) geſund von Anſehen, feſt, muthig; 3) frech. Sch. Fortis, liber. Jd. Hellfarbig. Schön. Durl? Aus der zweiten Bedeutung.

Frei, außer der gewöhnlichen Bedeutung, adverb. So gar.

Fuettergang, Seitengang neben den Stallungen zur Bereitung und Aufſteckung des Futters.

Fürcho, Scheinen, Erſcheinen im Traume ꝛc. Vorkommen.

Füre, Hervor. Verſchieden von **Füre**, **Füren**, Für ihn, den, einen.

Fürtuech, Schürze.

Füſi, Flinte, Fusil.

G.

Gahre, Knarren.

Gattig, Wohlgebildet, Gefällig. Von der Stammſylbe **Gatt** in Gattung, wie **Artig** von Art.

Gäutſche, Schwanken, von flüſſigen Dingen. Daher: **Vergäutſche**, 1) act. durch Schwanken ausgießen; 2) neutr. durch Schwanken ausfließen.

Geb, abgekürzt, statt: Gebe Gott, Geb, wo de bisch, du magst sein, wo du willst. Zur Aufklärung einer Stelle in Entfelders Schriften. N. theolog. Journ. 15r Bd. 4tes Stück. S. 319.

Gell, Gellaber, verb. imperat. Nicht wahr? plur. Geltet. Sch. Jd.

Gehre, Begehren. Das Stammwort zu diesem und zu Gierde Gierig, Gerne. Sch.

G'halt, Gehalt, Zimmer.

G'heie, verb. impers. Verdrießen, anfechten. Sch. *Heyen, Geheyen*, vexare.

G'hürst, Gebüsch. Gehürste von Hurst.

Gigse, Knarren.

Gitzi, Junge Ziege. Gitzeli, deminut. Sch. *Kyzen*, hoedus; *Kitzlin*, hoedulus. Jd. Kitzen.

Glast, Glanz, besonders Schein von Blitz und Feuer. Sch.

Gliichlig, Durchgehends gleich.

Glitzere, Schimmern. Von Glitzen, Glänzen, verwandt mit Gleissen ꝛc. Sch. Jd. Glitzen, Glitzgen. Davon

Glitzerig, Schimmernd.

Glumse, Heimlich (in der Asche) brennen. Daher: Abglumse, Nach und nach erlöschen. Sch. *Gluns* scintilla, *Glunst* favilla.

Go, praep. Gen, Nach. Verschieden von Goh, Gehen.

Götti, Taufpathe. Gotte, fem.

Gottwilche, Begrüßungsformel. Von Gott oder Gottes Willkomm!

Grüebe, Ueberrest von ausgesottenem Schweinefett. Jd.

Grumbire, Kartoffeln (Grundbirnen). deminut. Grumbirelі.

Grumse, durch unverständliche Töne und abgebrochene Worte seine Unzufriedenheit ausdrücken. Von Gram. Jd. Gramsen, Gramonzen machen.

Gsegott, Segne Gott!

G'stable, Gestabeln, Steifwerden, besonders von Kälte. Stabiliri.

Guge, Sich hin und her bewegen. Primitiv zu **Gaukeln**? 2c. Vergl. Jd. Art. Gugel.

Güggele, Durch eine kleine Oeffnung schauen. deminut. von **Gucken**.

Guhl, Hahn. Gallus.

Gülle, Pfütze. Par. „und daß die Predikanten sich befleißigen, zu predigen, nit aus menschlichen **Güllen**, sondern aus dem Brunnen evangelischer Leer.“

Gumpe, Hüpfen. Ueber etwas hinweg= oder hinabspringen. Dah. **Gumperig**, Ausgelassen. Jd. **Gumpet**, Schwelgerisch.

Gumpistöpfel, Eingemachte Aepfel. Von Compositum Compot. Sch. *Kompest*, olus *Ruobenkumbost*.

Günne, Pflücken. Gewinnen. Vergl. Sch. „Gewunnen und Ungewunnen.“

Gvätterle, verb. Das Spielen der Kinder, wenn sie Verrichtungen der Erwachsenen nachahmen. Jd. **Gfräulen** Breisg.

H.

Habermark, Tragopogon pratense Lin. Jd. Guckigauch 2c.

Halde, Auf= oder absteigende Bergseite. Von **Helden**, Neigen, (ein Gefäß an der untern Seite aufrichten, um der Mündung eine Neigung zu geben). Daher auch: Abheldig, schiefliegend. Sch. *Helden*, inclinare. Halde. Jd.

Häli, Schaf in der Kindersprache und beim Locken.

Hamberch, Handwerk.

Hamme, Schinken. Sch. pessuis.

Hampfle, subst. 1) Eine Handvoll. 2) Der Raum zwischen beiden hohlen Händen. Dah. **Hampflevoll**, beide Hände voll. **Hämpfeli**. Deminut.

Handumcher, adverb. So geschwind, als man eine Hand umkehrt.

Haselbröbli, Juncus pilosus Lin.

Haseliere, Toben. Aus d. Franz.

Hätteli, Ziege in der Kindersprache und beim Locken.

Hauptthöchlige, adv. Mit aufgerichtetem Haupt. Daher: laut, munter.

Hebe, Halten.

Heimele, Der Heimath ähnlich sein. Daher: Aheimele, An die Heimath erinnern. Id. Heimen.

Helge, Helgli, Helgeli, 1) ein auf Papier gemalter Heiliger. Daher: 2) jedes kleine Papiergemälde. Id. Kupferstich.

Helse, Glückwünschen. Daher: Etwas zum Gruß, Neujahr ꝛc. schenken. Von Heil. Altdeutsch: Heilizen, Grüßen, Heilizunga, Gruß. Dänisch: Helse. Schwedisch: Helsa.

Hentsche, Handschuh.

Her, Herr. Der Her, Der Pfarrer. Herget, Herr=Gott.

Hinecht, ad. In dieser Nacht. Sch. Hinnacht. Hinechtie, Die ganze Nacht hindurch.

Hirz, Hirsch. Hircus, Hirci, die Hirzen.

Hofertig stoh, Zu Gevatter stehen. Von der alten Form Hoffart.

Hold, Geneigt, Ausschließlich von der gegenseitigen Liebe zwischen Jüngling und Mädchen gebräuchlich. Von Helden, siehe Halde. Daher:

Holderstock, Der oder die Geliebte.

Hüble, 1) An den Haaren schütteln. Daher: 2) Züchtigen.

Hurlibaus, Kanone.

Hurnigel, Kleiner Winter=Hagel. Daher: 's hurniglet, verb. es rieslet. Sch. Von Hornisse. Id. Vielleicht eher verwandt mit Hornung, Hornig. 's horniggelet. Es frieret empfindlich an die Finger.

Hurst, Strauch. d'Hürst, plur. Das Gebüsche, Dickich. Sch. Horst und Hurst, vepretum. Angelſ. Hurst und Hyrst.

Hurt, Lager zur Aufbewahrung des Winterobstes, Sch. Hurt, Crates.

Hüst und Hott, Links und Rechts! Zuruf an Zugpferde. Sch.

Hott, quo celeusmate incitantur equi ad currendum. (Daher Hotten, von Statten gehen.) Hutsch, celeusmatis genus. von Hutschen, repere.

Hütie, adv. Heute den ganzen Tag. Hütie und ie, Heute ie und ie.

Huure, Niederhuure, Den Körper stehend gegen die Erde niederlassen. Hauren. Ganz verschieden von einem ähnlichen Wort, das in Meiners Briefe über die Schweiz damit verwechselt wird.

J.

Jemerst. Affektswort der Klage und Sehnsucht.

Jeste, subst. plur. Launen, Muthwille. Von

Jesen, Gähren. Daher: Jast, Hitze.

Jeste, Hitze, Launen. Oder von Crestus.

Jilge, Lilie.

Imme, 1) fem. die Biene; 2) masc. collect. der Bienenstock. Id. Verschieden von imme, Einem, In einem. Immli, demin.

Immis, auch Zimmis, Das Mittagessen. (Basel.) Sch. *Imbis, Imbes.* Etwa entstanden aus dem altdeutschen Vater Unser: „Proth unsar emezhic hip uns hiutu?"

Jobbi, Jakob.

Joch, Außer der gewöhnlichen Bedeutung, ein Brückenpfeiler.

Junte, Weiberrock.

Jüppe, Kinderrock. Aus dem Italienischen Giubba.

Just, Eben, gerade recht. Daher: Wohl zu Muthe. In der ersten Bedeutung auch Justement. Aus dem Französischen oder Italienischen.

K.

Keje, 1) neutr. Fallen; 2) act. Werfen, κεισθαι.

L.

Lädemli! kleiner Fensterladen.
Landsem, Langsam.
Laubi, Einer von den Namen, die der Landmann den Zugochsen gibt. Horni, Merz, Laubi, Lusti, von den vier zum Theil nicht mehr gebräuchlichen Namen der Frühlingsmonate: Hornung, Merz, Laubmonat (April), Lustmonat (Mai).
Leerlauf, Kanal zur Ableitung des Wassers neben den Mühlrädern.
Legi, Damm durch das Beet eines Flusses zur Ableitung des Wassers. Auch Wehr, Wuhr.
Lehre, beides Lehren und Lernen.
Lenge, 1) Bis wohin reichen; daher 2) nach etwas greifen, holen; 3) zureichen, genugsein. Von Lange, und noch übrig in An-, Be-, Verlangen ꝛc. Sch.
Letsch, Schlinge, Schlaufe aus dem Ueberschuß von Band an Kleidern ꝛc. Ital. Laccio. Letschli, deminut.
Lewat, Brassica Napus L.
Liecht, Licht. Z'Liecht, Auf Nacht-Besuch.
Logel, Fäßchen. Lagenula. Sch. Logel, Laegel etc.
Lopperig, adj. Was nicht mehr fest ist, hin und her wankt.
Lose, Horchen. Stammwort zu Losung, Lauschen ꝛc. Sch. Id.
Luege, Schauen, Sch. — Verluege, recipr. Sich über dem Zuschauen vergessen.
Luft, masc. Sanfter Wind. fem. Luft. Bei den Alten auch als masc. Luft.
Lüpfe, In die Höhe heben. Sch. Id.
Luppe, Großer Klumpe glühenden Eisens, das aus dem Frischfeuer zum erstenmal unter den Hammer kommt.
Lustere, Lauschen. Von Losen.

M.

Manne, verb. Einen Mann nehmen.
Marcher, Der die Felder ausmißt und Grenzsteine setzt. Von March, Grenze. Sch. March. Signum.

Martsche, Eine Art Kartenspiel.

Maßle, Masse Roheisen in langer prismatischer Form. Massa, Massula. Sonst Gans, Eisengans.

Matte, Wiese. Von Mähen. Sch. Mad, Mat, Matte. Ang. Sax. Maed.

Meidli, Mädchen. Von Meid. Par. Marc. 5. „Meidle, ich sag dir, stand auf! Und alsbald stuond das Meidlin auf!" Sch. Meide. Davon das neue Deminutiv:

Meideli, Ein kleines Mädchen.

Meje, Blumenstraus.

Meister, außer den gewöhnlichen Bedeutungen, euphemisch: Der Scharfrichter; Der Meister vo Hage.

Meng, Manch. Noch übrig in Mannigfaltig.

Möhnli, Unke. Maifrösche, vor Mön. Sch. *Moen*, Majus.

Morn, adv. Morgen. Sch.

Morndrings, am folgenden Tag.

Mose, Flecke Verw. mit Maser. Sch. *Mas* cicatrix; *Mose*, macula. Jd. Maase. Mäsli nnd Moseli, Deminut.

Mummeli, Name des Rindes in der Kindersprache und beim Locken.

Mumpfel, subst. Stück Eßwaare. Ein Mundvoll. Jd. Das Weiche im Brod.

N.

Näumer, Jemand; Näumis, Etwas; Näume, Irgendwo. Aus einer unbekannten Vorsylbe und den Wörtern Wer, Was, Wo. Sch. Niesswar, was, wo.

Necht, adv. In der ersten Hälfte der vorigen Nacht. Sch. Nechten. Jd.

Nemtig, subst. Die Nemtig, Vor einigen Tagen. Sch. *Antdag*, Dies post certam diem octavae. Jd. Niemtig, Neulich.

Nidsi, Unter sich, Abwärts. Von Nid, Stammsylbe in Nieder, und dem abgekürzten Sich. Sch. Nidsich.

Niede, Unten.

Niemes, Niemand. Sch. *Niemensche.*
Niene, Nirgends. Sch.
Nootno, Nach und Nach.
Numme, Nur. Sch. Nummen, Newan, Newer, Newr.
Nümme, Nicht mehr.
Nüt, Nichts.

O.

O, zusammengezogen aus Au, Auch. (Nur in einigen Gegenden.)
Obsi, Ueber sich. Aufwärts. Sch. Obsich.
Oebber, Jemand, Oebbis, Etwas, Oebbe, Etwa. In alten Schriften Etwer, Etber, Ebber, Etbes ꝛc. Sch. Etwer etc.
Oebsch, Oebsche, Etwa.
Oed, Schwach von Nüchternheit.
Oehli, Oelpresse.
Oerliger, grobes weißes Wollenzeug.
Oser, Büchersack. Id. Aunser, Schnapsack.

P.

Pappe, Brei.
Pfnüsel, Schnuppen. *Πνευσις*. Sch. Pfnüsel, Phnysel, Pfunst.
Phatest, Laune, Muthwille. Phantast.
Plunder, Kleidungsstücke. Alles, was zum Anzug gehört. Daher Plündern, spoliare Sch.
Plunni, Apollonia.
Popperment, Operment, Arsenik.
Poppere, schnell und schwach klopfen. Pöpperle, Deminut.
Preste, substant. Gebrechen, Vom verbum Presten, Fehlen. Altdeutsch: „Ni imo brusti" — Ihm gebrach nicht. Par. Uns prist nit an Geschicklichkeit. Sch.

R.

Räf, Leiterwerk, hinter welchem dem Vieh das Futter aufgesteckt wird. Sch. — Das Letzte im Räf haben, Sprichw.: Dem Tode nahe sein.

Ranft, Rand, Rinde, Ränftli, Deminut. Id.

Rause, kleine Gräben zur Wasserleitung machen. Sch. *Runs*, rivus, alveus. Von Rinnen.

Reble, sich kraftlos hin und her bewegen. Daher: Mit unüberwindlichen Schwierigkeiten kämpfen. Daher: Verreble, Langsam zu Grunde gehen. Id. Aufg'rablen, Sich wieder erholen.

Reckholder, Wachholder.

Ribi, Reibmühle.

Richter, 1) Gemeinderath; 2) Weiter Haarkamm,

Rickli, Angesetzte Schnüre, durch welche ein Band geht, um Kleidungsstücke fest anzuziehen. Id. Rick, eine gewisse Anzahl Fäden.

Ring, adv. Leicht; Ringer, mit weniger Mühe, Lieber. Daher: Geringe, Sch.

Rinke, Schnalle. Rinkli, Demin. Id.

Ruchgras, Anthoxanthum odoratum L.

Rufe, Ausschlag, Kruste auf heilenden Wunden ꝛc. Sch. Id.

Rübeli, Eine Art Baumwollenzeug, Halbsammet.

Runke, Girren.

Rümmechrüsliger, Eine Art Winteräpfel.

Rung, subst. 1) Unbestimmte kurze Zeit; 2) =mal Ei Rung Einmal. Rüngli, Deminut. von 1.

S.

Sägese, Sense. Altdeutsch: Sagys, Sagisen. Aus einer alten Stammsylbe, die noch in Sech, Säge, Sichel, Seco übrig ist, und aus Eisen zusammengesetzt. Sch. Sagys, Saegis, etc. Id. Säges.

Schaffig, Arbeitsam.

Scheie, Pallisade um die Gärten. Sch. Schyen, Schygen.

Schellewerche, Oeffentliche Arbeit strafweise verrichten.

Schicht, Arbeitszeit der Schmelzer ꝛc. am Hochofen. Sch. *Series, Ordo, Partitio.*

Schiehut, Strohhut. Von Schiene oder Schein.

Schliefe, Schlüpfen. Das veraltete Stammwort zu diesem und zu Schleifen, Schleppen ꝛc. Sch. Id.

Schmähle, verb. Vorwürfe machen. Das Deminut. von Schmähen, und verwandt mit Schmollen. Sch.

Schmecke, Beides Schmecken und Riechen. Dah. Ahnen, Merken.

Schmehle, subst. Grashalm, Id. Schmiele, Schmeele, Aira L.

Schmuris, eine Mehlspeise mit Eiern.

Schnatte, Wunde. Von Schneiden. Sch. *Schnatten*, Cicatrix.

Schnaue, Im Unwillen sprechen. Aschnaue, Hart anreden. Das Stammwort zu dem Intens. Schnauzen, und zu Schnauben, und ohne Zweifel auch zu dem noch nicht heimgewiesenen Hochdeutsch: Schnöde. Vergl. Ad. unter: Schnöde. Sch. *Schnöwen*, *Anschnauen*, a Schnau pro. *Schnauze* Id.

Schnöre, Rüssel. Sch. Schnorre.

Schoch, Schocheli, Ausdruck des Gefühls der Kälte beim Schauern. Sch. Schoch Interjecto ex frigore.

Schöchli, Kleine Heuhaufen auf den Wiesen. Deminut. von Schoch, Haufe. Daher: Schöchle, verb. das Heu in solche zusammenbringen. Sch. *Schoch, acervus.*

Schrunde, Aufgesprungene und geritzte Haut. Sch.

Semper, der nicht alle Speisen mag.

Setzer, der auf dem Hochofen das Erz ꝛc. einsetzt.

Sieder, praep. Seit. adv. Unterdessen. Siederi, Seither. Sch. *Sid*, Sider etc.

Simse, Vorschuß unter den Fenstern. Davon Gesimse. Sch. *Symis, Sims.*

Sinne, verb. Weinfässer ausmessen und bezeichnen. Scherzweise von den Menschen, Signare. Sch. Sinnen, signare in doliis, quantitatem mensurae. Hinc *Sinner*, Homo qui id facit.

Sölli, Sehr. Id. Sellig.

Spöchte, Spähen. Das Intens. zu diesem. Spectare. Sch. Spechen etc.

Spöthlig, Spätling, Spätjahr. Das Gegenwort zu Frühling.

Stabhalter, der zweite Vorgesetzte in Landgemeinden. Sch. Verschieden von Statthalter.

Stapfle, Stufe. Stäpfeli. Deminut.

Stellaschi, Gerüste, Gestell, was viel Raum einnimmt.

Storze, Strunk der Staudengewächse. Störzli Deminut.

Stotze, Starke Beine und Schenkel. Sch. Stotzen refercire. Id. Stotz, Stamm, Klotz.

Strehle, Kämmen. Von Strehl, Kamm. Verwandt mit Striegel, Strigilis. Id. von Strahl.

Strolch, Vagabund. Id. grober Mensch.

Strübli, Gewundenes Backwerk. Von Strube, Struve, Schraube. Id. Strauben, Sträublein.

Stud, Pfosten. Verwandt mit Stütze, Stotze. Statua. Sch. Stud.

Sunneblume, Crysanthemum Leucanth. Lin.

Stubete. Z'stubete. Auf Besuch.

T.

Tafere, Wirthshausschild. Taberna. Sch. *Tafern.*

Tage, verb. Tag werden. Sch.

Taue, Feldmaß bei Wiesen. Ein Morgen.

Tensch, Schleuße bei der Wasserleitung. Sch. *Tensch*, Landveste a Latino Tenere.

Togge, Strohfackel.

Tole, Vertragen, Dulden. Das Stammwort zu diesem. Mertoltenis, Wir duldeten uns. Goth. Thulan. Angelsächs.

Tholian. Dän. Taale. Isl. Dol. Schwed. Tola. Griech. *Ταλαω*. Lat. *tolero tuli*.

Toll, 1) überhaupt Schön; 2) insbesondere: Was mit großem Aufwand verschönert ist. Könnte wohl das Wort von dieser Urbedeutung zur Bezeichnung des thörichten Aufwandes, und zuletzt des Thörichten, Uebertriebenen ꝛc. überhaupt übergegangen sein? Vergl. Ad. unter diesem Art. Id. Toll, Groß, Hübsch. Engl. tall.

Todtebaum, Sarg.

Tragete, Last, so viel man auf einmal tragen kann.

Treber, Trestern.

Tremel, Balke. Von Tram. Sch. Id.

Trinke, Tubak trinke, Tabak rauchen. Noch aus einer alten Bedeutung des Wortes Trinken, Ziehen, Trahere. Par. „Den freien und reichlichen Geist (der Lehre) in sich getrunken haben."

Trog, Hölzerne Kiste. Sch. Truhe, receptaculum clausum, *Trog*. Id. Truhe, Truche.

Trostle, Drossel.

Trüeihe (Trühen), ursprünglich: Sammeln, Zulegen. Von Truhe. Daher: Fett, stark werden. Sch. *Truhen*. In arculam conjicere. „Unrecht Gut truhet nicht."

Trümmle, 1) Sich auf einem Punkt herum bewegen; 2) unstät gehen. Tremulare. Id. Trumseln. Davon:

Trümmlig, Schwindlicht. Id. Trumselig.

Tschäubli, Tschäubbeli, Kleiner Strohbüschel, Warnungszeichen an verbotenen Wegen. Deminut. von Schaub, Strohbund.

Tschope, Kamisol mit Ermeln, Tschöpli, Deminut. Aus dem Ital. Giubba, woher auch Jüppe, Kinderrock.

Tunke, Tauchen. Tingere.

U.

Uding, Unding, adv. Sehr, Ueber das Gewöhnliche.

Uerthe, 1) Wirthsrechnung; 2) Abrechnung überhaupt. Sch. *Urt, Uirthe,* Symbola, collecta etc.

Umme, Hin, Herum; verschieden von Umme, Ummen, Um ihn, den, einen.

Ung'heit, Unangefochten. Von Geheihen.

Unrueih, Perpendikel an der Uhr. Unruhe.

Urig, 1) Lauter Dinge einer Art beisammen; 2) so viel Dinge einer Art, daß man die andern nicht bemerkt. Wahrscheinlich von der noch in Zusammensetzungen übrigen Stammsylbe Ur.

V.

Ver- in der Zusammensetzung mit dem Verbum, oft statt Er- — Vert- statt Ent-.

Verbuse, s. Bause.

Vergelstere, Erschrecken. Sch. *Galstern,* fascinare. *Vergallen,* facere ut sonet.

Verglichlige, adv. Vergleichungsweise.

Verstune, Irre werden.

Visperle, v. act. Kleines Geräusch machen. neutr. Mit solchem sich fortbewegen.

Vogt, Schulze.

Volchspiel, Menge Volks in Bewegung.

W.

Wägese, Pflugschaar. Altdeutsch: Wagisen, Wägenese, Wagys. Von Wägen, Aufwinden, In die Höhe heben, und Eisen. Nach Ad. von Wagen. Sch.

Wagle, Wiege.

Wahle, verb. Wogen. Verwandt mit Wallen, Sieden und Welle.

Warbe, das gemähte Gras zum Trocknen auseinander schütteln. Eigentl. Umwenden, Verarbeiten. Verwandt mit Werben, Erwerben, Gewerbe, Wirbel 2c.

Wasserstelzli, Bachstelze.

Weger, Wegerli, Wahrlich. Eigentl. Comparativ von Wahe, Schön, Gut. Par. „Hätten sie gesprochen, es wäre wäger, man ließe einen Menschen Schaden leiden mit Haltung des Sabbathstags." Sch. Id. Wäger, Wahrlich, Besser.

Weidli, Hurtig. Sch. Weidelich, Decorus, Gnavus. Id.

Weihe, Speckkuchen.

Welle, subst. Bündel von Reis, Stroh ꝛc. Sch.

Wentele, Wanze.

Werchtig, Werktag.

Weserei, 1) Verrechnungsstelle bei den Eisenhütten; 2) dabei errichtete Weinschenke.

Wette, verb. Binden, Zusammenfügen. Daher: an das Joch spannen. Windsbeck: „Nu hat das Alter mit Gewalt in sinen Strick mich so gewetten."

Wetterleich, Wetterleuchten. Im Wetterleich, Blitzschnell.

Wibe, verb. Ein Weib nehmen.

Wied, gedrehte Weide zum Binden. Altdeutsch: Bei der Wide, Beim Strang. Daher vielleicht Wiedsauer.

Windeweh, Wind und Weh. Ausdruck für das Gefühl der Unruhe bei langem Warten. Wunden weh? Wunder weh? Sch. „Wer kann allwegen gedultig seyn, wan eim so wunn und wee ist." Nach dieser Orthographie vielleicht so viel als: Wohl und Weh, in Hoffnung und Furcht.

Wintergfrist, Gfristig, Frostbeulen.

Wolfel, Wohlfeil.

Wuhr, Damm durch einen Fluß zur Ableitung des Wassers. Id. Um dem Wasser höhern Fall zu geben.

Wuli, Name der Gänse bei'm Locken und in der Kindersprache.

Wundervitz, 1) Neugierde; 2) ein Mensch, der Alles zu wissen verlangt.

Wütsche, Sich schnell bewegen. Intensit. von Wischen in Entwischen ꝛc.

Z.

Zeiche; Alle Zeiche fluchen, Alle Verwünschungsformeln aussprechen.

Zeine, Rundkorb. Von Zein. Sch. Zein, virga, et Zain. Id.

Zeiner, Schmied, der das Stabeisen in Stangen streckt.

Zibertli, (Getrocknete) weiße Pflaumen. Id. Zibarten, Prunellen.

Zimpfer, Jungfräulich sein im Betragen, auch affektirt. Sch. Id. Zumpfer.

Zinkli, Hyacinthen.

Zistig, Dienstag. Sch.

Zit, 1) fem. Zeit; 2) neutr. Uhr. Daher Zitli, Deminut. Die Taschenuhr. Altdeutsch: Zit, Stunde. Otfrid: Ninuhunt Zito, Neunhundert Stunden.

Zsendane, Ueberall. Zur Hand hin.

Züber, Hölzernes Wassergefäß.

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Vorwort zur Ausgabe von 1843	III
Vorwort zur Ausgabe in drei Bänden	VI
J. P. Hebels Leben	IX
1. Die Aeltern	XI
2. Die Heimath	XII
3. Die Kindheit	XIV
4. Die Lehrjahre	XIX
5. Die erste Dienstzeit	XXIII
6. Schulmännische Wirksamkeit	XXV
7. Die allemannischen Gedichte	XXVIII
8. Dienstleben und Beförderungen	XXXVIII
9. Die Räthsel und der Hausfreund	XL
10. Verschiedene Arbeiten	XLIX
11. Reisen	L
12. Das lustigste Jahr	LI
13. Verstimmungen	LVI
14. Auszeichnungen	LVIII
15. Die biblischen Geschichten	LXIII
16. Letzte Arbeiten	LXVII
17. Die letzten Tage	LXVIII
18. Charakteristik	LXXI
Zu Hebels Ehrengedächtniß. Vom Adjunkten des rheinländischen Hausfreundes	XCV

Allemannische Gedichte

für Freunde ländlicher Natur und Sitten.

Vorrede zur ersten Auflage	CXV
Vorrede zur dritten Auflage	CXVII

	Seite
Vorrede zur vierten Auflage	CXVIII
Vorrede zur fünften Auflage	CXX

Erste Abtheilung.

Die Wiese	3
Freude in Ehren	12
Die Irrlichter	13
Der Schmelzofen	16
Der Morgenstern	21
Der Karfunkel	24
Das Hexlein	31
Der Mann im Mond	33
Die Marktweiber in der Stadt	35
Der Sommerabend	38
Die Mutter am Christabend	41
Eine Frage	43
Noch eine Frage	46
Gespenst an der Kanderer Straße	47
Der Käfer	49
Der Statthalter von Schopfheim	51
Der Schreinergesell	59
Hans und Verene	60
Der Winter	62
Das Habermüß	64
Wächterruf	67
Der Bettler	69
Der Storch	71
Sonntagsfrühe	74
Auf einem Grabe	76
Der Wächter in der Mitternacht	78
Der zufriedene Landmann	83
Die Vergänglichkeit	85
Der Jenner	89
Der Knabe im Erdbeerschlag	92
Das Spinnlein	94
Der Wegweiser	96

Zweite Abtheilung.

An den Geheimerath v. Ittner	101
Die Feldhüter	103

Seite
Des neuen Jahres Morgengruß 107
Geisterbesuch auf dem Feldberg 110
Erinnerung an Basel 116
Auf die Insel bei Odelshofen 118
Die Ueberraschung im Garten 121
Riedligers Tochter 123
Die glückliche Frau 128
Agatha, an der Bahre des Pathen 130
Das Gewitter 131
Der Geist in der Neujahrsnacht 133
Die Hauensteiner Bauernhochzeit 136
Der Abendstern 137
Der Sperling am Fenster 140
An C. L. 142
Die Häfnet-Jungfrau 142
An den Rechnungsrath Gyßer 145
Der Schwarzwälder im Breisgau 148
Der allzeit vergnügte Tabakraucher 149
Auf den Tod eines Zechers 150
Des rheinländischen Hausfreundes Danksagung an Pfarrer Jäck in Tryberg 151
Epistel an den Pfarrer Güntert zu Weil 153
An eine Freundin bei Uebersendung einer Anzahl Räthsel und Charaden 156
Dem aufrichtigen und wohlerfahrenen Schweizerboten an seinem Hochzeittage 157
Zu einer Bittschrift 159
Der Ehrentag Carl Friederichs, Markgraven zu Baden . 160

Gedichte in hochdeutscher Sprache.

Neujahrslied 165
Sommerlied 166
Abendlied, wenn man aus dem Wirthshaus geht . . . 168
Lied für die Gesellschaft des Museums bei ihren freundschaftlichen Mahlen 169
Kürze und Länge des Lebens 172
Zum neuen Jahr 1804 174
Der Abendstern 175
Auf den Geburtstag eines Freundes 178
Auf die Hochzeit eines Freundes 180
Auf die eheliche Verbindung des Baumeisters J. J. C. A... mit W. E... am 13. Juni 1809 181

Seite

Grenadierlied 182
Musquetierlied 184
Zum Geburtstag eines Kindes 185
Neujahrswunsch des Wochenblattträgers 1812 185
Neujahrswunsch des Wochenblattträgers 1815 187
An einen Freund zu Hausen bei Uebersendung der allemannischen Gedichte 188
Epigramme 190
1. Rude donandus. 2. Undank. 3. Herzensanliegen. 4. Am Grabe eines Kapuziners. 5. Am Grabe eines Chirurgus. 6. Krankenbesuch. 7. Xenien.

Lateinische Uebertragung von Kirchenliedern.

1. Wie groß ist des Allmächtigen ꝛc. 195
2. Erblaßt in Todesbanden ꝛc. 197
3. Sei mir o Tag des Herrn gegrüßt ꝛc. 199
4. Jesus wird einst wiederkommen ꝛc. 200
5. Halte dich nicht länger, fließe ꝛc. 202
6. Gott sei mit Dir! Amen, Amen! 204

Räthsel, Charaden und **Logogriphen** . . . 207

Auflösung derselben 244

Worterklärungen 247

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hebel, Johann Peter,

J. P. Hebel's Werke Ausgabe in drei Bänden

Bd.: 1

Karlsruhe (1847)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 2820 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11260257-7